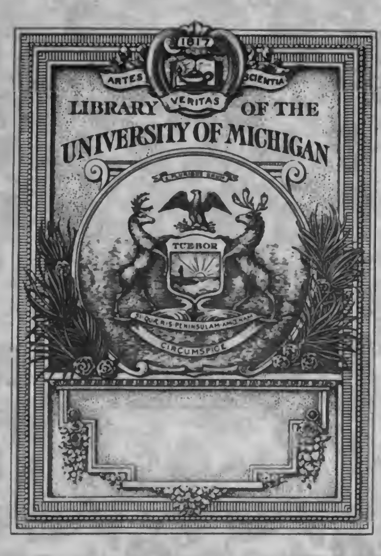


Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771-1813

Hermann von Boyen


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



D. G. Blohm

Generalfeldmarschall

Hermann v. Boyens Denkwürdigkeiten

I.



Generalfeldmarschall v. Boyen.

Aus Werckmeister: Das 19. Jahrhundert in Bildnissen.
(Photographische Gesellschaft in Berlin.)

Generalfeldmarschall

Hermann v. Boyen

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

1771 - 1813

Neue, bearbeitete Ausgabe in 2 Bänden

Mit Bildern

— I. Band —

Stuttgart

Verlag von Robert Lutz

[illegible]

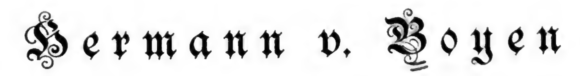




…chall v. B…

… Jahrhundert …

Generalfeldmarschall



Hermann v. Boyen

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen
1771—1813

Neue, bearbeitete Ausgabe in 2 Bänden

Mit Bildnis

—— 1. Band ——



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1899.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Kindheit und Jünglingsjahre.

Seite 1—30.

Boyens Kindheit — Tod seiner Eltern — Boyen tritt in die Armee ein — Abkommandiert zur Kriegsschule in Königsberg — Tod Friedrichs des Großen — Preußen zwingt Oesterreich und Rußland zum Frieden mit der Türkei — Erster Ausmarsch gegen Polen 1790 — General Wildau — Die französische Revolution und ihre Folgen — Krieg gegen Frankreich.

Der polnische Feldzug 1793/94.

Seite 30—66.

Polnische Zustände — Zweiter Ausmarsch gegen Polen — Die Armee — General Madalinsky überfällt Szrensk — Kosziusko als Feldherr — General Igelström — Verhalten der Polen — Aufstand in Warschau — Militärische Fehler der Preußen — Boyens Sendung zu Igelström — Charakteristik der Generale von Favrat und von Schönfeld — Langsamkeit der Kriegsführung von Seiten der Preußen — Friedrich Wilhelm II. als Soldat und Regent — Seine militärischen Ratgeber — General Graf Schwerin bekommt das Oberkommando — Große Fehler bei der Belagerung von Warschau — Verschiedene Ausfälle der Polen — Boyens Verwundung — Günthers Bosniaken und seine Erfolge — Aufstand im Rücken — Antonowicz und seine Guerillabande — Aufhebung der Belagerung — Die Kämpfe mit den Aufständischen.

Seite 66—82.

General Wildaus Tod — General Amaudritz wird Wildaus Nachfolger — Gefecht bei Groß-Magniszewo — Herstellung der Verbindung mit den Russen — Ein höfischer Flügeladjutant — Madalinsky in Bromberg — Halbe Maßregeln — Major von Schenk schlägt sich ehrenvoll bei Sochaczew — Falsche Dispositionen Schwerins — Die Polen erringen Vorteile — Schwerins Absetzung — General Günther erhält das Korps Favrat — Günthers Leben — Suworow erobert Warschau — Ende des Feldzuges.

Der Untergang Polens.

Seite 82—100.

Schauderhafte Zustände in der polnischen Verwaltung und Justiz — Schlechte Winterquartiere — Verbesserndes Eingreifen des Generals Günther — Teilung Polens — Der Adel, dessen Frauen und die Geistlichkeit in Polen — Erlebnis in einem Kloster — In Friedensgarnison — Leben in Gumbinnen — Boyens Verlobung — Tod Friedrich Wilhelms II.

Die Regierungsthätigkeit Friedrich Wilhelms II.

Seite 101—115.

Holländische Unternehmung — Herzbergs Politik gegen Rußland und Oesterreich — General Bischofswerders Einfluß auf die Politik — Bündnis mit Oesterreich — Krieg mit Frankreich — Veränderungen im Heer- und Regierungswesen — Das allgemeine Landrecht — Mißgriffe in der Volkserziehung — Wöllners Religionsedikt.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III.

Seite 115—136.

Hoffnungen des Volkes — Des Königs Neutralität gegen Frankreich — Abermalige Veränderungen im Kriegswesen — Die Kabinettsräte Beyme und Lombard — Erziehung des Königs — Boyen kehrt nach Bartenstein zurück — Einflüsse der französischen Revolution — Die Sorglosigkeit bei Besetzung militärischer Stellen — Boyens Fußreise nach Berlin und Herbstmanöver daselbst 1805 — Marsch gegen die russische Grenze — Preußens Sympathien mit Rußland und Oesterreich — Diplomatische Sendung des Grafen Haugwitz an Napoleon.

Das Kriegsjahr 1806 und die Ursachen der Niederlage.

Seite 136—169.

Gefährliche Lage Preußens — Boyen kommt zum Generalstab unter dem Herzog von Braunschweig — Im Hauptquartier zu Erfurt — Der Herzog von Braunschweig als Heerführer — Eine Paroleausgabe mit Hindernissen — Lager bei Hochdorf — Ein Kriegsrat in Verlegenheit — Im Lager von Weimar — Französische Spione als Weinreisende — Mangelhafte Verpflegung — Marsch nach Auerstädt — Ein aufreibender Staffettenritt — Napoleons Friedensvorschlag — Die Truppen geraten in Unordnung — Gang der Schlacht auf dem linken Flügel — Boyen überbringt Scharnhorsts Befehle — Boyens Verwundung — Allgemeine Flucht— Boyens Leiden infolge der Verwundung.

Seite 170—212.

Die isolierte Stellung Preußens vor dem Kriege — Verkannte Notwendigkeit einer Heeresverstärkung und Folgen hievon — Verschiedene Operationspläne — Plan Friedrichs des Großen, die Armee stets auf dem Kriegsfuß zu erhalten — Spätere Abweichungen von diesem Plane — Allgemeine Wehrpflicht — Die Nachteile der Werbung von Ausländern — Gehaltsverhältnisse — Kriegszucht — Das Offizierkorps — Gänzliche Auflösung des Heeres — Gesellschaftliche Beziehungen in Weimar — Nachrichten über den Krieg im Osten.

Reise von Weimar nach Ostpreußen.

Seite 212—224.

Boyens Abreise von Weimar als Gärtnergeselle — Zu Pferd bis zur böhmischen Grenze — Fußmarsch bis Prag — Reiseerlebnisse in Böhmen und Mähren — Postfahrt über Krakau und Bartenstein — Kriegsleben in Bartenstein — Zum russischen Generalstab kommandiert.

Die Kämpfe in Ostpreußen.

Seite 224—245.

Schlacht bei Pultusk — Eigennützige Kriegsführung Bennigsens — Schlacht bei Eylau — Boyens Ankunft beim General Tutschkow — Fortdauernde Defensivstellung der Generale Tutschkow und Tolstoy — Kosaken und Baskiren — Kapitulation von Danzig — Rückzug der verbündeten Heere nach den Schlachten bei Heilsberg und Friedland — Proviantunterschlagungen russischer Offiziere.

Seite 245—255.

Die bedeutenderen preußischen Generale — Die preußischen Minister — Ablehnung der Volksbewaffnung — Kaiser Alexander — Bennigsens Schuld an unseren Verlusten — Der Großfürst Konstantin — Der Tilsiter Friede.

Die Reformperiode in Memel.

Seite 256—273.

Die Lage nach dem Friedensschluß — Das Leben der königlichen Familie in Memel — Reformbedürfnisse — Stein wird zurückberufen — Einsetzung der Reorganisations-Kommissionen — Gegnerische Ansichten — Die erste Thätigkeit dieser Kommissionen — Steins Anteil an der neuen Gesetzgebung.

Die Reformperiode in Königsberg. — Der Tugendbund.

Seite 273—296.

Boyens Heirat — Wühlereien gegen die Reformen — Die Kriegsentschädigung an Frankreich — Unglücksfälle und mannig-

fache Schwierigkeiten — Städteordnung — Boyens Beförderung zum Major — Neues Gehältersystem für die Offiziere — Adelige und bürgerliche Offiziere und ihre Ausbildung — Abschaffung der Prügelstrafe — Neue Kriegsartikel — Der Tugendbund.

Die Wehrhaftmachung der Nation.

Seite 296—324.

Der Stein-Scharnhorstsche Armeeplan — Beschränkung desselben durch Napoleon — Das Krümpersystem — Der Kongreß zu Erfurt und Kaiser Alexander — Beschaffung von Waffen und Munition — Steins Brief an Wittgenstein — Die Entlassung Steins auf Verlangen Napoleons — Neubesetzung des Ministeriums — Boyens Mobilmachungsplan — In Lebensgefahr — Endgültige Organisation der oberen Militärbehörde — Scharnhorst schlägt Prinz Wilhelm zum Kriegsminister vor — Neue Intriguen der ‚Maulwurfspartei‘ gegen Scharnhorst — Verbesserungen in der Taktik — Die einfache Lebensweise der königlichen Familie in Königsberg — Neue Prinzenerzieher — Einträgliche ‚Geschäfte‘ durch den Verkauf von Licenzen.

Ereignisse in Preußen im Jahr 1809.

Seite 324—352.

Die allgemeine Lage in Preußen und Oesterreich beim Ausbruch des österreichischen Krieges — Unentschlossenheit preußischerseits — Oberstleutnant Knesebeck — Die Schillsche Unternehmung und ihre Folgen — Der Friede von Wien — Napoleons Verhalten gegen Preußen — Die Rückkehr des Königs nach Berlin — Blücher und der König — Jubelnder Empfang des Königs — Unterschied zwischen den Verhältnissen in Berlin und Königsberg — Die Bürgergarden — Mißlungener Versuch zur Einführung der Konskription — Boyen erhält die Stelle des militärischen Kabinettsvortrages.

Das Leben am Berliner Hofe.

Seite 352—378.

König Friedrich Wilhelm III. — Die Königin — Regierungsweise des Königs — Aenderungen in derselben — Ueber die Fürsten im allgemeinen — Vorschläge zur Ordnung der Kabinettsvorträge — Tägliches Leben des Königs — Die preußischen Prinzen und Prinzessinen in Berlin — Zwei einflußreiche Hofbeamte.

Einleitung.

Als am 15. Februar 1848 der preußische Generalfeldmarschall Hermann von Boyen im Alter von siebenundsiebzig Jahren aus dem Leben schied, richtete der nachmalige Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preußen an den Sohn des Verstorbenen, seinen langjährigen persönlichen Adjutanten, nachstehendes eigenhändige Beileidschreiben.

Weimar, den 16. Februar 1848.

Soeben erhalte ich Ihren Brief von gestern mit der Trauerbotschaft des Ablebens Ihres hochverehrten Vaters! Ein großer Mann, ein großer Name ist mit ihm dem Vaterlande entrückt; aber auf ewige Zeiten ist sein Andenken in den Annalen Preußens verzeichnet; und wenn diese Wahrheit auch die Hinterbliebenen nicht trösten kann, — da dieser Trost nur von oben kommt, wo er allein gesucht werden muß, — so ist diese Wahrheit doch ein schöner Gedanke für die Seinigen und wird beitragen helfen, in Verbindung der allgemeinen Teilnahme, Ihren und der Ihrigen Schmerz zu lindern!

Ich preise die Zeit, die mich mit dem Verewigten in seinen letzten Lebensjahren in nähere Stellung brachte, da ich, bei oft divergierender Ansicht, immer den glühenden Patrioten in ihm erkannte und wir immer Freunde blieben und als solche schieden! Friede seiner Asche!

Ihr

Prinz von Preußen.

Ein reiches, für Preußen und sein Herrscherhaus hochbedeutsames, allem Edlen, Großen und Guten mit voller Hingebung geweihtes Leben hatte mit diesem Tod seinen Abschluß gefunden. Einem ursprünglich niederländischen, dann in Ostpreußen ansässigen adeligen Geschlecht entsprossen und am 23. Juni 1771 als Sohn des Oberstleutnants Johann Friedrich von Boyen geboren, war der Verstorbene schon 1784 in das Heer eingetreten. Seine soldatische Laufbahn führt ihn im Jahre 1794 in Südpreußen unter General Günther gegen Polen ins Feld; den unglücklichen Feldzug von 1806 machte er als Offizier à la suite des Königs mit und wurde dabei in der Schlacht bei Auerstädt durch einen Schuß ins Bein verwundet. Im Jahre 1807 war er zu dem am Narew den Franzosen gegenüberstehenden russischen Korps als Kapitän im Generalstabe befehligt, während er in den Feldzügen von 1813 bis 1814 als Oberst und Generalmajor, bei Luckau, Großbeeren und Dennewitz, sodann in der Leipziger Schlacht, in den holländischen Affairen sowie bei Laon und Paris an der Spitze des Generalsstabs des 3. Armeekorps stand.

Doch weit wichtiger noch war Boyens Thätigkeit auf dem Felde der Organisation des Kriegswesens. Mit Anfang 1808 war er in die „Militär-Reorganisationskommission“ berufen worden, wo er, Scharnhorst treu zur Seite stehend, einer der entschiedensten Verfechter der kühnen, viel angefochtenen Reformen war, die auf eine allgemeine Landesbewaffnung abzielten. 1810 zum Direktor der I. Abteilung im Kriegsministerium mit dem Militärvortrag im königlichen Kabinett ernannt, be-

kleidete er diese wichtige Stellung bis 1812, wo er infolge des mit Napoleon geschlossenen Bündnisses seinen Abschied nahm, um in Oesterreich und Rußland gegen den tödlich gehaßten Unterdrücker seines Vaterlandes zu agitieren. Allein im folgenden Jahre befand er sich bereits wieder seinem König zur Seite. Nach dem Friedensschluß zum Geh. Staats- und Kriegsminister ernannt, gab er seinem Vaterland eine große Zahl hochwichtiger organischer Gesetze, an deren Spitze das berühmte „Gesetz vom 3. September 1814 über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst" steht. Dieses Gesetz ist die Grundlage des preußischen Wehrtums und der Wiedergeburt des deutschen Reiches. Allein Boyens kühne große Gedanken waren sofort auf den hartnäckigen Widerstand mächtiger Faktoren gestoßen. Auch Friedrich Wilhelm III. stellte sich schließlich immer entschiedener auf die gegnerische Seite. So sah sich Boyen, um seine Ueberzeugung nicht zum Opfer bringen zu müssen, 1818, nachdem er inzwischen zum Generalleutnant aufgestiegen war, genötigt, seinen Abschied zu erbitten, den ihm der König nur ungern gewährte. Die nun für ihn folgende zwanzigjährige unfreiwillige Muße füllt der rastlose Mann durch eine reiche litterarisch-historische und dichterische Thätigkeit aus. Nachdem Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, war es eine seiner ersten Regierungshandlungen, daß er Boyen wieder in den Staatsrat berief und reaktivierte, worauf derselbe am 22. November 1840 zum General der Infanterie befördert und am 1. März 1841 zum Kriegsminister und Chef des Staatsministeriums ernannt wurde. Die betreffen-

den königlichen Handschreiben an Boyen, die ein sprechendes Zeugnis für das Verhältnis ablegen, das zwischen den beiden herrschte, haben folgenden Wortlaut:

1.

Sans-Souci, 12. Juni 1840.

Mein teuerster Boyen!

Ihre Worte sind mir köstlich. Sie kommen aus einem Herzen von reinem Golde. Ihr Name hat einen edlen Klang für Alle, die es mit dem Vaterlande treu meinen. Beklagen Sie mich — aber was sage ich! — Sie fühlen es ja mit mir, welche eine fast unlösbare Aufgabe es ist, mit zerissenem Herzen, mit von Thränen strömenden Augen die größten Interessen in die schwachen Hände nehmen zu müssen! Ich werde mich oft nach Freundes Rat umsehen. Sie werden ihn mir wohl nicht versagen.

Eine Frage im engsten Vertrauen: Widert Sie es nicht einen Sitz im Staatsrat wiedereinzunehmen?* — Gott erhalte Sie dem Lande teuerster Boyen und meiner Freundschaft.

Friedrich Wilhelm.

2.

Ich wünsche daß der, welcher unter dem teuren seeligen Könige der Begründer der Verfassung des Heeres war, an meinem Huldigungstage nicht mit dem Zeichen der Inaktivität erscheine. Ich fordere Sie also auf, mein lieber Boyen, morgen mit den Aktivitäts-Zeichen zu erscheinen. Ihren Rang in der Armee werde ich später festsetzen. Nehmen Sie das Streichen der schwarzen Striche auf Ihren Epaulettes von Freundes Hand freundlich auf.

B: 14. Okt. 1840.

Friedrich Wilhelm.

3.

Da der Kriegs-Minister General der Infanterie von Rauch wegen seiner geschwächten Gesundheit seine Entlassung aus dem

---

* Die Ernennung zum Staatsrat wurde bereits am 30. Juni vollzogen.

Dienste nachgesucht hat, und durch dessen Pensionierung die Stelle des Kriegs-Ministers erledigt worden ist, so übertrage Ich Ihnen diese wichtige Stelle, in lebhafter Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, die Sie schon vorlängst auf derselben dem Könige und dem Vaterlande geleistet haben, und in der vertrauensvollen Zuversicht, daß Ihre Jahre Ihnen kein Hindernis sein werden, dieselben treuen und erfolgreichen Dienste auch Mir noch einmal mit der Thätigkeit und Kraft eines jung gebliebenen Herzens und Willens zu widmen. Indem ich Sie daher hierdurch zum Geheimen Staats- und Kriegs-Minister mit dem etatsmäßigen vom ersten März d. J. ab zu beziehenden Gehalt von 10000 Thaler ernenne, beauftrage Ich Sie, die Geschäfte des Ministeriums sogleich von dem abgehenden Kriegs-Minister von Rauch zu übernehmen, und habe demselben davon zur Benachrichtigung an das Kriegs-Ministerium Kenntnis gegeben.

Berlin, den 28. Februar 1841.

Friedrich Wilhelm.

Voll Lebendigkeit und Frische trat Boyen das hohe Amt sogleich an. Eine Reihe wichtiger Einrichtungen bezeichnen auch dieses sein zweites Ministerium. Doch nicht mehr lange vermochte der hochbejahrte Mann die Last des höchsten Staatsamtes zu tragen. Nach dem Schlusse des „Vereinigten Landtags“ erbat er seinen Abschied und erhielt solchen als Generalfeldmarschall und Gouverneur der Invaliden. Schon 1840 hatte ihm der König bei der Einweihung des Gneisenaudenkmals den schwarzen Adlerorden verliehen, indem er durch Gneisenaus ältesten Sohn sein eigenes Ordensband ihm, „dem echten Freunde des großen Verewigten“, umlegen ließ, und 1842 war er zum Chef des 1. Infanterieregiments ernannt worden, bei dem er 1784 zuerst eingetreten war; zur Feier des 60jährigen Dienstjubiläums Boyens 1844 aber hatte der

König eine Denkmünze prägen lassen, die auf der Vorderseite Boyens Bildnis, auf der Rückseite die Umschrift trug: Belli pacisque artibus utilis patriae. Dem Dahingeschiedenen schuf Friedrich Wilhelm IV. ein bedeutungsvolles Denkmal, indem er der ostpreußischen Feste Lötzen den Namen „Boyen" gab und deren sechs Bastions nach Boyens Vorname und nach dessen Losung: „Recht, Licht und Schwert" benannte. Auch in der Folge hat das preußische Königshaus bei jeder Gelegenheit volles Verständnis und höchste Anerkennung der unvergänglichen Verdienste Boyens bewiesen. In neuerer Zeit hat dessen Büste im Berliner Zeughaus Aufstellung gefunden und Kaiser Wilhelm II. hat dem Regimente, an dessen Spitze Boyen einst als Chef stand, den Namen desselben verliehen, „um solchen für alle Zeit lebendig zu erhalten."

Trotz alledem ist Persönlichkeit und Wirken Boyens dem deutschen Volke zumeist fast völlig unbekannt geblieben, so daß Kaiser Wilhelm I. beim Einzug der siegreichen Truppen in Berlin am 31. März 1871 den Senioren des eisernen Kreuzes mit vollem Rechte aussprechen konnte: „Wir müssen anerkennen, daß wir nur auf den Grundlagen weiter gebaut haben, welche 1813, 1814 und 1815 gelegt worden sind, und damit auch das große Verdienst der Männer jener Zeit, insbesondere Boyens, der leider oft und lange verkannt worden ist."

Die Ursache dieses letzteren Umstandes liegt zum Teil darin, daß Boyens Tod erst unmittelbar vor Beginn der Stürme von 1848 erfolgte, — eine Zeit, welche für eine allgemeine richtige Würdigung seiner Verdienste ebenso wenig geeignet

war wie die darauffolgende Reaktionsperiode, während seine Mitarbeiter an dem großen Werke damals bereits der Geschichte angehörten und allgemein zu der ihnen gebührenden Würdigung gelangt waren. Zwar hatte der berühmte Geschichtslehrer Häusser auch während jener Zeiten und später H. v. Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" dem genialen Manne volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber die verdiente Volkstümlichkeit vermochten jene Männer demselben damit nicht zu verschaffen.

Der erste Schritt zur Erreichung dieses Zieles geschah 1889/90 durch die Herausgabe der „Erinnerungen aus meinem Leben", welche Boyen in den Jahren 1834—36 niedergeschrieben hatte und die aus seinem Nachlaß durch seine Hinterbliebenen veröffentlicht wurden. Drei umfangreiche, mit einer großen Anzahl urkundlicher Beilagen ausgestattete Bände füllen diese „Erinnerungen", welche bis zur Schlacht bei Leipzig reichen und in jeder Zeile das Gepräge der hervorragenden Persönlichkeit ihres Verfassers tragen. Ein köstliches Denkmal hat dieser sich damit für alle Zeiten gesetzt, eine reiche Fundgrube für die Geschichte einer hochbedeutenden Zeitepoche erschlossen. Mit seltener Einmütigkeit wurde denn auch das Werk von der gesamten Kritik freudig begrüßt und anerkannt. Allein naturgemäß konnte dasselbe in dieser Form die Aufgabe nicht erfüllen, als Volksbuch in die weitesten Kreise zu bringen. Die Ehrenschuld gegenüber dem großen Genossen von Scharnhorst und Gneisenau blieb nach wie vor uneingelöst.

Diesen Zweck wünscht und hofft die Verlagshandlung nunmehr zu erreichen, indem sie vorliegend dem deutschen Volke eine sachgemäß gekürzte, vom Ballast der Beilagen befreite, der heutigen Rechtschreibung angepaßte zweibändige Ausgabe unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" darbietet.

Möge die Nation — so wünschen wir zum Schlusse mit dem Herausgeber des Originals — den Schatz, den dieselben in sich bergen, würdigen und in Ehren halten!

Die Verlagsbuchhandlung.

Kindheit und Jünglingsjahre.

Die göttliche Vorsehung hat mich zu einem sehr wechselvollen Leben bestimmt. Nicht unbedeutende Erscheinungen der Zeit sind bei mir vorüber gegangen; an mehreren nicht unwichtigen Ereignissen des preußischen Staates bin ich entweder unmittelbar beteiligt gewesen oder habe doch die Triebfedern derselben, die handelnden Personen ziemlich genau kennen gelernt, und dies alles bestimmt mich, die mir am merkwürdigsten erscheinenden Vorgänge meines Lebens, teils für meine Nachkommen, vielleicht auch zur Erläuterung einiger Geschichtsabschnitte hier einfach niederzuschreiben.

Den 23. Juni 1771 bin ich zu Kreuzburg in Ostpreußen geboren. Mein Vater, der Oberstleutnant bei dem Regiment Ingersleben war und sich mit einem Fräulein v. Holtzendorf verehlicht hatte, stand damals mit seinem Bataillon in jener Stadt in Garnison. Zwei Brüder und zwei Schwestern waren schon vor mir geboren, aber bald nach der Geburt gestorben, so daß ich als das einzige Kind meiner Eltern ihnen eine doppelte Freude gewährte.

Der treffliche Charakter meiner beiden lieben Eltern, durch eine sehr achtungswerte Bildung unterstützt, ihre selten glückliche Ehe und eine große Gastfreiheit, die einen zahl-

reichen Kreis von Bekannten um sie versammelte, dies alles verbürgte mir eine frohe Jugend und eine sorgfältige Erziehung. Indes schon nach einem halben Jahr änderten sich unerwartet meine ganzen Verhältnisse. Mein Vater war bei Friedrich dem Großen bei seinem Regierungsantritt Page, wurde auch während seiner früheren Dienstzeit von dem Könige sehr begünstigt, dann aber, als Kränklichkeit meines Vaters seine Versetzung zu einem Garnisonregiment notwendig machte, wie es schien, vergessen. Nun aber bekam mein Vater unerwartet den Befehl, mit dem von ihm kommandierten Bataillon unabhängig vom Regiment nach Polen zu rücken, um bei der Besitznahme von Westpreußen mit thätig zu sein. Die glücklichen Verhältnisse, in denen meine Eltern wechselseitig lebten, ließen bei meiner Mutter nicht den Gedanken an eine Trennung von ihrem Gatten aufkommen, von der andern Seite aber erregte meine große Jugend begründete Bedenken gegen eine in rauher Jahreszeit unternommene Reise und einen dauernden Aufenthalt in Polen. Meine Eltern entschlossen sich daher, mich zu einer unverehlichten Schwester meines Vaters, die in Königsberg lebte, zu bringen. Diese liebe Tante, der ich das wenige Gute, was sich in mir entwickelt haben mag, ganz allein danke, ward nun meine mütterliche liebevolle Pflegerin und widmete sich dem Geschäft meiner Erziehung bis zu ihrem Tode mit einer Sorgfalt, deren Wert ich wohl zu empfinden, aber nicht in Worten auszudrücken vermag. Sie wohnte allein mit zwei weiblichen Dienstboten, von denen die eine schon die Wärterin meines Vaters gewesen war. Zwei kleine Stuben und ein kleiner für meine Entwicklung mir sehr nützlicher Garten bildeten den Tummelplatz, auf dem ich mich für die Welt und meine kommende Laufbahn ausbilden sollte. Glücklicherweise hatte

meine Tante neben einem edlen sanften Charakter zugleich einen sehr gebildeten Verstand, und ihr heller Blick ließ sie die Eigentümlichkeit einer Knabenerziehung sehr richtig auffassen, so daß sie, was in ihren Verhältnissen zu meiner weiteren Ausbildung nur irgend möglich war, selbst mit großen Opfern nicht versäumte. So entwickelte sich in den ersten Jahren mein Körper gut, wenn auch nach den damaligen herrschenden Erziehungsbegriffen der Gebrauch und die Stärkung physischer Kräfte, als etwas Unanständiges, nur sehr unvollkommen blieb.

Mein Vater hatte sich des ihm gewordenen Auftrages so sehr zur Zufriedenheit des Königs entledigt, daß, nachdem mehrere Befehlshaber abberufen waren, er zuletzt den Oberbefehl über den Cordon an der neuen Grenze im sogenannten Netzdistrikt erhielt.

Meine Mutter wurde, als ich zwei Jahre alt war, von einer Tochter entbunden, und dieselben Gründe, welche in Hinsicht meiner obwalteten, bestimmten meinen Vater, mit einem kurzen Urlaub seine Schwester zu besuchen und ihr ebenfalls die Pflege der ungefähr ein Jahr alten Tochter anzuvertrauen. Dies ist das einzigemal, daß es mir vergönnt war, meine lieben Eltern zu sehen, und meine Phantasie hat mir noch immer die Umrisse derselben frisch erhalten, besonders in dem Augenblick, in dem mir mein Vater bleierne Soldaten und einen eben solchen Säbel schenkte.

Durch die Ankunft meiner lieben kleinen Schwester Johanna hatte sich der Kreis meines Lebens angenehm erweitert, und bald fesselte mich innige Liebe an diese Schwester, die eine große Uebereinstimmung in allen Lebensansichten mit mir zu entwickeln schien.

Mit meinem vierten Jahr erhielt ich einen Lehrer, der glücklicherweise, mein zartes Alter berücksichtigend, dem

eigentlichen Unterricht weniger Zeit widmete, dagegen aber fleißig mit mir spazieren ging und dabei gewöhnlich entweder einen Handwerker besuchte oder mich mit den Gegenständen der damals in Königsberg sehr blühenden Schifffahrt bekannt machte. Mir sind noch viele nützliche Eindrücke aus jener früheren Zeit geblieben, und ich verdanke dieser Methode wahrscheinlich meinen vorherrschend aufs praktische gerichteten Sinn.

Oft habe ich mich gefragt, wie bei meiner durchaus weiblichen Umgebung, zumal wo der erste Lehrer ebenfalls eine gute, sanfte, aber weibliche Natur war, die vorherrschende Neigung für die militärische Laufbahn schon frühe bei mir geweckt wurde; die folgenden Verhältnisse scheinen, soweit ich dies zu übersehen vermag, hauptsächlich dazu beigetragen zu haben, und ich glaube, sie deshalb hier etwas ausführlicher entwickeln zu müssen, weil wir selten dem Entstehen unserer Neigungen eine gehörige Aufmerksamkeit widmen, und die Keime zu denselben, die über die Richtung des Lebens entscheiden, nach unserer Ansicht dem Zufalle überlassen bleiben, während sie in meinen Augen ein Werk der über uns waltenden Vorsehung sind. Zuerst wirkte unstreitig das Beispiel meines Vaters, den ich von allen Menschen nur mit verdienter Achtung nennen hörte. Ein glückliches Gefecht, in dem er durch raschen Entschluß den bereits von den Konföderierten gefangenen General Lossau befreite, und mehrere gute Kriegshandlungen hatten ihm den Orden pour le mérite erworben. Die Erzählung davon machte auf mich einen großen Eindruck und erzeugte frühe schon manchen ehrgeizig kindischen Traum. Dann trafen aber zufällig noch mehrere Dinge zusammen, die mich in dieser Richtung bestärkten. Uns gegenüber wohnte ein mit meiner Tante gesellschaftlich befreundeter Haupt-

mann v. Korff, vor dessen Hause sich seine Kompagnie nach damaliger Sitte täglich versammelte. Dies Schauspiel kriegerischer Thätigkeit reizte den lebhaften Knaben. Bald ward der größte seiner augenblicklichen Wünsche durch ein hölzernes Gewehr gekrönt, und nun versäumte ich, wenn es nur irgend möglich war, keine dieser Paraden, indem ich hinter der Front alles das, was die Soldaten leisteten, mit meinem kleinen Gewehr nachzumachen versuchte. Dies belustigte sowohl die Offiziere als die alten bärtigen Grenadiere, und ich erhielt von ihnen manchen Unterricht, so daß ich in der That noch als Kind mit dem Exerzieren einer Kompagnie ziemlich bekannt war.

Noch zweier Männer muß ich aus dieser Periode gedenken, die auf den Gang meiner Entwicklung, wenn auch ganz zufällig, einen bedeutenden Einfluß übten. Der eine war ein Major v. Baczko*, der hochbetagt mit einer sehr kleinen Pension, nur von einer alten Haushälterin umgeben, ganz in der Nähe meiner Tante wohnte. Von Langeweile oft heimgesucht, wußte dieser alte Krieger mich durch kleine Genüsse an sich zu fesseln, und erzählte mir dann, indem ich diese verzehrte, mit noch jugendlichem Feuer seine Kriegsfahrten in österreichischen Diensten gegen die Türken und seine späteren Züge unter Friedrich. Diese Erzählungen fesselten mich unbeschreiblich. Es bedurfte keiner Leckereien mehr, um mich zu meinem alten Husaren hinzuziehen, und ich lernte das Kriegsleben und den siebenjährigen Krieg kennen, noch ehe ich den Tempelhoff** gelesen

---

* Vater des nachherigen bekannten Professors Baczko. (Zusatz des Verf.)

** Das seiner Zeit berühmte Buch von dem preußischen Generalleutnant Georg Friedrich von Tempelhoff, das eine ausführliche Geschichte des siebenjährigen Krieges enthält.

lesen hatte. Der andere meiner oben erwähnten Mäzene verfolgte eine ganz andere Richtung und verhinderte dadurch unbewußt meine zu einseitige Entwicklung. Es war dies ein Hofrat Bolz, der als Hagestolz nur für seine ansehnliche Büchersammlung lebte; er hatte mich und meinen Mutwillen zufällig kennen gelernt und, obgleich er sonst ganz isoliert lebte, Geschmack an mir gefunden, so daß ich, da er auch ganz in unserer Nähe wohnte, auf seinen Wunsch die Erlaubnis, zu ihm zu gehen, erhielt. Dies schmeichelte meiner kindischen Eitelkeit, ich gewöhnte mich an seine meistens der Geschichte und Erdbeschreibung gewidmeten Erzählungen, fand immer mehr Behagen daran, und er belohnte dies wieder, indem er mir Chroniken und Reisebeschreibungen, mit Kupfern reich versehen, borgte. Ich studierte sie, so gut es ging, mit einem dunklen Gefühl von Wichtigkeit, versuchte auch wohl hin und wieder einiges von jenen Bildern nachzumachen. So waren in einer Beschreibung von Batavia ziemlich deutliche Abbildungen der von den Holländern an der Küste angelegten Schanzen und Forts. Dies kostete meiner Tante ein Blumenbeet in ihrem Gärtchen, da ich schon in meinem sechsten Jahre den Versuch machte, eine von den abgebildeten Schanzen wirklich zu erbauen.

So hatte sich mein Leben bis zum siebenten Jahre entwickelt. Von einem geregelten Unterricht war noch wenig die Rede, das was man mir sagte, begriff ich ziemlich leicht, vergaß es aber, wenn es nicht zu meinen Neigungen paßte, wohl auch eben so schnell. Da ich indes hauptsächlich auf den jugendlichen Umgang meiner Schwester beschränkt war, so entwickelte sich der Trieb, mich selbst zu beschäftigen, unter den obigen Verhältnissen schon recht frühe. Heiter erschien mir unter allen Verhältnissen die

Zukunft, als plötzlich mehrere schwere Schicksalsschläge wenigstens einen Teil jener Aussichten beschränkten.

Zuerst verlor ich meine liebe Schwester an einem Keuchhusten. So sehr ich noch ein Kind war, fühlte ich doch diesen Verlust sehr tief. Doch dies war noch nicht genug, meine Mutter erkrankte in dem Städtchen Pakosz an einem in der Gegend grassierenden Fieber und starb daran. Mein Vater, trostlos über diesen Verlust, unterlag demselben Uebel und starb vier Wochen später am Ende des Jahres 1778. So war ich denn in meinem siebenten Jahre unerwartet eine vater- und mutterlose Waise. Manche Ansprüche an das Leben waren durch den Tod meines Vaters zerstört, und der kleine Haushalt meiner lieben Erzieherin unterlag großen Beschränkungen. Aber gerade hier entwickelte sich die sittliche Kraft meiner Tante, die keine Entbehrungen, keine Aufopferungen scheute, um das, was meine Erziehung zu bedürfen schien, herbeizuschaffen; es war daher auch nur ein kleiner Teil meiner Pflicht, daß ich, als ich bei dem Eintritt in den Dienst aus dem väterlichen Nachlaß eine eigene Zulage erhielt, diese bis zu ihrem Tode redlich mit ihr teilte.

Der Unterricht durch Hauslehrer ward fortgesetzt, das Vorurteil gegen den Besuch der Schulen und die dort herrschende rohe Sitte war noch zu stark, als daß meine Tante diesen für mich hätte wählen sollen. Meine Lehrer, die während dem Besuch der Universität meinen Unterricht als eine Nebenhilfe übernahmen, wechselten daher oft, sobald sich ihnen eine bessere und feste Anstellung darbot. Dies hatte denn wohl auch seinen Einfluß auf meine Ausbildung, die eigentlich dadurch eine immer etwas fragmentarische blieb. Mit einem dieser Lehrer hatte ich in meinem achten Jahre eine unbesonnene, aber lächerliche

Szene. Er war schon mit dem Rufe großer Heftigkeit und daß er seine Schüler oft unverdient züchtigte, zu mir gekommen; dies Gerücht erweckte bei mir den Vorsatz, das nicht zu dulden. Es dauerte nicht lange, so kam die Sache zur That, er wollte mich ohne Veranlassung (wie ich es wenigstens glaubte) mit einem Lineal züchtigen, und ich ergriff keck die Papierschere, sprang in die Ecke der Stube, erklärte mich zu einer hartnäckigen Verteidigung bereit, und der baumstarke Mann, dessen Hitze vielleicht verraucht war, schloß mit mir eine förmliche Kapitulation.

Erdbeschreibung und Geschichte waren die zwei Zweige, die mich am meisten anzogen, in der letzteren jedoch immer mehr die Begebenheiten und hervorstechenden Charaktere als die Chronologie und der dadurch sich bildende Zusammenhang. Mit dem Rechnen ging es ganz gut, in der Geometrie machte ich jedoch nur geringe Fortschritte. Das Lateinische wurde von mir thörichterweise vernachlässigt, weil einst ein Offizier in meiner Gegenwart sagte, daß dies dem Soldaten nicht nötig sei; dagegen aber Französisch von einer alten Mademoiselle notdürftig erlernt. Ich schrieb schlecht kalligraphisch und orthographisch, weil ich mich mit der dazu nötigen mechanischen Aufmerksamkeit niemals recht vertragen konnte. Dagegen nahm die Lust zum Lesen und mich auf diese Art selbst zu beschäftigen beständig zu. Jedes bedruckte Blatt, und wenn es auch eine Pfefferdüte gewesen wäre, wurde durchstudiert und kritisiert. Auf diese Art häuften sich schon frühe eine Menge Notizen in meinem Kopf, die aber unordentlich untereinander lagen und mich oft meine Kräfte überschätzen ließen, so daß ich z. B. nach dem Vorbild der ‚Schwedischen Gräfin‘ von Gellert, die in meine Hände fiel, in meinem neunten Jahr mich ganz ernsthaft damit beschäftigte, einen

Roman zu schreiben, der indes glücklicherweise nach einigen Versuchen ins Stocken geriet.

Unter den Büchern, welche ich fortdauernd zu erhaschen strebte, brachte mir ein glücklicher Zufall auch Schlözers Staatsanzeigen und das historische Portefeuille* in die Hände. Diese weckten entschieden meinen Sinn für die Statistik und Staatsverfassung und machten diese Gegenstände nächst den Kriegswissenschaften zu meiner liebsten Beschäftigung. Religionsunterricht erhielt ich teils durch meine Lehrer, teils durch meine Tante, die mir den hohen Wert christlicher Sittenlehre, christlicher Liebe und Duldung durch Worte und ihr edles Beispiel frühe verdeutlichte. Getreu der damaligen Sitte besuchte ich mit ihr nicht allein den sonntäglichen Vor- und Nachmittagsgottesdienst, sondern auch oft die Wochenpredigten. Dabei gab es außer den gewöhnlichen täglichen Gebeten in den Winterabenden noch immer eine Betstunde, bei der ich gewöhnlich vorlesen mußte. Diese anhaltenden religiösen Beschäftigungen wirkten aber nicht vorteilhaft auf mich ein; sie entfernten mich bei meinem Eintritt in die Welt so von ihnen, daß ich diese Entfremdung eigentlich niemals ganz habe überwinden können.

In meinem zwölften Jahre ward ich bei dem gegenwärtigen 5. Infanterieregiment eingeschrieben. Dies war ein zu jener Zeit üblicher Gebrauch, nach welchem man in den Listen eines Regiments geführt wurde, in demselben fort avancierte, die Uniform des Regimentes trug

---

* Der Geschichtsforscher A. L. v. Schlözer (1735—1809) gab diese „Staatsanzeigen“ in 18 Bänden (1782—1793) heraus. Dieselben wurden von Einfluß auf die Entwicklung des Studiums der Staatswissenschaften.

und gewöhnlich des Sonntags auf die Parade ging. Meine liebe Tante hatte wohl gewünscht, daß ich studieren sollte, aber daran war bei meiner entschiedenen Vorliebe für den Kriegerstand nicht zu denken.

In dieser Zeit wurde der Generalleutnant von Anhalt, der ehemalige Günstling Friedrichs des Großen, Gouverneur von Königsberg und Chef des gegenwärtigen 1. Infanterieregiments. Er sah mich zufällig bei einer jener Sonntagsparaden und sprach mit mir; ihm mißfielen meine Antworten nicht; es fand sich, daß mein verstorbener Vater sein alter Bekannter war, und dies alles bewog ihn, daß er bei meinem bisherigen Regimentschef, dem General Scott, mich zu seinem Regiment erbat. Dies ließ sich dem Inspekteur nicht füglich abschlagen; ich wurde also versetzt, ziemlich schnell eingesegnet und schwor den 7. April 1784 zur Fahne des Regiments Anhalt. Eine falsche Eitelkeit zog mir an diesem Tage einen kleinen Verweis zu. Meine Tante hatte dafür gesorgt, daß ich des Morgens nüchtern zur Vereidigung auf das Schloß ging, wo die Fahnen standen. Mein nunmehriger Hauptmann von Lebbien, ein sehr achtungswerter Mann, dem ich in militärischer Hinsicht viel zu danken habe, fragte mich, ob ich noch nüchtern sei, ich begriff den Zweck dieser Frage aber nicht, sondern glaubte, daß es armselig sei, noch nicht gefrühstückt zu haben, und sagte das Gegenteil, wofür mir nun ein wohlverdienter Verweis zu teil ward.

Meine neue Laufbahn und die mir aufgelegten Pflichten umfaßte ich mit einem freudigen Eifer, so daß mir bald das Wohlwollen meiner Vorgesetzten dafür zu teil ward und dies mich wieder bei meiner großen Empfänglichkeit für derartige Auszeichnungen zu neuen Anstrengungen reizte. Der tägliche Dienst ward übrigens damals noch und bis

zum Tode Friedrichs mit großem Ernst ausgeführt. Gewöhnlich mußte der Freikorporal, dies war die Benennung der in den Dienst getretenen jungen Edelleute, des Morgens um sieben Uhr bei dem Rekrutenexerzieren erscheinen. Dies dauerte bis neun, von wo es zur Wachtparade ging, die um elf Uhr endete, und des Nachmittags gab es Unterricht bei einem Ingenieuroffizier in der Geometrie und im Planzeichnen. Jeden vierten Tag zog man auf die Wache, und alle sieben Tage ungefähr hatte der Freikorporal das Kompagnievisitieren, wo man den größten Teil des Tages zur Aufsicht auf die vielen unsicheren oder liederlichen Ausländer bis spät in der Nacht auf der Straße sein und bei Tagesanbruch bei der Reveille dieses Geschäft aufs neue anfangen mußte. So beschwerlich dies auch zuweilen in der rauhen Jahreszeit sein konnte, so kann ich wohl sagen, daß ich nicht allein es immer, ohne daß es mir schwer war, freudig erfüllte, sondern ich glaube auch, daß hier, da man es für unziemlich gehalten hätte, einen Mantel oder Ueberrock bei dem Dienst anzulegen, der Grund zu meiner festen Gesundheit gelegt ward.

Nur einmal bin ich und zwar an den Blattern während dieser Jahre krank gewesen. Eine Art Blattern, die man die Steinpocken nannte, hatte ich in meinem achten Jahre überstanden, von denen mir einige Narben zurückgeblieben waren. Dies brachte unseren Hausarzt zu der Meinung, daß es die Menschenblattern gewesen wären, und so wurde die Impfung, welche sonst gerade in Gebrauch kam, bei mir nicht angewendet. Einen Vormittag indes, bei dem ich das vorhin erwähnte Visitieren hatte und in den Quartieren der einzelnen Soldaten herumgehen mußte, stieß ich unerwartet im Hausflur auf einen offenen Sarg, in welchem die Leiche eines durch die Blattern sehr

entstellten Kindes nach damaliger Sitte mit vielem Prunk ausgestellt war. Mir ist es zwar nicht erinnerlich, daß ich mich darüber entsetzt hätte. Indes muß doch das Ganze auf mich ganz sonderbar gewirkt haben; denn wenige Stunden nachher, als ich bei dem General Anhalt zu Tische saß, ward mir plötzlich so unwohl, daß ich nicht allein aufstehen, sondern nach Hause gebracht werden mußte, hier gleich in Phantasien verfiel und fast drei Monate mit einem sehr heftigen Blatternanfall und seinen Folgen zu kämpfen hatte. Nur die mütterliche, sich ganz aufopfernde Pflege meiner Tante und die Sorgfalt eines wackeren Regimentsarztes, dem mich der General speziell empfohlen hatte, retteten nicht allein mein bedrohtes Leben, sondern verhalfen mir auch mit Ausnahme ziemlich starker Gesichtsnarben bald wieder zu meiner alten Gesundheit. Diese Krankheit war übrigens nicht ohne Einfluß auf mein ganzes Leben. Ich hatte von der Natur eine ziemlich günstige Gesichtsbildung erhalten; durch einzelne unvorsichtige Aeußerungen auf diese zufällige Begünstigung aufmerksam gemacht, fing sich bei mir ein Geist der Eitelkeit zu regen an, der mich wahrscheinlich noch viel ärger irre geführt haben würde. Der erste Blick in den Spiegel, nachdem ich wieder aufstehen konnte, war daher für mich sehr niederschlagend; aber glücklicherweise fühlte ich, wenn auch nur dunkel, daß ich mich jetzt mehr dem ernsten Wissen, der Brauchbarkeit fürs praktische Leben zuwenden müsse, und so ist mir jene schmerzhafte Krankheit mit ihren Folgen später stets als ein günstiges Lebensereignis erschienen.

Wenige Zeit nachher ward meine etwas gekränkte Eitelkeit von einer anderen Seite unerwartet und unter wirklich drolligen Verhältnissen geschmeichelt. Unter den Offizieren der Kompagnie, bei welcher ich stand, befand

sich auch ein schon etwas bejahrter Leutnant, der als Muster der Pedanterie und Knickerei zu einem Charakter in einem Lustspiel in jeder Hinsicht dienen konnte. Dazu kam nun noch, daß er einem jungen, wohlhabenden Fräulein mit aller erdenklichen Sorgfalt den Hof machte. Ihr Geburtstag sollte in kurzem von ihren Eltern mit einem Balle gefeiert werden, und es schien dem zärtlichen Herrn notwendig, bei dieser Gelegenheit mit einem Liebe atmenden Gedicht aufzutreten. Wahrscheinlich scheute er indes das Honorar, welches er in Ermanglung eigenen Dichtertalentes zur Erfüllung seines Wunsches hätte aufwenden müssen, und so rief er mich vertraulich zu sich, entdeckte mir seine Not und schloß mit dem Antrage: Sie haben hier ja viele Bekannte, können Sie mir nicht ein solches Gedicht besorgen? Es ist mir nicht mehr erinnerlich, wie mir der Gedanke in den Kopf kam, die Sache selbst zu versuchen. Meine erste dichterische Begeisterung trieb mich auf die Wälle von Königsberg, und hier mit einem Säbel an der Seite, der wenig kleiner als meine ganze Person war, vollendete ich herumlaufend diesen Reimversuch, der dem Liebhaber genügte und trotz seiner Unbedeutendheit mich in dem Kreise meiner Umgebungen ganz günstig stellte.

Um diese Zeit fingen auch die ersten Ereignisse der amerikanischen Revolution an, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich zu ziehen. Der Zweck jenes Kampfes blieb von mir noch ziemlich unbeachtet, aber die Schilderungen der Gefechte, größtenteils für die Amerikaner günstig oder wenigstens lobpreisend erzählt, fesselten mich ganz außerordentlich, und die Art der dortigen Kriegführung in zerstreuten Haufen hatte für mich einen großen Reiz, der mich eigentlich damals schon ein wenig mißtrauisch gegen unsere Linientaktik machte.

Bis dahin hatte ich noch immer in dem Hause meiner Tante gewohnt; meine Versetzung zu einer entlegenen Kompagnie machte dies aber nicht ferner ausführbar, und so kam ich zu einem alten Unteroffizier Namens Malessa ins Quartier, dessen ich mich nur dankbar erinnern kann. Verheiratet, aber kinderlos, bildete dieser kleine Haushalt ein Vorbild, wie es sogar bei höherer Bildung nur selten erreicht wird. Mein alter Malessa konnte nur notdürftig lesen und schreiben, aber er hatte in seinem kleinen Kreise den Menschen beobachtet, und sein sittlicher Ernst gab ihm eine achtenswerte männliche Haltung. Viele kleine Lebensbequemlichkeiten, an die ich bisher gewöhnt war, wurden mir von meinem neuen Mentor auf einmal abgeschnitten, und ich sah meine ganze Bedienung auf meine eigenen Hände reduziert. Dies war im Anfang unbequem, aber nicht zu ändern, und mein heiterer Sinn ließ mich erst über meine Unschicklichkeit scherzen, dann sich an dies neue Leben gewöhnen. In der Kammer, in welcher ich schlief, lagen noch zwei Soldaten, junge Leute von nicht üblen Sitten. Ich lernte zu meinem großen Vorteil hier nicht allein die eigentümlichen Bedürfnisse des Soldaten, sondern auch die Entbehrungen der ärmeren Stände durch eigene Anschauung kennen. Noch jetzt sehe ich es als ein günstiges Ereignis an, daß mir diese Erfahrungen zuteil wurden, denn frühe hat sich dadurch die Ueberzeugung bei mir befestigt, daß es die höchste Pflicht des vom Glücke Begünstigten ist, den ärmeren Ständen hilfreich die Hand zu reichen, nicht um ihnen Almosen zu spenden, sondern um in wahrhaft christlichem Geiste ihre Lage zu verbessern, sie zu uns heraufzuheben.

Ungefähr ein Jahr nach dem Beginn meines spartanischen Lebens ward Preußen durch den Tod Friedrichs

des Einzigen aufs schwerste getroffen. Noch schwebt vor meiner Erinnerung der Anblick des dumpfen Staunens, das jene Nachricht bei allen Ständen erzeugte. Männer, denen jedes weichere Gefühl fremd schien, weinten wie Kinder, und selbst auf den Gesichtern solcher Personen, welche wegen unbefriedigter Wünsche weniger an dem großen Könige gehangen und bis dahin eine tadelnde Opposition gegen ihn gebildet hatten, las man die ängstliche Frage: was wird nun werden? Dieser Eindruck ward wohl durch die Zeit verwischt, neue Hoffnungen wurden durch die menschenfreundliche Milde des neuen Königs geweckt, doch kehrte die Erinnerung an das, was die Nation verloren hatte, bald bei allen denkenden Menschen wieder zurück.

Jede Verfügung Friedrich Wilhelms II. trug den unverkennbaren Stempel des Wohlwollens, war von dem Bestreben geleitet, einzelne Härten in dem Regierungssystem des großen Oheims auszugleichen; und doch wollte jenes, seiner Quelle nach edle Streben zu keinem glücklichen Resultate führen. So wurden z. B. in dem Heere viele in der That, einzeln betrachtet, sehr wohlthätige und nützliche Einrichtungen geschaffen. Für den invaliden Offizier und Soldaten ward regelmäßiger als früher gesorgt, die Behandlung wurde milder, die Bekleidung besser, Formation und Taktik bereicherten sich durch neue Erfahrungen, die Friedrichs Greisenalter unbenutzt gelassen hatte. Aber der Ernst, mit dem der Dienst bisher betrieben wurde, schlief ein, die Furcht vor Verantwortlichkeit bei verletzter oder ungenau erfüllter Dienstpflicht verminderte sich erst bei den Vorgesetzten, dann auch bei den Untergebenen, und das Gebäude, das die mächtige und geschickte Hand des Königs zu schaffen und glänzend zu erhalten verstanden hatte, fing sich allmählich aufzulösen an.

Auf mich hatte der Tod meines großen Königs auch einen tiefen Eindruck hervorgebracht, den ich in einigen Zeilen auszusprechen versuchte. Man nahm in meinem kleinen Kreise auch diesen jugendlichen Versuch nicht ungünstig auf. Nur von dem Beichtvater meiner Tante bekam ich recht ordentlich Schelte, weil ich in jenem Aufsatz wohl von den Göttern Griechenlands und Roms, aber nicht von den lieben Engeln gesprochen hatte. Der Mann hatte es gewiß gut gemeint, aber nichtsdestoweniger mich sehr geärgert.

Der Regierungswechsel ward übrigens auch auf meine kleinen Verhältnisse von großem Einfluß. Mein mir sehr günstig gesinnter Regimentschef, der General Anhalt, ward infolge früherer Streitigkeiten mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig pensioniert und erhielt den General Grafen Henckel, der bis dahin in Bartenstein in Garnison gestanden, zu seinem Nachfolger. Dieser nahm den ältesten Freikorporal seines bisherigen Regiments zu dem neuen Regiment herüber, und ich ward an dessen Stelle unerwartet nach Bartenstein versetzt.

Das Leben in Bartenstein, meiner neuen Garnison, war mir allerdings im Anfang höchst unangenehm, da es von dem, an das ich bis dahin in Königsberg gewöhnt war, fast in jeder Beziehung verschieden war und besonders der rauhe Ton manches älteren Offiziers mich oft peinlich berührte. Indes dauerte diese Zeit glücklicherweise nicht lange. Vier Monate nach meiner Versetzung ward ich am 7. Februar 1787 zum Offizier befördert, und ich glaube noch die freudige Empfindung in der Erinnerung zu fühlen, die mich in jenem Augenblick so beherrschte, daß ich die Kleidungsstücke eines weit größeren und stärkeren Offiziers anzog, um nur noch an demselben Tage auf der Straße

prunken zu können. Hätte es in Bartenstein Karikaturenzeichner gegeben, ich hätte in jenem sonderbaren Kostüm wohl auf die Nachwelt kommen können.

Die damals bestehende Einrichtung, daß in jeder Provinzialhauptstadt ein vom König bestimmter Lehrer einigen Offizieren jedes Regiments Unterricht in der Mathematik und Fortifikation erteilte, verschaffte mir demnächst die erwünschte Gelegenheit, nach der Revue des Jahres 1787 zu diesem Militärunterricht nach Königsberg zurückzukehren. Nicht allein entsprach dies vollkommen meinen Wünschen, sondern es erheiterte auch die letzten Jahre meiner lieben Tante, die bei ihrem hohen Alter und großen körperlichen Leiden bitter die Trennung von ihrem Pflegesohne gefühlt hatte.

Unser erster Lehrer war der Minenrkapitän v. Rauch*), ein Mann, den die Natur ganz zu dem Unterricht junger, oft wilder Anfänger im Kriegshandwerk geschaffen hatte. Bei großer Milde des Charakters hatte er doch auch die nötige Festigkeit, um jede Unbesonnenheit in ihre Schranken zurückzuweisen, und sein Vortrag war ein Muster der Deutlichkeit und Präzision. Ich bin diesem vortrefflichen Manne sehr vielen Dank schuldig. Der zweite Lehrer, ein alter Ingenieurleutnant, war gerade das Gegenteil von dem ersten. Er war Hypochonder, bald heftig und dann wieder schwach, und sein, hauptsächlich dem militärischen Zeichnen gewidmeter Unterricht brachte sehr geringe Erfolge, wenigstens bei mir, hervor. Ein solcher militärischer Unterrichtskursus war auf drei Jahre berechnet, und ich kann es nur bedauern, daß nach dem ersten Jahre der Kapitän v. Rauch zu der neuerrichteten Ingenieurakademie nach

---

* Vater des späteren Kriegsministers.

Potsdam versetzt ward und einen Nachfolger erhielt, der bei allem guten Willen ihn nicht zu ersetzen imstande war. Dieser Wechsel ward bald fühlbar, und da der Militärunterricht nur einen Teil der Vormittagsstunden ausfüllte, so rief dies glücklicherweise bei mehreren von uns den Gedanken hervor, die Vorlesungen an der Universität zu besuchen. So hörte ich dann bei Kant die Anthropologie, bei Professor Reusch Experimentalphysik, bei Kraus Statistik, bei Mangelsdorff und Schmalz Geschichte. Kraus und Mangelsdorff nahmen sich meiner besonders an, sie versorgten mich mit Büchern aus ihren Sammlungen und legten dadurch selbst im Taumel eines ziemlich brausenden Lebens manchen nützlichen Keim in meine Brust. Die Unterrichtsstunden habe ich in diesem Zeitraum immer pünktlich besucht und den Vorträgen nicht ohne Aufmerksamkeit beigewohnt, aber leider raubte mir außer denselben der Hang zum Vergnügen recht oft die Zeit, über das Gehörte oder Gelesene nachzudenken und es in Zusammenhang mit einander zu bringen.

In dem politischen Leben fingen in dieser Zeit nicht allein die Vorgänge in Frankreich und Belgien, sondern vor allem die Ereignisse in Holland an, dem gemeinschaftlichen Gespräch, welches sich bis dahin größtenteils nur in einem engeren Kreise bewegt hatte, eine erweiterte Richtung zu geben. Der sehr glückliche Ausgang der Expedition nach Holland schmeichelte dem Stolz des Soldaten. Man übersah die innere Uneinigkeit, sowie die schlechten Anstalten der Holländer, um ihre Niederlage ganz allein der auf den Exerzierplätzen erlernten Taktik zuzuschreiben. Immer aber lehrt uns die Geschichte, daß, wenn die Menschen und Völker anfangen, nur allein den Wert auf diese oder

jene Form zu legen, der sie ursprünglich beseelende Geist ihnen unter den Händen entweicht.

Das Jahr 1790 war unterdes herangerückt, und in diesem sollten sich die politischen Pläne, als deren Urheber man den damaligen Minister Grafen Hertzberg ansah, entwickeln. Man hatte sich die Aufgabe gestellt, die Fortschritte der verbündeten Oesterreicher und Russen in der Türkei zu hemmen. Zu diesem Zweck wurde die preußische Armee mit einem großen Geldaufwande mobil gemacht und teils in Schlesien, teils in Ostpreußen zusammengezogen. Man hatte dabei auf die Mitwirkung von England und Schweden gerechnet. Die erstere Macht that indes nicht überflüssig viel, und die letztere war durch eine unter dem Offizierkorps entstandene Meuterei in der Ausführung ihrer Pläne gelähmt. Daher ward auch das vorgesetzte Ziel nicht vollständig erreicht. Nur Oesterreich mußte sich bei der großen Gärung, welche bei dem Tode des Kaisers Joseph fast in allen seinen Provinzen herrschte, zu einem unvorteilhaften Frieden mit den Türken bequemen, was ihm indes durch die Entfernung des Grafen Hertzberg von seinem bisherigen Posten vielleicht genügend ersetzt war. Rußland dagegen erhielt sich die Freiheit, seinen Frieden mit den Türken ohne Vermittlung zu schließen, trotz aller Gegenvorstellungen und Demonstrationen. Die Soldaten, besonders die jüngeren Offiziere, sahen dieser Mobilmachung mit Freuden entgegen, und auch bei den älteren Kameraden wurden alte Siegeserinnerungen wach. Eine aus dem siebenjährigen Kriege herstammende feindliche Empfindung gegen Rußland regte sich noch in Ostpreußen, und so zog die überwiegende Mehrheit nach der Memel, wo die Vorhut, zu welcher ich gehörte, in und bei Tilsit ihre Stellung erhielt; doch die angefangenen Unterhandlungen lähmten

bald unsere schon erträumten Siegesschritte. Wir brachten den Sommer und Herbst in behaglichen Kantonierungen zu und bezogen bei herannahendem Winter, immer noch auf dem Kriegsfuß, Winterquartiere.

Im Laufe dieses friedlichen Krieges war ich Adjutant des Regiments geworden und zog mit demselben nun fröhlich nach Königsberg, welches uns zur Winterrast angewiesen war. So angenehm diese Bestimmung in vielfacher Beziehung für mich war, so ward sie doch unerwartet für mich getrübt, denn ich erhielt auf dem Marsche nach Königsberg die mich tief berührende Nachricht von dem Tode meiner lieben Tante. Ihr hohes Alter, ihre körperlichen Leiden mußten freilich schon längst auf diesen Verlust vorbereiten, aber gern hätte ich ihr noch einmal mündlich gesagt, wie mit jedem zurückgelegten Jahre ich immer mehr den Wert ihrer Lehren einsehen und dankbar erkennen lernte. Auf meinem ganzen Lebenswege habe ich nicht so viel Sanftmut und edle Gesinnungen vereinigt gefunden, als bei dieser meiner teuren Pflegemutter.

Königsberg war in diesem Winter durch den Zusammenfluß vieler Offiziere und Verpflegungsbeamten, die der fortdauernde Feldetat teils aus Berlin, teils aus den anderen Provinzen in dienstlichen Geschäften hier versammelt hatte, ungewöhnlich belebt. Da zu gleicher Zeit für den Getreidehandel, diesen Haupterwerb der Provinz, sehr günstige Verhältnisse eintraten, die Mobilmachung überhaupt eine Menge Geld unter die Leute gebracht hatte, so erzeugte das Zusammentreffen aller dieser Umstände einen Umschwung in dem geselligen Leben und in den Sitten der Provinz, wie er bis dahin dem gastfreien, aber einfachen Leben der Bewohner der Pregelstadt fremd geblieben war.

Eine Menge früher unbekannter Genüsse erheiterte

wohl, aber verteuerte auch den geselligen Verkehr und legte in vielen Familien den Grund zum Aufgeben der alten Sparsamkeit, woraus dann freilich im Zusammenwirken mit anderen ungewöhnlichen Begebenheiten eine gänzliche Verschuldung fast aller Grundbesitzer und ein allgemeiner Notstand hervorging.

Da die Beilegung der mit Oesterreich obgewalteten Spannungen eine Menge der in Schlesien versammelten Truppen disponibel gemacht hatte, so waren noch im Winter 1790/91 die westpreußischen, bisher in Oberschlesien kantonierten Regimenter unter dem Befehl des Generals von Usedom in die Gegend von Rastenburg nach Ostpreußen gerückt, denen mehrere aus Pommern folgen sollten. Der General von Usedom, noch in der Schule des siebenjährigen Krieges gebildet, war einer der tapfersten und entschlossensten Männer, die es nur geben konnte. Noch im vorgerückten Alter war der Krieg seine Lust, und sein Feuer wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alles, was ihm untergeordnet war. Wenn er auch achtungswert als Soldat wie als Mensch war, so war doch der Umfang seines erlernten Wissens ungewöhnlich gering. Besonders war ihm die Beantwortung empfangener Briefe außerordentlich lästig. Als Oberst hatte er dazu seine Wachtmeister benutzt und übergab diesen gewöhnlich jeden Brief mit dem allgemeinen Dekret: „Wachtmeister, schriew he einen scharfen Brief, aber kleid er en bisken mit Französisch ut.“

Zur Vereinigung der nicht unbedeutenden Anzahl von Truppen, welche sich in der oben angegebenen Art nach und nach in Ostpreußen gegen die russische Grenze versammelt hatten, erhielt der nachherige Feldmarschall von Möllendorff den Oberbefehl. Er kam zu diesem Zweck auch

nach Königsberg, indes blieb alles nur in dem Geleise der Demonstration. Das vorhin schon erwähnte Abkommen mit Rußland wurde geschlossen, Vorkehrungen zu einem neuen Verfahren gegen die Polen wurden eingeleitet, und im Mai des Jahres 1791 wurde die zusammengezogene Armee und der bis dahin beibehaltene Feldetat aufgelöst; die Regimenter kehrten ohne erkämpfte Lorbeeren friedlich in ihre alten Garnisonen, das meinige also nach Bartenstein zurück.

Die Geschäfte eines Regimentsadjutanten nahmen mich einen großen Teil des Tages in Anspruch, und indem ich mich ihnen mit vielem Eifer widmete, hielt mich dies von manchen Thorheiten, wenn auch nicht ganz, so doch zum Teil zurück; ich fühlte das Bedürfnis, manche mir fehlende Geschäftskenntnis zu erwerben und dem in mich gesetzten Vertrauen durch mein Benehmen zu entsprechen. Mit meinen Vorgesetzten, die mit meiner Dienstpünktlichkeit zufrieden waren, stand ich sehr gut, ohne deswegen die Freundschaft meiner Kameraden einzubüßen, für die ich oft den Vermittler zu machen im stande war, so daß ich mich eines angenehmen Verhältnisses wohl erfreuen konnte, vielleicht aber dadurch auch etwas verzogen war, indem ich oft Nachsicht für das Ergebnis meines inneren Wertes hielt und dadurch zuweilen über Gebühr an einmal gefaßten Ansichten hing.

Die preußische Armee hatte damals unter den älteren Offizieren eine Menge originaler Charaktere. Zu diesen gehörte auch mein damaliger Chef, der General Wildau, dessen nähere Zeichnung als ein Beitrag zur Kenntnis jener Zeit vielleicht nicht überflüssig erscheint. Sein Vater war österreichischer Grenadierhauptmann, den er aber sehr frühe verloren hatte und daher von seiner Mutter erzogen war. Gleich nach der Besitznahme von Schlesien

war Wildau bei dem nachherigen Regiment Tauenzien als Freikorporal in Dienste getreten und hatte bei diesem alle Feldzüge König Friedrichs ehrenvoll mitgekämpft. Von der Natur mit einem sehr vorteilhaften Aeußeren, einer seltenen Gesundheit und glücklichen geistigen Anlagen ausgestattet, war indes die ihm von Hause mitgegebene Bildung nicht viel über das Erlernen des Schreibens und Lesens hinausgegangen. Dabei aber hatte er durch eine leichte Fassungskraft eine Menge Notizen auf seiner Lebensbahn aufgegriffen, allerdings ohne daß er sie geordnet oder sich um ihre passende Anwendung sehr bekümmert hätte. Sein rasches entschlossenes Wesen hatte ihn nicht allein zu einem ganz guten Linien-, sondern auch Feldsoldaten gebildet, vor allem zeichnete ihn eine damals noch seltene Humanität in der Behandlung der Soldaten aus. Eine seiner ersten Handlungen als General war, daß er den Soldaten, die bis dahin nicht ohne Begleitung oder Paß vor die doppelt besetzten Stadtthore gehen konnten, Freiheit zum Spazierengehen gab, weil, wie er sehr richtig sagte, Menschen, die im Kriege das Vaterland bewachen sollten, auch im Frieden dieser Bestimmung entsprechend behandelt werden müßten. So etwas war in jener Zeit unerhört. Die alten Hauptleute schüttelten bedenklich den Kopf und prophezeiten, wo nicht den Untergang der Welt, so doch wenigstens den des Regiments; indes von dem allen geschah nichts, im Gegenteil zeichnete sich unser Regiment bald vor den übrigen dadurch aus, daß Desertionen etwas Ungewöhnliches wurden, und ich erkenne es dankbar an, daß dieses Beispiel zuerst den durch blinden Subordinationsglauben in mir erstickten Gedanken an das Edlere im Menschen, an die bessere Behandlung des Soldaten in mir geweckt hat.

Zu diesen schönen Eigenschaften Wildaus gesellten sich indes auch andere, die ihn oft zu einem etwas drolligen Quodlibet machten. Ohne Vermögen, war eine strenge Wirtschaftlichkeit ihm im Anfange seiner Dienstzeit notwendig gewesen, dann zur andern Natur geworden und zuletzt in etwas Knauserei ausgeartet. Dabei hatte er eine seltene Vorliebe für das Innere der Haushaltung, besonders die Küche gewonnen, so daß dies oft zu ungewöhnlichen Szenen führte. Zu den Marktstunden fand man ihn in seiner vollen Uniform regelmäßig auf dem Platz; er kaufte alles selbst ein, oft stand er auf einem zur Stadt gekommenen Bauernwagen, wühlte in der dort zum Verkauf gestellten Ladung, und wenn nicht sein Bedienter da war, trug der General ganz wohlgemut einen erkauften Fisch oder dergleichen mit eigener Hand nach seiner Wohnung, während die Schildwachen vor ihm das Gewehr präsentierten. Dabei beschäftigten diese häuslichen Gegenstände, die er wirklich mit Liebhaberei trieb, ihn so ausschließlich, daß er eigentlich für nichts anderes Erinnerung und Sinn hatte. Wehe dem, der in einer solchen ökonomischen Krisis mit einer Dienstangelegenheit zu dem sonst sehr freundlichen Mann kam! Sehr häufig habe ich ihm den Morgenrapport von dem Regiment in seiner Küche abgestattet, wo er mit Schlachten, Wurstmachen rc. eifrig beschäftigt war und nur um mich los zu werden, mir gewöhnlich freie Hand bei den vorkommenden Geschäften ließ.

Oft habe ich mir späterhin die Frage vorgelegt, ob es Gewinn oder Verlust sei, daß diese originellen Charaktere, von denen mir noch mehrere ganz ergötzliche vorschweben, sich aus der Armee verloren haben, und ich möchte mich als Resultat wohl für das letztere entscheiden. Gewisse Schicklichkeitsmanieren haben sich allerdings unter unseren

Offizieren viel allgemeiner als früher verbreitet. Ob aber bei dieser konventionellen Tünche nicht die dem Soldaten unentbehrliche Kraft des Willens verloren haben sollte, dies glaube ich fast annehmen zu müssen. Der Offizier, besonders der aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, gab sich, wie er war, unbekümmert was andere darüber denken würden, und erhielt sich dadurch eine gewisse Selbständigkeit in ernsten Augenblicken, die gegenwärtig nicht durch gesellschaftliche Formen, sondern nur allein durch eine tiefe innere Bildung gewonnen werden kann, deshalb leider aber auch so selten ist.

Da ich als Adjutant mir Pferde halten mußte und auch meine Liebhaberei damit übereinstimmte, so gab mir dies Veranlassung, mehr wie viele meiner anderen Kameraden, die Gastfreiheit des um Bartenstein wohnenden Landadels zu benutzen. Ohne damals auch nur den entferntesten Gedanken an eine ernstere Lebensverbindung in meiner Brust zu tragen, war ich doch sehr gern in junger weiblicher Gesellschaft und überließ mich zuweilen nur zu mutwillig einer gewissen Anlage zum Witz, die mir vielleicht die Natur verliehen hatte. Ich betrachte übrigens den Witz als ein Geschenk aus Pandorens Büchse. Gewöhnlich verleitet eine derartige Anlage den jungen Mann zu Uebertreibungen; durch geselligen Beifall ermuntert, fängt er an nach diesem zu geizen, zieht oft schonungslos das, was eigentlich Mitleiden verdiente, in das Gebiet seines Spottes und legt sich, von lachlustigen Frauen ermuntert, einen inneren Wert bei, auf den er bei einem solchen Treiben wahrlich keinen Anspruch hat. Auch ich hatte mir in dieser Periode wohl derartige Vorwürfe zu machen und bin dankbar dafür, daß ein glückliches Ereignis mich später auf meinen Fehler aufmerksam machte.

Der Landadel jener Zeit lebte übrigens damals im allgemeinen noch sehr einfach, aber recht gastfrei. Für bessere Erziehung seiner Kinder zeigte sich hin und wieder ein rühmliches Streben, doch kann man nicht behaupten, daß die gnädigen Fräuleins und die Herren Junker von den gewöhnlich etwas unerfahrenen Hauslehrern beim Lernen zur sehr angestrengt wurden; darüber wachte die adeliche Zärtlichkeit der Frau Mutter. Standesvorurteile schlossen den Kreis der Gesellschaften sehr enge. Nur der Landadel und die Offiziere der nächsten Garnison traten zu Winterbällen zusammen, auf denen man genau nach Stand und Würden mit den gnädigen Frauen Menuetten und Polonaisen tanzte, um hinterher mit den Fräuleins sein Heil in Anglaisen und Quadrillen zu versuchen. Ich selbst tanzte in dieser Periode wenig, beobachtete desto mehr und ließ meinen Neckereien freien Lauf. Die Bewirtung wurde von sämtlichen Teilnehmern größtenteils durch eigene Erzeugnisse bewerkstelligt, und wenn ich die einfachen dort dargebotenen Genüsse mit den gegenwärtigen Erfordernissen eines wohl konditionierten Berliner Balles vergleiche, so erscheint mir dieser Vergleich wie ein Traum, und ich weiß wahrlich nicht, ob diese Zusammenstellung meine Thränendrüsen oder meine Lachmuskeln in Bewegung setzen soll.

Schon eine geraume Zeit hindurch war die sich entwickelnde französische Revolution ein ziemlich allgemeiner Gegenstand der Männerunterhaltung geworden, der nach Maßgabe der sich entwickelnden Gesinnungen bald die Menschen einander näherte, bald von einander abstieß. Im ganzen waren die Bewohner des preußischen Staates bei ihren wohlgeordneten Landeseinrichtungen in einer behaglichen Lage und betrachteten mit sehr geringen Ausnahmen diese Ereignisse nur als angenehme Gegenstände ihrer Neu-

gierde und erlaubten Kannegießerei. Zwei vorhergegangene Begebenheiten, die gelungene amerikanische Revolution und die mißlungene holländische Auflehnung gegen den Erbstatthalter, hatten indes bereits den Grund zu abweichenden Urteilen in der öffentlichen Meinung gelegt, welche die im Gespräch sich bildenden Parteien jede nach ihrer Art zu vertreten suchten.

Im ganzen war der Bürgerstand und unter diesem auch viele Gelehrte den Fortschritten der Revolution geneigt. Man erwartete in diesem Kreise mit Recht von der Verbreitung dieser Ansichten die Abschaffung vieler drückender Adelsvorrechte und Standesmißbräuche und der auf sie begründeten Anmaßungen; ihr mehr gebildeter Geist ließ sie dabei auf die Abstellung mancher Verschwendungen, die einen kleinen Kreis begünstigten, hoffen, während sehr natürlich die menschliche Eitelkeit und der Gedanke, nun auch auf dem Wege zu sein, eine Rolle spielen zu können, die obigen allgemeinen Ansichten in etwas egoistische verwandelte. Der Adel und die Offiziere dagegen, besonders die älteren, waren, wenn auch nicht durch klaren Blick, so doch durch natürlichen Instinkt jenem Revolutionstreiben durchaus abgeneigt, das ihre bisherige Existenz vielfach bedrohte.

Auf mich machte die Abschaffung mancher thörichten Adelsvorrechte, sowie die Befreiung des Landmannes von seinen unerschwinglichen Lasten einen günstigen Eindruck, da meine eigenen Lebensansichten damit übereinstimmten. In der Erklärung der Menschenrechte glaubte ich ein bis dahin noch nicht erreichtes Ideal der Gesetzgebung zu erblicken, und meine damalige noch bartlose Erfahrung ließ mich das Unvollständige und Unpraktische dieser berühmt gewordenen Erklärung übersehen. Wo aber im Staate von persönlichen Rechten die Rede ist und diese laut ver-

kündet werden, hätte wohl auch der Pflichten, durch die nur allein Rechte erworben und erhalten werden können, gedacht werden sollen. Die christliche Sittenlehre hat in ihren beiden Grundgedanken:

,Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst,'

,Was du willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch',

wahrlich eine viel vollständigere Erklärung der Menschenrechte gegeben als die Nationalversammlung, und doch sind diese beiden herrlichen Sätze in unseren Gesetzgebungen ihrem Geiste nach noch viel zu wenig beachtet. Wenn es somit auch einzelne Bindepunkte gab, die mich den ersten Anordnungen der Nationalversammlung nicht abgeneigt machten, so stieß mich doch bald das ganze Treiben ihrer Leiter sehr ab. Die Insubordination, die sich im französischen Heere nicht allein zu zeigen anfing, sondern auch durch die Gesetzgebung hin und wieder geradezu ermuntert wurde, stimmte durchaus nicht mit meinen Begriffen von Soldatenpflicht und mit der Heiligkeit der gelobten Treue; man muß dem Menschen das Recht lassen, einer solchen eingegangenen Verbindlichkeit zu entsagen, aber dies muß offen und lojal geschehen. In dem Heilighalten des gegebenen Wortes und der Nationaltreue, die selbst derjenige, welcher sich zwingen ließ und dabei nicht den Mut hatte zu widerstehen, achten und befolgen muß, liegt nicht allein der Vorteil der Regierungen, nein! auch ebenso der Regierten. Nur durch den Glauben an die Unerschütterlichkeit dieser bürgerlichen Tugend ist das Fortschreiten der Menschheit gesichert.

Alle diese meine persönlichen Gefühle indes erhielten durch die endlich erfolgte Teilnahme Preußens am Kriege gegen Frankreich bald eine sehr veränderte Richtung. Ursprünglich war ich diesem Kriege abgeneigt, aber als er

einmal erklärt war, war ich auch mit ganzem Herzen dabei. Meine damalige oberflächliche Kenntnis des Kriegswesens, die mich immer größeren Wert auf die äußeren taktischen Formen als die Einwirkung geistiger Hebel legen ließ, glaubte ganz gutmütig an die buchstäbliche Erneuerung aller Siege des siebenjährigen Krieges; ich vergaß, daß zu einer solchen Wiederholung wenigstens auch ein Friedrich und ein Soubise notwendig sei.

Durch alles dieses und eine mir angeborene Kriegslust war mein Wunsch, an diesem Kampfe teilzunehmen, bis zur höchsten Ungeduld gestiegen. Da das Regiment, bei dem ich stand, nicht mit ins Feld beordert war, so wandte ich viele Mühe bei Vorgesetzten und Bekannten an, um zu einem der ausmarschierenden Regimenter versetzt zu werden. Doch alles war vergebens. Nur einen Vorteil hatte ich von meinem Treiben. Mein Vaterbruder, der General der Kavallerie war und einer Abteilung des damaligen Oberkriegskollegiums vorstand*, wollte den kriegslustigen Neffen persönlich kennen lernen und verschaffte mir im Sommer des Jahres 1793 einen mehrmonatlichen Urlaub nach Berlin.

Der Aufenthalt in Berlin gab meinen bis dahin nur auf Ostpreußen beschränkten Kenntnissen manchen nützlichen Zuwachs. Meine Vorliebe für alles, was dem Großen Friedrich angehörte, fand in Sanssouci eine lang erwünschte reichliche Nahrung. Also mehrfach erheitert und nur durch das Mißlingen meines Wunsches, zur mobilen Armee versetzt zu werden, wozu mein Oheim nach seinen Grundsätzen nicht die Hand bieten wollte, betrübt, kehrte ich im Winter jenes Jahres nach Bartenstein zurück.

* Ernst Siegmund von Boyen, gest. 1806 als General der Kavallerie.

Doch mir sollte mein Wunsch nach eigener Kriegserfahrung unerwartet, jedoch auf einer ganz anderen Seite, gewährt werden. Polen, dieses beschwerliche Nachbarland Preußens, gab die Veranlassung dazu.

Der polnische Feldzug 1793/4.

Von dem mäßigen, noch obendrein in mehrere Herzogtümer verteilten ursprünglichen Umfange Polens, war es der Regierung dieser Nation gelungen, erst jene Fürstentümer zu vereinigen, dann durch eine Heirat sich mit Litauen zu verbinden, endlich indem man eine Empörung der westpreußischen Stände gegen den deutschen Orden unterstützte, sich in den Besitz dieser Provinz zu setzen. Bei diesem erweiterten Umfange ward es in eine Menge von Kriegen besonders mit Rußland verwickelt, die anfangs vom Glück begleitet, endlich doch zum Nachteil der Sarmaten endeten und ihnen nur eine Erinnerung an eine frühere Größe zurück ließen, die ein unglücklicher Reiz für ihre Nationaleitelkeit blieb. Die östliche Lage Polens und der innere Zustand des Landes, sowie der eines großen Teiles seiner Nachbarn trugen sehr wenig zur Entwicklung gewerblicher Thätigkeit und des diese begleitenden Handels bei. Es fehlte also an der Veranlassung zum Entstehen eines bedeutenden Bürgerstandes, und so teilte sich in Polen die Nation in Adel und leibeigene Bauern, von denen der erstere sich ebensowohl eine unbegrenzte Gewalt gegen den Bauernstand erwarb, als sich, besonders seitdem nach Absterben des Regentenstammes Polen ein Wahlreich geworden war, eine zügellose Freiheit von der Regierung ertrotzte. Diese Adelssouveränität, die von den heutigen Verteidigern einer aktiven Volkssouveränität wohl studiert werden sollte,

da beide Kinder eines Stammes sind, führte das Reich, wenn auch langsam, doch unaufhaltsam zu seinem Untergange, so daß selbst die heldenmütigen Unternehmungen des großen Sobiesky, die größtenteils an dem Ungehorsam und den Intriguen des Adels scheiterten, nur einen vorübergehenden Lichtblick bildeten, keine dauernde Verbesserung herbeiführten.

Dieser aufgelöste Zustand des Landes, der die Sklaverei des Bauernstandes immer drückender machte, den Nationalwohlstand immer tiefer untergrub, war auch für die benachbarten Staaten eine unaufhörliche Quelle von Belästigungen und sehr ernstlichen Besorgnissen. Jedesmal, daß der Königsthron erledigt war, bemühten sich Frankreich und Oesterreich, späterhin auch Rußland, durch Bestechung des Adels, der seine Stimme feil verkaufte, einen ihnen ergebenen Kandidaten auf den Thron zu bringen, und nachdem Katharina ihrem Günstling Stanislaus die schon wankende Piastenkrone verschafft hatte und unter mancherlei Vorwand ihre Truppen fortdauernd im Lande behielt, mußten die benachbarten Mächte, besonders Preußen, mit Schrecken den Augenblick herannahen sehen, in dem ganz Polen auch staatsrechtlich (bei der Verkäuflichkeit des Adels war dies gar nicht so schwer), so wie dies eigentlich faktisch schon der Fall war, eine russische Provinz wurde. Dieses durch die Zügellosigkeit und Käuflichkeit des polnischen Adels begründete Verhältnis führte die erste Teilung Polens unvermeidlich herbei; es war der Anfang einer Nationalauflösung, wie sie die Weltgeschichte uns auf jedem ihrer Blätter zeigt, indem sie ältere Völker zertrümmert, aus ihren Elementen neue Nationen zusammensetzt und so das Menschengeschlecht durch neue Staatsformen zu höheren Entwicklungsstufen führt.

Bei dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms II. hatte der Minister Graf Hertzberg in seinem früher schon erwähnten Plane auch eine bedingte Restauration Polens mit eingeflochten. Er huldigte damit vielleicht unbewußt der Lieblingstheorie unserer Tage: durch Wiederherstellung alter Einrichtungen den Staaten Sicherheit zu geben; wo der Geist veralteter Formen indes einmal entwichen ist, da kann keine menschliche Kraft ihn wieder einblasen. Genug, die Polen wurden zu ihrer Wiedergeburt ermuntert; man täuschte sich von beiden Seiten, und als Preußen, zur Unterstützung bereit, wegen Ersatz der Kriegskosten zu fragen anfing, zeigte sich der eitelstolze Sarmate durchaus nicht geneigt dazu, und so wurden die neuen Freunde sehr bald wieder auf ihren früheren Standpunkt zurückgeführt.

In dem Jahre 1791 hatte bei diesem Treiben der polnische Reichstag versucht, durch eine neue Konstitution womöglich das sinkende Vaterland zu retten. Gewiß gab es in diesem Reichstage eine Menge wahrhaft patriotischer Sarmaten; doch wenn man aufmerksam die Resultate ihres Treibens, den Gang, welchen sie einschlugen, prüft, ist es wohl erlaubt, mehr ihrem Herzen als ihrem Kopfe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sollte Polen bestehen, so kam es vor allem darauf an, eine so starke Regierung zu bilden, daß der Geist des Ungehorsams, der die Mehrheit des polnischen Adels bewegte, mit mächtiger Hand gezügelt werden konnte; man mußte bereit sein, mit großen individuellen Opfern dem vorgeschrittenen Europa womöglich nachzueilen. Statt dieses praktischen Ganges huldigte man nach langen Diskussionen den Theorien des Tages in der neu entworfenen Konstitution, entfernte durch lächerliche Anmaßung sich von dem einzigen Verbündeten, durch dessen Unterstützung doch nur allein die Restauration mög-

lich gewesen wäre, während die Summe der polnischen Vaterlandsliebe in diesem bedeutenden Augenblick doch nicht hinreichte, das Entstehen der Targowitzer Konföderation, die sich ganz in die Arme Rußlands warf, zu verhindern. Nun standen die Sachen gerade wieder so wie vor der ersten Teilung Polens und führten auch wiederum eine zweite Teilung dieses unglücklichen, zu jeder Selbständigkeit unfähigen Landes herbei.

Nach dieser zweiten Teilung von Polen war das bisherige polnische Militär auf einen kleinen Flächenraum zusammengedrängt. Der in Warschau kommandierende russische General Igelström, der einzelne, jedoch nicht genug beachtete Andeutungen von einem vorbereiteten polnischen Aufstande erhielt, nahm daraus die Veranlassung, die ungesäumte Auflösung der polnischen Regimenter, welche nicht in russischen Dienst treten wollten, anzubefehlen. Dies war das Signal für den General Madalinsky, dessen Reiterbrigade in Ostrolenka und Pultusk stand, sich womöglich durch Waffengewalt der ihm drohenden Reduktion zu entziehen. Er hatte die Absicht, nach Krakau zu dem dort erwarteten Kosziusko zu gehen, und auf dem von ihm dahin, jedoch mit mehreren Seitenbewegungen angetretenen Wege überfiel er im März 94 das südpreußische Städtchen Szrensk und die daselbst garnisonierende Eskadron Husaren, deren Anführer, den Oberstleutnant v. Tümpling, er zum Gefangenen machte und einige, jedoch nicht bedeutende, königliche Kassen erbeutete.

Dieses Unternehmen von Madalinsky war übrigens ein echt polnisches; das heißt: eine augenblickliche Aufwallung ohne weitere Ueberlegung hatte es herbeigeführt; denn offenbar schadete es dem beabsichtigten Aufstande, machte die Preußen auf die sie erwartende Gefahr auf-

merksam und trieb sie schneller zum Zusammenziehen größerer Streitkräfte, als dies sonst der Fall gewesen wäre.

Von allen Seiten eilten Regimenter nach Südpreußen und an die ostpreußische Grenze gegen Polen herbei. Das Regiment Wildau bekam seine erste Bestimmung in die Gegend von Neidenburg.

Wenn dieser unerwartete Ausmarsch mich auch mit großer Freude erfüllte, so hatte ich doch dabei eine augenblickliche kleine Kränkung meiner Eitelkeit zu bestehen. Nach der damaligen Sitte wurde bei einem derartigen Ausmarsch der Regimentsadjutant Adjutant des Generals und trat als solcher mit verbessertem Gehalt aus dem Regiment heraus und zu den Offizieren der Armee über. Derjenige Offizier, welcher bei der Mobilmachung des Jahres 90 Generaladjutant gewesen war, mochte es wünschen, wiederum diesen Platz einzunehmen, und sprengte nun sehr geflissentlich aus: daß außer meiner Jugend es auch an militärischen Kenntnissen zu einer solchen Stelle fehlte; dies kränkte mich, als ich es erfuhr, sehr tief, doch mein alter Wildau kehrte sich nicht an das Gerede, wählte mich zu seinem Generaladjutanten, und ein paar ungewisse Tage hatten wenigstens mich auf die Mängel meiner Kriegskenntnisse aufmerksam gemacht und den Vorsatz, mich zum praktischen Feldsoldaten zu bilden, mit verstärkter Kraft in mir befestigt.

An die Befehle des Generals Wildau waren außer seinem Regiment noch das Dragonerregiment Frankenberg und vier Eskadronen des Husarenregiments Wolky gewiesen; die Städte Soldau, Neidenburg und Willenberg wurden jedes mit einem Infanteriebataillon besetzt, und zwischen diesen bezog die oben benannte Kavallerie eine Postierungskette. Links von uns stand in ähnlichem Verhältnis der-

General Günther mit seinem Bosniakenregiment und dem Füsilierbataillon Rembow bis gegen Lyck, und von da ab bildeten die schwarzen Husaren unter dem General v. Göcking einen Kordon von der Grenze bis gegen Ragnit. Rechts vom General Wildau in dem am rechten Weichselufer belegenen Teil von dem damaligen Südpreußen, den eine von Wyszogrod gegen Szrensk gebildete Grenzlinie von Polen trennte, stand der General Wolky mit sechs Eskadronen seines Husarenregiments und dem Füsilierbataillon Thiele. In dem am linken Weichselufer belegenen Teile von Südpreußen befehligte der General Graf Schwerin die in einzelnen Garnisonen zerstreuten, nicht zahlreichen Truppen in dieser neu-aquirierten sehr aufgeregten Provinz. Alle diese Truppen, sowohl die in den südpreußischen Garnisonen befindlichen, als die an die Grenzen und zur Verstärkung beorderten, hatten aus der vorwaltenden Oekonomie des Oberkriegskollegiums ihre Beurlaubten in den Kantons zurückgelassen und nur den sogenannten Dienstthuerstand bei sich; dieser sollte bei einer Infanteriekompagnie aus 76 Mann bestehen, da man aber davon Kranke, Kommandierte bei den Armaturen der Beurlaubten ꝛc. abrechnen mußte, so war die Effektivstärke einer Kompagnie und Eskadron im Durchschnitt nur zu 60 Köpfen anzunehmen. Es wurde dem Unbefangenen hier schon sehr deutlich, daß unsere ältere, einst für ihre Zeit vortreffliche Kriegsverfassung nicht mehr zu den neueren Verhältnissen passe. Hätten wenigstens die in Südpreußen befindlichen Bataillone und Eskadronen eine angemessene Stärke gehabt, so daß man gleich ein ausgerüstetes Korps von 8—10 000 Mann zusammenbringen konnte, so war nichts leichter als die Insurrektion in ihrem Ausbruche zu ersticken; wir konnten uns Krakaus bemächtigen, die Russen in Warschau unter-

stützen. Da aber von diesem allem nichts geschah und wir nur ängstlich auf der Defensive blieben, so wuchs auch den Unentschlossenen der Mut, und die Insurrektion bekam dadurch eine Kraft, die ihr sonst gar nicht zuteil werden konnte. Die im Verhältnis geringe Ersparung durch die Gehalte der noch nicht einberufenen Beurlaubten hat wahrhaftig nicht den kleinsten Teil der durch die Verlängerung des Feldzuges verursachten großen Kriegslasten gedeckt und so aufs neue die alte Wahrheit bestätigt: daß im Kriege eine möglichst starke und schnelle Rüstung die wohlfeilste ist.

Madalinsky war übrigens nach jenem Ueberfalle von Szrensk wieder auf polnisches Gebiet zurückgekehrt und nach der Weichsel geeilt, die er in der Gegend von Wyszogrod auf Fähren mit seinem ungefähr 800 Pferde starken Detachement übersetzte. Von hier zog er unaufhaltsam nach der Pilizca, erzwang sich dort nach einem Gefecht mit einem kleinen preußischen Kommando bei Innowlodz den Uebergang über diesen Fluß, um ohne Aufenthalt nach Krakau zu ziehen, wo Koszziusko bereits den Nationalaufstand proklamiert und ein paar tausend Mann, teils ältere Soldaten, teils Freiwillige, um sich versammelt hatte. Wäre er mit diesen unaufhaltsam von Krakau aus in Südpreußen vorgedrungen, so würde er höchst wahrscheinlich auf eine geraume Zeit unsere erst beginnenden Rüstungsmaßregeln unterbrochen, die in einzelnen Friedensquartieren liegenden Truppen in manche unangenehme Bewegungen verwickelt und der von ihm unternommenen Sache, wenigstens von einer Seite, für einige Zeit Luft geschafft haben. Statt dessen aber begann er aus politischen Rücksichten die preußischen Grenzen, die Madalinsky doch schon verletzt hatte, zu respektieren und gegen russische Detachements nach der

Seite von Sandomir zu manövrieren, wodurch wir Preußen Zeit erhielten, ein Korps bei Czenstochau zusammenzuziehen.

Unstreitig war Kosziusko ein sehr edler Mann, einer von den wenigen Polen, die ohne Nebenabsicht sich der Sache seines zertrümmerten Vaterlandes widmeten; doch wird es mir, je mehr ich über derartige Dinge nachdenken lernte, immer zweifelhafter, ob ihn bei seinem Unternehmen wirkliches Feldherrentalent und eine klare Ansicht seiner Verhältnisse oder die dem polnischen Nationalcharakter eigentümliche Aufwallung, gestützt auf ungewöhnlich sanguinische Hoffnungen, leitete. Vielleicht war es ein in seinen Verhältnissen ehrenwerter Mut der Verzweiflung. Durch Geschichte und Erfahrung belehrt, hätte er nicht auf einen dauernden Beistand seiner Landsleute rechnen sollen; auch machte er bald in dieser Hinsicht herbe Erfahrungen. Die von ihm beabsichtigte Aufhebung der Leibeigenschaft, um den Bauernstand zur thätigen Teilnahme an dem Nationalaufstande zu bewegen, konnte er, obgleich durch eine solche Maßregel nur allein der Insurrektion einige Ausdehnung gegeben werden konnte, bekanntlich nicht durchsetzen.

Der russische General Igelström, welcher sämtliche Truppen in dem Königreich Polen befehligte und sein Hauptquartier in Warschau hatte, schickte im Anfange mehrere Detachements nach dem Krakauischen, um die dort entstandenen und von ihm anfänglich unrichtig beurteilten Aufstände schnell zu dämpfen. Als sich dies aber in die Länge zog, war er nicht ohne Grund bei der in einem Teil der Nation sich verbreitenden dumpfen Gährung um seine eigene Stellung in Warschau besorgt und bestimmte den General Wolky, dessen Vorposten in Wyszogrod ihm am nächsten standen, sich mit seiner Division der polnischen Hauptstadt zu nähern, wogegen dieser wiederum seine Nach-

barn zu gleichem Vorgehen aufforderte. Dies wurde die Veranlassung, daß General Wildau mit seiner Division die polnischen Städte Mlawa und Chovrel besetzte, während General Günther mit seinem rechten Flügel nach Myszyniec ging.

In Mlawa sollte ich auf Befehl des Generals sofort den ‚Präsidenten‘, einen angeblichen eifrigen Anhänger Madalinskys, verhaften. Erfüllt von der Wichtigkeit meiner Aufgabe ließ ich das allerdings merkwürdig unscheinbare Haus des Würdenträgers nach allen Regeln der Kriegskunst umzingeln und begab mich gleichzeitig mit zwei Husaren auf die Suche nach dem Präsidenten. Zu meiner nicht geringen Enttäuschung entpuppte sich dieser schließlich als ein alter zerlumpter Kerl, der eben in seinem Laden aus einer großen Tonne stinkende Häringe verkaufte. In Polen trägt nämlich der Vorsteher auch des armseligsten Städtchens den hochtrabenden Präsidententitel.

Die Menge wechselseitiger Angebereien, welche uns bei unserem Einrücken in Polen von den Eingeborenen selbst zuströmten, waren ein sicherer Beweis von der geringen Einigkeit und Vaterlandsliebe in diesem zerrütteten Lande. Jeder suchte durch diese Angebereien seine Privatleidenschaften zu befriedigen. So wurde dem General unter anderem auch angezeigt, daß in dem zu Mlawa befindlichen Reformatenkloster eine bedeutende Anzahl polnischer Waffen und Munition verborgen sei, welches zu untersuchen ich den Auftrag erhielt. Die Klöster in jener Gegend trieben damals außer ihren geistlichen Geschäften auch gewöhnlich einen ansehnlichen und vorteilhaften Weinhandel; sie ließen angeblich für die Bedürfnisse der Kirche den Wein aus Danzig und Elbing kommen und verkauften ihn nachher ziemlich weltlich, jedoch tolerant an jeden, der bezahlen

konnte. Als ich daher bei der angeordneten Nachsuchung in den geräumigen Kellern des Klosters herumging, fand ich dort einen sehr bedeutenden Weinvorrat. Scherzend sagte ich dem mich begleitenden Geistlichen, daß man mit solchen Vorräten allenfalls die Beschwerden eines Klostergelübdes tragen könne, worauf einer derselben die Hand auf die Brust legte und mit gesenktem Haupte erwiderte: „Alles zum Dienst der Kirche."

Unsere oben erwähnte Stellung an der Grenze genügte dem Bedürfnis Igelströms nicht, der die Preußen noch mehr in seiner Nähe zu haben wünschte. Nach längerer Korrespondenz wurde deshalb beschlossen, am rechten Ufer des Narew eine Kordonstellung zu nehmen, wohin auch die Truppen unverweilt aufbrachen. Die Division des Generals Wildau erstreckte sich demzufolge von Sierock über Makow bis Rozau. Das Quartier des Generals war in Pultusk.

Der Ausbruch der Revolution in Krakau, die Berichte der Russen und des preußischen Gesandten in Warschau hatten endlich den Befehl zum Einziehen der Beurlaubten und zur Mobilmachung der vorgerückten Truppen herbeigeführt; jedoch behielt man noch viel zu viel Truppen in den alten Provinzen, die bei Aufhebung der Belagerung von Warschau später doch herangezogen werden mußten und die, wenn sie schon bei Eröffnung des Feldzuges dagewesen wären, eine viel schnellere Beendigung der Sache möglich gemacht hätten. Dagegen war die geringe Energie, welche, aus falscher Sparsamkeit hervorgehend, ebensosehr das Oberkriegskollegium, als das Staatsministerium in dieser ganzen Angelegenheit bewies, schuld an allen Unfällen, die unsere Waffen nachher trafen.

Der Generalleutnant Graf Schwerin erhielt den Oberbefehl über alle Truppen von der schlesischen Grenze bis

Augustowo. Am linken Weichselufer wurden zwei Korps bei Czenstochau und Lowicz formiert; der Kordon am Narew blieb in seinen Verhältnissen, während bei Stallupönen in Litauen unter dem General von Brünneck ein unabhängiges Korps zur Deckung jener Grenze gebildet wurde.

In dem Teile von Masovien, der durch die oben bezeichnete Stellung am Narew von uns besetzt war, zeigte sich bis jetzt keine Spur zur Teilnahme an dem in Krakau begonnenen Aufstande. Einzelne wenige Personen, besonders von den Schlachzitzen oder kleinen Edelleuten, welche arm und arbeitsscheu sind, waren wohl für ihre Person zu Madalinsky gezogen; die eigentlichen Gutsbesitzer dagegen waren größtenteils alle auf ihren Besitzungen geblieben.

Der Bauernstand war dem begonnenen Unternehmen durchaus fremd; er hoffte im Gegenteil von unserer Gegenwart die Herbeiführung eines Zustandes, der ihn aus seiner im höchsten Grade traurigen Lage befreien würde. Unglücklicherweise nur war dies im Laufe des Krieges nicht möglich, da infolge der ungerechten Ausschreibungen der Lieferungen von seiten der polnischen Verwaltung die Hauptlast der Einquartierung auf den Bauernstand gewälzt wurde. Dies entfernte die armen, hart geplagten Schollenbewohner etwas von uns, zwar nicht bis zum offenen Widerstande, doch aber (wie wir dies später sehen werden) zu einer für uns nachteiligen Begünstigung unserer Gegner.

Unsere entschiedensten Feinde waren vielleicht die Geistlichen. Unglaublich unwissend, nur mechanisch in den Pflichten ihres Amtes in mangelhaften Schulen unterrichtet, war ein gewisser Grad von List, durch den sie ihr Ansehen bei den Hohen und Niedrigen zu erhalten strebten, vielleicht die einzige ihrer entwickelten geistigen Fähigkeiten. Allen

sinnlichen Genüssen, so wie sie die rohe Sitte des Landes ausgebildet hatte, ergeben, indolent und abgeneigt gegen alles, was geistigen Fortschritt bezeichnete, erblickten sie in uns die Verbreiter gefährlicher Ketzerei und preußischer Ordnung, und dies war allerdings genug, um sie zu unseren Feinden zu machen.

Verschieden davon war allerdings der Zustand in Warschau, mit dem der von Wilna und Krakau als ziemlich übereinstimmend angesehen werden kann. Hier trafen mehrere Motive zusammen, um die Stimmung der Gemüter zu einem Aufstande völlig geneigt zu machen. Zahlreiche Glieder des reichen Adels wohnten hier fortdauernd in ihren geräumigen Palästen und betrauerten hier ebenso einen Verlust ihrer Einnahmen als den Spielraum, der vor der vorhergegangenen Teilung ihnen bei den Regierungsgeschäften zu teil wurde; über die Hälfte der in fremde Hände gefallenen Wojwodschaften und Starosteien konnte nicht mehr das Ziel ihrer Intriguen werden. Beamte, Advokaten, Kaufleute und Handwerker fühlten die tägliche Verminderung ihres bisherigen Gewerbes. Auf allen Einwohnern lastete der Druck einer starken russischen Einquartierung und manche von ihr ausgeübte übermütige Behandlung. Diese mannigfachen Verluste und Bedrückungen, durch tägliches Gespräch ausgetauscht und vergrößert, durch die in der Hauptstadt am meisten lebendig gebliebenen Erinnerungen an frühere polnische Größe gesteigert, fachten den Gedanken an einen neuen Nationalaufstand lebhafter an. Die von Koszziusko unternommene Konföderation, gegen die Preußen noch nicht gerüstet war und die russischen, ihr gegenüberstehenden Generale unentschlossen manöverierten, alles dies weckte die sanguinischen Hoffnungen, denen der Pole ohne Berechnung seiner Hilfs-

mittel sich so gern hingiebt. Der im Innern der Hauptstadt bereitete Aufstand reifte mit jeder Stunde. Der General Igelström, dies alles, wenn auch nur dunkel, ahnend, drang in General Wolky, sich Warschau noch mehr zu nähern, und dieser letztere ging, da dies in unserem beiderseitigen Interesse lag, mit seiner Division bei Zakroczin über die Weichsel und bis dicht an die Hauptstadt vor, ohne indes den Ausbruch des in der Nacht vom 16./17. April ausgebrochenen Blutbades verhindern zu können, dessen Augenzeuge er vielmehr bei seiner Ankunft in der Gegend von Mariemont des Morgens den 17. sein mußte.

Bekanntlich schlug sich Igelström am 18. des Morgens mit den um ihn versammelten, ihm übrig gebliebenen Truppen, zwischen 800—1000 Mann, durch die ihn bis dahin in seiner Wohnung umzingelnden Polen durch, ward an den Stadtbarrieren von General Wolky aufgenommen, und beide zogen sich, nachdem noch mehrere einzelne russische Detachements zu ihnen gestoßen waren, fast unverfolgt bei Zakroczin über die Weichsel. Der General Wildau, welcher der älteste der preußischen Generale am Narew war, schickte mich sogleich zu dem General Igelström, um mit ihm das Erforderliche über das künftige Benehmen der beiderseitigen Truppen zu verabreden. Igelström, der mich unter den obwaltenden Verhältnissen sehr gütig aufnahm, beehrte mich mit einer für meinen General und die Preußen ganz gut berechneten Erzählung des ganzen Herganges, hob es als etwas Bemerkenswertes heraus, daß er für seine Person bei einem so lebhaften Straßengefecht durchaus unbeschädigt fortgekommen sei. Er ließ indes in der Unterredung geschickt einfließen, daß ihm von dem König von Preußen bei einem etwaigen Zusammentreffen

das Kommando auch über uns zugesichert sei, eine Ehre, von der er indes fürs erste, bis sein Korps wieder formiert sei, nicht Gebrauch zu machen denke. Dabei drang er auf schleuniges Ergreifen der Offensive, um Warschau wieder einzunehmen. Natürlich kam es dabei zur Berechnung der dazu disponiblen Streitkräfte, und da der größte Teil der preußischen Truppen eigentlich aus Cadres bestand, die wohl einen großen Primaplan, aber, mit Ausnahme des Regiments Wildau, noch nicht die Beurlaubten bei sich hatten, überdies in einer Ausdehnung von mehr als 30 Meilen zerstreut waren, so ließ sich fürs erste an ein solches Unternehmen nicht denken, und Igelström sagte mir in Beziehung auf die wenigen Truppen und die große Anzahl der anwesenden Regimentschefs etwas spöttisch: „Nun, da die Generale da sind, werden vielleicht die Soldaten noch nachkommen.“ Uebrigens war das, was ich in jenem Augenblick um mich erblickte, ein lehrreiches Bild von dem Wechsel aller menschlichen Dinge. Igelström, der noch vor wenigen Tagen sich als den eigentlichen Beherrscher Polens ansehen konnte, war nun auf einmal in dem hilfsbedürftigsten Zustande. Aller Lebensbequemlichkeiten beraubt, trug er als ein echter Weltweiser sein ganzes Vermögen bei sich. Seine bewaffnete Macht erreichte noch nicht den Umfang einer Brigade und war aufgelöst und entmutigt. Der Truppe fehlten Waffen und Kleidung, vor allem aber Geschütze und Munition. Nur die mit herübergekommenen Kosaken hatten ihre eigentümliche kriegerische Haltung nicht verloren. Nach dem Zeugnis der russischen Offiziere hatten sie sich in Warschau recht gut geschlagen, aber auch mitten im Kampfe ganz ordentlich geplündert. Von diesem Erwerb hielten sie nun in ihrem Lager einen offenen Markt. Silber, Frauenkleider, Gemälde &c. konnte

man von den Söhnen des Don hier an den Ufern der Weichsel erhandeln.

Da sich noch immer einzelne Detachements und Versprengte einfanden, die Polen auch eine in Praga befindliche russische Wagenburg unbeachtet nach dem Narew hatten ziehen lassen, so bezog Igelström, um seine Leute besser vereinigen und ernähren zu können, wenige Tage nachher eine Stellung bei Zegrz, wohin ich wiederum häufig mit militärischen Aufträgen zu ihm geschickt wurde. Ungefähr nach 14 Tagen verließen die Russen die Stellung bei Zegrz, gingen über die Weichsel und vereinigten sich mit anderen aus dem Sandomirschen angekommenen Detachements bei Lowicz. Igelström verlor den Befehl und der General Fersen trat an seine Stelle.

Gegen die preußische Kordonstellung am rechten Ufer des Narew fingen sich zu jener Zeit, wenn auch sehr langsam, polnische Streitkräfte zu sammeln an. Sie bestanden aus geringer Linienkavallerie (Narodowy), zusammengetriebenen, häufig nur mit Sensen bewaffneten Aufgeboten, die hin und wieder kleine Kanonen mit sich führten. Der in jeder Hinsicht zweckmäßige Vorschlag des Generals Günther: über den Fluß zu gehen, diese ganze Geschichte wegzujagen und die Landstraße, welche aus Litauen nach Warschau führt, zu besetzen, war, Gott weiß aus was für Gründen, nicht angenommen worden, und so erhielt der Feind Zeit, sich zu verstärken und zu ordnen; sein Selbstvertrauen wuchs und äußerte sich dadurch, daß ein Böller oder gar eine Jagdflinte, begleitet von einer Menge Schimpfreden, auf unsere Vedetten oder Patrouillen, jedoch ohne allen Effekt, abgeschossen wurde.

Der General Graf Schwerin, der bis dahin aus der Gegend von Petrikau den Oberbefehl geführt hatte, legte

ihn jetzt eines Fieberanfalles wegen einstweilig nieder. Der König erklärte, daß er zur Armee kommen und sie führen würde. Unter ihm erhielt der General v. Favrat den Befehl über sämtliche am linken Weichselufer befindlichen Truppen; über die drei Divisionen Wolky, Wildau und Günther erhielt der General von Schönfeld als ein abgesondertes Korps den Befehl.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, zum besseren Verständnis der folgenden Erzählungen eine kurze Schilderung der beiden neu ernannten Befehlshaber vorauszusenden.

Der General v. Favrat war aus Savoyen gebürtig, den siebenjährigen Krieg hatte er bei einem der damaligen preußischen Freikorps mitgemacht, dann den Abschied genommen, Italien und die Türkei bereist und war bei seiner Rückkehr von Friedrich wieder als Major oder Oberst in Dienst genommen, wo er dann bis zum Generalleutnant avancierte. Favrat war zwar von mittlerer Größe, aber herkulischem Körperbau und besaß eine Muskelkraft, mit der er noch im hohen Alter ungewöhnliche Dinge verrichtete. So hatte er sich in Rom aus den Gefängnissen der Inquisition bloß durch den Gebrauch seiner Arme befreit, einen Mörser im Zeughause zu Danzig, den als Seltenheit August der Starke bewegt hatte, mit Leichtigkeit gehoben, einem Spitzbuben, der ihm im Gedränge des Schauspiels den Geldbeutel stehlen wollte, zur Warnung in der Tasche die Finger zerbrochen, und noch als General seinen mit sechs Pferden bespannten Reisewagen, der sich in einem Sumpfloch festgefahren hatte, zum Erstaunen aller Umstehenden durch Hilfe seiner Schulter für die anziehenden Pferde wieder beweglich gemacht. Alles dieses, wie sich denken läßt, vielfach vergrößert erzählt, gab ihm, besonders bei den jüngeren Offizieren, eine Art von heroischem Anstrich,

der vielleicht dadurch noch erhöht ward, daß er durch eine sonderbare Verkettung von Umständen und mit ausdrücklicher Genehmigung Friedrichs des Großen, um ein früher gegebenes Eheversprechen wieder gut zu machen, zwei Frauen zugleich hatte, die beide friedlich mit einander lebten. Dabei war Favrat ein Mann von edler, gerechter Gesinnung, nicht ohne wissenschaftliche Bildung, und von unerschütterlicher persönlicher Tapferkeit. Diese schönen Eigenschaften wurden indes, wie dies wohl bei jedem Menschen der Fall ist, durch einige entgegengesetzte bedeutend geschmälert. Der General hatte neben seiner eigenen Kriegserfahrung auch verschiedene Zweige des Kriegswissens studiert; es bekundete seinen richtigen Kriegsblick, daß er gegen die damals übliche Infanterietaktik mit ihrer dünnen Stellung, den langen flottierenden Bataillonen und den vielen Arten künstlicher Chargierung große Zweifel hegte; dagegen war aber das, was er an die Stelle setzen wollte, auch nicht besser. Folard schien sein Lieblingsschriftsteller zu sein, und indem er dessen Vorschläge mit einigen Vorschriften des preußischen Regiments vermischte, hatte er sich ein eigenes System gebildet, welches aus mehreren kleinen Carrés bestand, die in einer künstlichen Form, um sich wechselseitig zu bestreichen, sich nicht allein aufstellen, sondern sich auch bewegen sollten, und welches er wohlgefällig eine Croix foudroyante nannte. Sein ganzer militärischer Ideengang war offenbar mehr auf fortifikatorische Verteidigung als entschlossenen Feldkrieg gerichtet. Ueberdies war es ihm nicht gelungen, der deutschen Sprache Herr zu werden; alle seine Dispositionen schrieb er französisch, und sie mußten dann nachher übersetzt werden; er sprach deutsch, obgleich er es gründlich zu verstehen behauptete, so sonderbar gebrochen und mit französischen und italienischen Ausdrücken gemischt, daß oft

der ernsteste Mann sich bei der sonderbaren Wortbildung nicht des Lächelns erwehren konnte; so kommandierte er z. B. sehr häufig: „Zieht euch rechts, c'est à dire links zu." Rechnet man noch hinzu, daß er im höchsten Grade kurzsichtig war, ohne Glas nichts erkennen konnte, und daß sein Körper eine Unbehilflichkeit erhalten hatte, die ihn zum langsamen und unsicheren Reiten zwang, so wird man in diesem getreu gezeichneten Bilde wohl die großen Schwierigkeiten entdecken, die seine Persönlichkeit der Ausführung seiner Rolle in den Weg legte.

Der zweite der vorhin erwähnten, neuernannten Befehlshaber war, wie gesagt, der Generalleutnant v. Schönfeld. Aus Pommern gebürtig, hatte er den siebenjährigen Krieg in dem preußischen Heere mitgemacht, dann den Abschied genommen und war in hessen-kasselsche Dienste getreten, wo er als geachteter Kavallerist zum Generalleutnant avancierte. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. suchte er wieder preußische Dienste nach, und indem man sein Gesuch bewilligte, benutzte man ihn, ehe seine neue Anstellung noch öffentlich ausgesprochen war, zum Oberbefehl über die nicht ohne preußische Mitwirkung im Aufstande gegen Oesterreich begriffenen Belgier. Es war indessen Schönfeld nicht möglich, in diese zwar durch van der Noot und die Geistlichkeit fanatisierten, aber auch zugleich zügellos gewordenen Massen eine Ordnung zu bringen. Die österreichischen Truppen drangen nach dem mit Preußen in Reichenbach getroffenen Abkommen unaufhaltsam in Belgien vor, und diese vorher der ganzen Welt Trotz bietenden belgischen Scharen liefen damals so wie heutzutage auseinander, so daß sich Schönfeld nur mit Lebensgefahr nach Frankreich retten konnte. Er ward nun förmlich im preußischen Dienst angestellt, machte den Feldzug

gegen Frankreich mit und ward bei der Einschließung von Kastel bei Mainz durch einen gefangenen Franzosen, dem er das Leben retten wollte, durch einen Schuß so am Fuß verwundet, daß er nur mit Hilfe eines Stockes gehen konnte. Nur eben von dieser Verwundung hergestellt, war ihm jetzt der Oberbefehl am̃ Narew aufgetragen.

Obgleich schon in Jahren vorgerückt, durch die Gicht und jene Verwundung körperlich angegriffen, hatte Schönfeld dennoch sich einen frischen, kriegerischen Geist erhalten. Er kannte den Krieg in seinen großen und kleinen Beziehungen; seine körperliche und geistige Bildung kündete den Befehlshaber an, und wenn er erst zu Pferde saß, mögen ihn wenige im kühnen Reiten übertroffen haben. Dabei war er von schnellem Entschluß, hatte einen festen Charakter und eine Ruhe im Gefecht, die bei allen Untergebenen Zutrauen verbreitete. Es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn die beiden hier geschilderten Generale ihre ihnen zugeteilten Rollen hätten vertauschen können, dies sehr vorteilhaft für den kommenden Feldzug gewesen wäre.

General Favrat ließ es gleich nach der Uebernahme seines Kommandos seine angelegentliche Sorge sein, ein mobiles Korps in der Gegend von Czenstochau zusammen zu ziehen, hatte hier aber gleich von Anfang mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Ausgaben eines neuen Krieges in Polen, während der Staat schon den am Rheine zu unterhalten hatte, waren den höheren Behörden höchst unwillkommen und verleiteten sie, gestützt auf die früheren Erfahrungen in Hinsicht des geringen Umfanges der polnischen Rüstungen, zu einem hier sehr übel angebrachten Sparsamkeitssystem; es war hier die Aufgabe, den entstandenen Aufstand schnell und mit Macht zu unterdrücken, nicht ihn unvorsichtig nach und nach Kräfte sammeln zu lassen.

Das Oberkriegskollegium, welches die Militärangelegenheiten besorgte, bestand aus einer Menge einzelner, von Generalen befehligter Departements, denen es an einem höheren Vereinigungspunkt und an der für solche Augenblicke nötigen Energie zum Handeln fehlte, da es wohl mehrere Präsidenten des Oberkriegskollegiums, aber keinen mit allen Landes- und Staatsverhältnissen bekannten Kriegsminister gab. Der Ziviladministration, insofern sie hier in die Kriegsrüstungen eingreifen sollte, fehlte ebenfalls die nötige Einheit. Um einen einzelnen Gegenstand durchzuführen, mußte man mit einer unglaublichen Menge von unabhängigen Behörden korrespondieren. An der Spitze der Verpflegungsbehörden, immer nur erst beim Ausbruch des Kriegs gebildet, stand gewöhnlich ein geheimer Finanzrat, dem es an erfahrenen Hilfsarbeitern fehlte, so daß das ganze Geschäft zuletzt in die Hände von eilig zusammengerafften raubsüchtigen Magazinbeamten und betrügerischen Lieferanten fiel, dem Staate außerordentliche Summen kostete und doch die Operationen unbehilflich unterstützte, den Soldaten schlecht verpflegte. Man konnte es hier schon ganz deutlich sehen, daß unsere Administrationsformen sich überlebt hatten; alles war bei uns auf einen so kräftigen, selten umfassenden Geist, wie der des großen Friedrichs berechnet, und dieser fehlte.

Als endlich Favrat nach Bekämpfung aller dieser Schwierigkeiten im Mai ein Korps zusammen hatte, und ein russisches Korps unter dem General Denisow, welches bis dahin zwischen Sandomir und Krakau gegen Kosziusko gestanden hatte, sich durch ein Umgehen der polnischen Armee unseren Grenzen zu nähern anfing, unternahm Favrat eine Offensivoperation gegen Skala, die auch den günstigsten Erfolg hatte, indem sie alle Polen, auf die sie

stieß, zurückwarf; auf einmal aber machte der General Halt und ging endlich wieder in seine alten Kantonierungen zurück, angeblich wegen fehlender Verpflegung und noch nicht erfolgter Ankunft des russischen Korps, nach anderen aber, um nicht vor Ankunft des nun bald zu erwartenden Königs eine Hauptschlacht zu liefern.

Bei der im Juni erfolgten Ankunft Sr. Majestät stand das vorher schon erwähnte russische Korps auf unserem linken Flügel, jedoch in einer abgesonderten Stellung. Kosziusko schien auf einmal nun die Initiative ergreifen zu wollen; denn er rückte bis auf einen kleinen Marsch gegen unsere beiderseitige Stellung, machte dann aber plötzlich und gewiß zum Nachteil seiner Sache Halt; denn wenn er im Marsch geblieben, die russische oder preußische Stellung angegriffen hätte, so war gewiß eine bessere Aussicht für ihn da, als daß er sich späterhin selbst angreifen ließ. Dieses Stillestehen der Polen führte unsere Offensive herbei. Ruhig ließ Kosziusko das preußische und russische Korps im Angesicht seiner Stellung über ein langes Defilee gehen; die Verbündeten marschierten auf, beide Teile kanonierten sich, bei beiden Teilen gab es einzelne kritische Momente, bis endlich weniger die Heeresführung als die Kriegsordnung der Verbündeten und die wenige Kriegslust eines Teiles des polnischen Heeres den Verbündeten den Sieg von Sielze gaben.

Wäre dieser Sieg mit Energie benutzt worden, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß bei einem raschen Verfolgen das schon erschütterte polnische Heer aufgelöst worden wäre, daß man mit zweckmäßiger Mitwirkung des unter der Zeit bei Lowicz versammelten preußischen Korps Kosziusko von Warschau abschneiden konnte. Statt dessen aber verfolgte man dieses geschlagene Heer nur langsam

und trieb es eigentlich nach Warschau. Mangel an Verpflegung war wiederum als Ursache angegeben, wovon aber in jenem Lande bei zweckmäßiger Benutzung der sich darbietenden Mittel nicht die Rede sein konnte. Die Unbekanntschaft in dem Lande, die Besorgnis, welche man gegen den kleinen Krieg hegte, der Mangel an Willenskraft, ohne die es keine großen Kriegserfolge giebt, dies mochten wohl die Hauptgründe zu jenem zögernden Verfahren sein, und der ganze Gewinn der Schlacht beschränkte sich demnach auf die durch die Generale Rüts und Elsner bewirkte Einnahme von Krakau, das bis dahin den Stützpunkt von Koszinskos Rüstungen gebildet hatte, jetzt aber bei seinem Marsch nach Warschau von ihm aufgegeben wurde.

Gegen das Narewkorps hatten sich unter dieser Zeit die polnischen Aufgebote immer mehr formiert, und ihr erster Angriff traf den linken Flügel der Division des Generals Günther von Augustowo und Raygrod her. Es gab hierbei mehrere nicht unbedeutende Gefechte, z. B. bei Piontnitza und Kolno, bei denen dieser ausgezeichnete General zwar immer Sieger blieb, Trophäen erbeutete und Gefangene machte, indes mit seinen wenigen Truppen doch nicht das ausgedehnte Terrain auf die Dauer behaupten konnte und sich auf Befehl des Generals Schönfeld hinter den Pyskfluß ziehen mußte, so daß Günthers Stellung nun von Zielun bis gegen Nowogrod am Narew fortlief, dann von hier ab bis zur ostpreußischen Grenze am rechten Ufer des Pyskflusses eine Flanke bildete. Die Deckung des Teiles der ostpreußischen Grenze, der durch diese zurückgezogene Stellung entblößt wurde, übernahm der von dem Korps des Generals Brünneck nach der Gegend von Lyck detachierte General von Göcking.

Im Anfang Juli war endlich die russisch-preußische

Armee mit dem bis dahin in der Gegend von Lowicz unter dem Befehl des Kronprinzen gestandenen Korps bei Nadarzyn gegen Warschau vereinigt, wo Kosziusko ein Lager bezogen hatte, mit dessen bereits angefangener Verschanzung man von polnischer Seite eifrig beschäftigt war. Es war dies nun der Augenblick, in dem man von seiten der Verbündeten einen Entschluß zur Beendigung des Feldzuges fassen mußte. Die Stimme achtenswerter Offiziere war für den ungesäumten Angriff der noch nicht vollendeten polnischen Stellung. Der König selbst, zu diesem Unternehmen geneigt und durch den General Favrat dazu ermuntert, setzte die Armee durch einen Linksabmarsch gegen Mariemont, den eigentlichen Angriffspunkt, in Bewegung, als plötzlich (dies ist die Erzählung glaubwürdiger Augenzeugen) der im preußischen Hauptquartier anwesende bekannte russische General Prinz von Nassau den König um eine augenblickliche Unterredung bat, mit ihm seitwärts ritt und dadurch es bewirkte, daß die Armee ihren angetretenen Marsch nicht weiter fortsetzte, sondern ein Lager in der Direktion gegen Wola bezog.

Handelte Nassau hier bloß nach seinen individuellen Ansichten oder, wie man es wenigstens damals in der preußischen Armee allgemein annahm, infolge geheimer Instruktionen seines Hofes, welcher die schnelle Entscheidung, und ganz allein durch Preußen herbeigeführt, vermeiden wollte, — dies läßt sich jetzt schwerlich ermitteln, aber wohl mit Gewißheit behaupten, daß die aus jenem Entschluß hervorgegangene Belagerung von Warschau eine für den preußischen Staat und seine Kriegsehre höchst nachteilige war.

Der Generalleutnant Graf Schwerin war um diese Zeit von seinem früher erwähnten Fieber wieder hergestellt,

langte bei der Armee vor Warschau an und übernahm als ältester General unter dem Befehl des Königs das Kommando. Favrat verließ bald darauf infolge eines Krankheitsanfalles die Armee und zog sich in das Lazarett nach Raczin zurück.

Ehe ich es nun hier versuchen will, eine allgemeine Uebersicht jener unglücklichen Belagerung, so wie sich das Urteil über den Gang derselben in der Armee ausbildete, zu geben, scheint es notwendig, vorher die Personen, welche das Ganze leiteten, näher zu zeichnen, weil ohne diese Kenntnis der Gang der Unternehmung noch unbegreiflicher erscheinen würde. Se. Majestät der König, als eigentlicher Oberfeldherr, war so wie alle Prinzen unseres Königsstammes ein persönlich höchst tapferer Mann; er hatte dies bei mehreren Kriegsgelegenheiten bereits ehrenvoll gezeigt und sich dadurch eine wohlverdiente Achtung in dieser Hinsicht erworben. Ueberdies wußte man durch mehrere Thatsachen, daß er kühnen Unternehmungen im Kriege nicht abgeneigt sei und auch schätzbare Kenntnisse vieler Zweige des Kriegswissens besitze. Dagegen zersplitterte sich allmählich die Leitung des Ganzen in mehreren, dazu nicht geeigneten Händen. Ein solches Verhältnis würde schon bei jedem Armeekommando von nachteiligen Folgen gewesen sein, hier aber in unmittelbarer Nachfolge Friedrichs des Einzigen ward das dadurch erzeugte Uebel noch fühlbarer und größer.

Im preußischen Staate und Heer war durch zwei Regierungen hindurch alles auf die unmittelbare und ununterbrochene Leitung des Königs berechnet. Der große Vater und sein größerer Sohn, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Einzige, hatten sich nicht begnügt, täglich ein paar Stunden einen Vortrag von den täglichen Detail-

sachen anzuhören, sondern sie hatten sich ihre Regierungsmaximen selbst durchdacht, durch eigene Kraft ins Leben geführt und den Gang derselben unaufhörlich bewacht. Wenn daher auch hin und wieder von ihrer Seite ein Irrtum veranlaßt worden wäre, so hatten sie doch bei ihrer geschilderten Geschäftsführung immer so viel Uebersicht des Ganzen, daß es ihnen leicht war, den gemachten Fehler einzusehen und auf eine schickliche Art zu verbessern. Nur auf dem angezeigten Wege und in Vereinigung mit großen Talenten und redlichem Willen konnte man wie die beiden genannten glorreichen Könige regieren; bei minderen Anlagen mußte die Beibehaltung der äußeren Formen eines solchen Systems nur zu einer gefährlichen Selbsttäuschung, zur Begünstigung eines kleinen Kreises und zum Verderben des Staates führen. Die preußische Regierungsmaschine aber war, trotzdem daß sie die sie belebende Seele verloren hatte, noch in ihren alten Formen geblieben. Der vortragende Generaladjutant, der bei Friedrich dem Einzigen einen sehr unbedeutenden Einfluß hatte, war des Königs eigentlicher militärischer Stellvertreter geworden; er sollte eigentlich den Platz eines Kriegsministers ausfüllen, aber dazu fehlte ihm nicht allein die gesetzliche Stellung, sondern auch die notwendige Sachkenntnis, da er mit einer Menge Behörden in keiner amtlichen Verbindung stand. Das Oberkriegskollegium, welches aus den ältesten Generalen der Armee bestand, konnte sich auf die Dauer unmöglich geneigt fühlen, von einem Obersten Befehle anzunehmen; die Zivilbehörden hatten außer einiger politischen Rücksicht eigentlich gar keine Veranlassung, den nötigen Anweisungen desselben sich gehorsam zu zeigen, und das Ganze konnte daher nur notdürftig durch Kabinettsordres regiert werden.

Der Oberst v. Mannstein, der damals den Posten

eines Generaladjutanten begleitete, hatte in früheren Zeiten sich einigen Ruf über seine Kriegsfähigkeiten erworben, jedoch dies mehr im Bereich der Taktik als der Strategie; er hatte den kleinen Dienst, die Organisation eines Regiments gut beobachtet, dagegen aber war ihm Eigensinn, eine mangelnde größere Uebersicht, nicht richtiges Benehmen gegen die Verbündeten vorgeworfen, und ein großer Teil der älteren Krieger schmollte ihm wegen seines engen Anschließens an den verhaßten General v. Bischofswerder und die von diesem dem Könige zugeführte mystische Gesellschaft. Wenn indes auch Mannstein keinen Fehler besessen hätte, immer müßte es zweifelhaft bleiben, ob in seiner durchaus falschen Stellung als Mittelglied zwischen dem Könige und dem unter ihm kommandierenden General es ihm möglich gewesen wäre, nicht hemmend in den Gang der Kriegsoperationen einzugreifen.

Der General Graf Schwerin, der unter den so geschilderten ungünstigen Verhältnissen den Oberbefehl führen sollte, war bis dahin zu den bessern Generalen des Heeres gerechnet worden. Ein Brudersohn des bei Prag glorreich gebliebenen Feldmarschalls, hatte er in jenem Augenblick schon im Gefolge des Oheims gestanden, war von Friedrich dem Einzigen als eine Auszeichnung und zum ehrenden Andenken des großen Toten zu seinem Flügeladjutanten ernannt, von dem Könige vielfältig gebraucht und bei dem sehr leichten Sinn seines Adjutanten auch vielfältig ausgescholten worden.

Schwerin hatte von der Natur ein sehr ansprechendes Aeußeres erhalten, er hatte viel gesellschaftliche Formen, zeichnete sich durch humane Behandlung seiner Untergebenen aus, hielt sein Regiment und seine Inspektion in ganz guter Ordnung, ritt sehr gut und war nach dem damaligen

Maßstabe in Hinsicht seines Lebensalters ein junger Generalleutnant; wer hätte nach den Begriffen jener Zeit wohl daran zweifeln mögen, daß er nicht auch ein guter Feldherr sein würde? Dagegen aber hatte ein ungewöhnlicher Hang zur Verschwendung ihn durch sein ganzes Leben begleitet, ihn fortdauernd in eine Menge allgemein bekannter Verlegenheiten gestürzt, von denen er immer zu neuen eilte. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß dieses immerwährende Schwelgen in gesellschaftlichen Freuden ihm die für den Feldherren nötige Kraft des Willens unvermerkt geraubt hatte, so daß ihm, wie wir es späterhin sehen werden, in den entscheidenden Augenblicken Entschlossenheit und die nötige Kraft des Handelns fehlten.

An diese geschilderten Personen, in deren Händen ein Teil der Kräfte des preußischen Staates nun lag, schloß sich zum Unglück für uns ein Artilleriemajor Pontanus an. Derselbe war, was nur zu seiner Ehre gereichen konnte, von der untern Stufe eines Kanoniers nach und nach emporgestiegen, trug aber trotz diesem Entwicklungsgange alle jene unwürdigen Eigenschaften in seiner Brust, die man sonst nur als ein Erbteil vollendeter Höflinge anzusehen gewöhnt ist. Immer den Mantel nach dem Winde hängend, nur das zu reden gewöhnt, was seinen jedesmaligen Vorgesetzten schmeichelte, konnte er nur ein schlechter Ratgeber bei einer so ernsthaften Kriegsbegebenheit werden, und dies umsomehr, da die Kunstkenntnisse seines eigentlichen Faches nur sehr fragmentarisch, aus einiger mechanisch erworbenen Routine zusammengesetzt waren.

Nachdem man sich, wie wir es vorhin schon angedeutet haben, zum Aufgeben der Offensivoperationen entschlossen und der natürlich daraus folgenden Idee einer Belagerung des verschanzten Lagers genähert hatte, machte

der bei der Armee befindliche Ingenieuroberst Freund auf die großen dabei entgegenstehenden Schwierigkeiten aufmerksam. Diese einsichtsvolle Ansicht mißfiel indes den einmal befangenen Anführern, und der Oberst Freund war durch einen Parolebefehl auf eine sehr harte Art nach seiner Garnison in Schlesien zurückgeschickt, dem vorhin geschilderten Artilleriemajor Pontanus aber die Leitung der vorzunehmenden Belagerung als Ingenieur und Artillerist übertragen.

Es werden wenige Kriegsunternehmungen so leichtsinnig unternommen worden sein als die nun folgende. Die vor Warschau versammelte Armee war ihrer Zahl nach zwar zu einem entschlossenen Angriff hinreichend, aber keineswegs zu einer systematischen Einschließung, wenn auch nur am linken Weichselufer; dazu war der zu umspannende Kreis offenbar zu groß. Der rechte Flügel des Lagers der Russen war zwar durch die Weichsel gedeckt, der linke preußische stand aber in der Luft, und erst nachdem die Polen eine Unternehmung darauf ausgeführt hatten, suchte man diesen Flügel durch ein Seitenkorps zu decken; ein großes Terrain aber blieb dessenungeachtet noch den Polen zu äußeren Verbindungen offen.

Nach der Schlacht von Sielze waren zwar aus den schlesischen Festungen mehrere Geschütze zur Beschießung von Warschau beordert, aber man hatte nicht daran gedacht, einen ordentlichen Belagerungstrain unter einer Leitung formieren und zur rechten Zeit nach dem Punkte dirigieren zu lassen. Als endlich nun diese schlesischen Geschütze vor Warschau ankamen, fehlte es an Munition. Der zum Angriff gewählte Punkt des Lagers war gerade der, welcher dem Feinde der günstigste war, überdies wurden die Laufgräben in einer auffallend weiten Entfernung eröffnet, und alle Vorschläge, auf besser gelegenen Punkten

den Angriff zu unternehmen, wurden entweder sogleich verworfen oder scheiterten an den oberflächlichen Berichten eines dazu bestimmten Mannes. Dies ist der Abriß jener Kette von verkehrten Maßregeln, die die Insurrektion in Südpreußen herbeiführten, indem dieser Schneckengang den Polen Mut und ihren Aufgeboten Zeit zu einer Organisation gab, während Preußen bei einiger zweckmäßigen Leitung dieses ganze Unternehmen viel früher und glorreich hätte entscheiden können. Das Gefühl des Preußen kann nicht ohne Unmut an diese Vergeudung unserer Kräfte denken, da unsere Truppen sich bei jeder Gelegenheit, wo man sie entschlossen zum Angriff führte, sehr gut schlugen. Die sogenannte Belagerung schleppte sich mechanisch fort, während der Graf Schwerin, der Oberst Mannstein und der Major Pontanus sich jeden Abend der Belagerung nicht ohne große Mißbilligung eines Teiles des Heeres in dem Zelte des ersteren zu einer Partie vereinigten.

Bei der unerwarteten Defensive, in der sich die preußischen Truppen auf allen Punkten erhielten, war es natürlich, daß die Polen mehr Zutrauen zu sich selbst als im Anfange des Feldzuges gewannen und endlich selbst die Offensive ergriffen. Ihr zunächst liegender Zweck dabei war der Versuch, durch einzelne Angriffe auf unsere gedehnte Verteidigungslinie die Aufhebung der Belagerung von Warschau herbeizuführen, und sie wählten dazu den Angriff des Schönfeldschen Korps in der Stellung am Narew und den Ausbruch von Insurrektionen im Rücken unserer Stellungen in Südpreußen.

Die Angriffe des Schönfeldschen Korps geschahen indes immer teilweise und erlaubten es dem General, auf seiner langen bedrohten Linie bald diesen, bald jenen Flügel zu verstärken.

Bei der Division des Generals Wildau gab es ebenfalls mehrere Gefechte, bei Karniewo, Lubienice, Kaszyce, Pultusk, Rzewnie, Zlonsk und Rozan. An dem ersten Orte erhielt ich einen Prellschuß an der linken Hand, der mir wahrscheinlich, da er aus sehr kurzer Entfernung kam, den Armknochen zersplittert haben würde, wenn nicht die Stulphandschuhe, welche man damals noch trug, und ein Knopf darunter den Schuß gemildert hätten; so aber kam ich mit ziemlichen Schmerzen, einer Erhöhung im Knochen, die ich Jahre lang behielt, und etwas Schwäche im Arm noch ziemlich gut fort.

Der Zweck dieser einzelnen polnischen Unternehmungen war unstrittig, unsere Aufmerksamkeit fortdauernd zu fesseln, uns von jeder Unternehmung zurückzuhalten, und man kann nicht leugnen, daß sie diesen Zweck erreichten.

Die Hauptunternehmung der Polen gegen unser Korps war aber wiederum gegen unseren linken Flügel, die Division des Generals Günther, gerichtet; daher gab es auch besonders auf der Linie von Ostrolenka bis Nowogrod beinahe tägliche Gefechte, in denen ebenso die Talente des Generals als die Entschlossenheit der von ihm geführten Truppen ein ehrenvolles Uebergewicht über den Feind bei jeder Gelegenheit behaupteten. In dem Gefecht bei Dembnicky, einem der größeren dieser Art, gelang es Günther, den Feind nach Nowogrod zurückzuwerfen und ihm fünf Kanonen und 600 Gefangene abzunehmen. Unter seinen Truppen zeichnete sich besonders das Bosniakenregiment aus. Von vielen Reiterregimentern und beinahe aus allen Nationen Europas, die ich späterhin kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist mir noch keines vorgekommen, welches eine so ausgezeichnete Kriegsbildung als die von Günther geführten Bosniaken besaß; vollkommen Herr

ihrer Pferde und Waffen, kühn und unternehmend, war hier eine Kenntnis des Felddienstes bis zu den untersten Stufen verbreitet, die man sonst wohl vergebens bei höheren Anführern sucht. Das Terrain mochte sein, wie es wollte; wenn nur irgend ein Pferd fortkommen konnte, der Bosniake ging wohlgemut, sei es im geschlossenen oder einzelnen Gefecht, auf den Feind los. Noch denke ich mit Freuden an den kriegerischen Geist dieser mutigen Schar, den man vollkommen als eine Schöpfung des Generals ansehen konnte, da er mit unglaublichen Hindernissen bei dem originellen Bildungsgange seines Regiments zu kämpfen hatte.

In dem Rücken der Divisionen Wildau und Wolky und besonders in der Gegend von Biezun über Ciechanow gegen Przasnyc fing sich, begünstigt durch die dort befindlichen großen Waldstrecken, ein neuer Feind gegen uns zu entwickeln an, der, obgleich von geringer Stärke, uns doch sehr ernstliche Verlegenheiten bereitete. Ein zu den sogenannten Schlachzitzen gehörender Edelmann Namens Antonowitz hatte sich von Warschau aus durch unseren Kordon durchzuschleichen gewußt und nun in der angeführten Gegend ein kleines Aufgebot in unserem Rücken mit mehreren seiner gleichgesinnten Genossen veranstaltet. Diese Guerilla kam ihrer Stärke nach nie über 30—40 Mann, doch diese waren in den damaligen Verhältnissen hinreichend, uns in eine schwierige Lage zu bringen. Unsere Verpflegung wurde den ganzen Feldzug hindurch vermittelst Ausschreibung innerhalb des von uns besetzten Teiles von Polen herbeigetrieben, und dieser Bedarf war im Verhältnis der Quellen des Landes, besonders ehe noch die neue Ernte ausgedroschen war, so bedeutend, daß wir nur den Tagesbedarf decken, nicht an die Anlage von Magazinen denken konnten. Die Ausschreibungen wurden von dem Schreiber einer polnischen

Kreiskommission, der sich uns angeschlossen hatte, mechanisch nach den alten Vorschriften besorgt und so nach den im Lande üblichen Formen mißbräuchlich allein auf die Bauern gelegt. Daher waren von unserer Seite unaufhörlich Ordonnanzen unterwegs, um in die oft sehr entlegenen Dörfer diese Ausschreibungen zu bringen, die die armen Landleute mit einer für uns sehr erfreulichen Pünktlichkeit ohne Zögern erfüllten. Sobald indes der vorhin erwähnte Antonowitz seine Laufbahn begann, ward es sein eigentliches Kriegsgeschäft, im Lande herum zu reiten und den Dörfern bei Strafe des Abbrennens zu befehlen, nichts an uns zu liefern; fand er Transporte bereits auf der Straße, so zwang er sie zum Umkehren, und konnte er einzelner unserer Ordonnanzen habhaft werden, so tötete er sie und vernichtete ihre Ausschreibung. Dadurch ward nun unser ganzes bisheriges Verpflegungssystem auf einmal erschüttert, stärkere Kommandos mußten jedesmal die Ausschreibungen an Ort und Stelle bringen, die Transporte begleiten, keine einzelne Ordonnanz war fortzusenden, kein Offizier konnte einzeln ohne Bedeckung reiten. Der beschwerliche Dienst, der daraus für den Soldaten entstand, die Verlegenheit, in der wir fortwährend wegen unserer Ernährung schwebten, machte uns offenbar mehr Sorge als die offenen Feindseligkeiten, denen wir zu gleicher Zeit an unserer Postenkette zu begegnen hatten. Natürlich wurden solche Detachements gegen diesen neuen Feind in unserem Rücken abgesendet, doch zeigte es sich hier bald, daß für den kunstgerechten Soldaten ein derartiger Krieg die schwierigste Aufgabe ist. Weder Antonowitz noch seine Gefährten trugen Uniform; in ihrer gewöhnlichen Kleidung, durch gewöhnliche Landpferde beritten, waren die Waffen, die sie bei sich führten, das einzige, was sie von den Landleuten unter-

schied. Sorgfältig vermied Antonowitz jedes offene Gefecht mit unseren Truppen, wenn er nicht in einer vier- oder fünffachen Ueberlegenheit war. Kamen ihm seine Gegner auf den Hals, so zerstreute er sich entweder in dem nächsten Walde oder ritt auch (wie wir es nachher erfahren haben) in ein nahgelegenes Dorf, vergrub seine Waffen in einem Düngerhaufen, stellte seine Pferde unter die übrigen Ackerpferde und nahm mit den Seinen an irgend einem ländlichen Geschäfte teil. So verschwand er vor den Augen mehrerer ihn verfolgenden Detachements, und unsere Leute ritten durch ein solches Dorf, welches ihm zum Versteck diente, um gleich hinter ihrem Rücken jene Bande wieder aufstehen zu sehen. Daß diese Art des Kriegführens den damaligen polnischen Verhältnissen ganz angemessen war, läßt sich nicht leugnen, und man muß ein richtiges Benehmen auch an seinem Feinde ehren; entschuldigen aber läßt es sich dagegen nicht, daß Antonowitz die preußischen Soldaten, die in seine Hände fielen, nicht bloß tötete, das wäre durch seine Lage zu erklären, sondern dies mit einer schaudererregenden Grausamkeit that. So waren zwei Dragoner des damaligen Regiments Werther seine Gefangenen geworden; er ließ sie nackend ausziehen, an einen Baum binden und schoß mit Pistolen als Zielscheibe nach ihnen; der eine war bereits so langsam gemordet, als ein herzueilendes preußisches Kommando dieses unwürdige Gesindel verjagte und den andern noch lebenden befreite.

Bis in die Mitte des Monats September war die sogenannte Belagerung von Warschau in der vorhin geschilderten Art fortgesetzt worden. Die Polen hatten von Zeit zu Zeit nicht ohne Erfolg Ausfälle gemacht, Zutrauen gewonnen und die Fortschritte der Belagerungs-

arbeiten zum Stillstande gebracht, so daß man endlich in dem preußischen Hauptquartier, besonders nachdem in Südpreußen sich eine Insurrektion zu verbreiten anfing, zu der Ueberzeugung kommen mußte, daß das bisherige Verfahren fehlerhaft und von der weiteren Fortsetzung desselben kein Resultat zu erwarten sei. Der König hob daher die Belagerung im Anfang des September auf, führte die Armee in das Lager bei Chrzonowice zurück, wo er dieselbe am 18. September verließ und nach Berlin zurückkehrte. Da eine Wunde des Generals Schönfeld wieder aufgebrochen war, so erhielt an seiner Stelle der bis dahin infolge seiner früheren Krankheit noch immer von der Armee entfernte General Favrat das Kommando des Narewkorps, während der Graf Schwerin den Befehl über die am linken Weichselufer befindlichen Truppen nach der Abreise des Königs selbständig führte.

Die Aufgabe, welche dem letzteren dadurch zufiel, war nicht leicht. Das Heer, welches er befehligte, war zwar keineswegs entmutigt, aber wohl durch Krankheiten bedeutend geschwächt; es sollte die bei der Belagerung von Warschau gebrauchten, in einem bedeutenden Park versammelten unbespannten Geschütze, die im Rücken der Armee angelegten vielen Lazarette decken, und seine Verpflegung war durch das lange Verweilen in der Umgegend von Warschau sehr schwierig. Das bei der Belagerung von Warschau unter dem General Fersen mit befindliche russische Korps hatte sich ganz von dem preußischen getrennt und war in das Sandomirsche an die Weichsel marschiert. Die Insurrektion in Südpreußen aber nahm mit jedem Tage zu, da nach der Aufhebung der Belagerung von Warschau ein polnisches Korps von 6000 Mann unter den Generalen Madalinsky und Dombrowsky längs der

Weichsel in der Richtung auf Bromberg zur Unterstützung jenes Aufstandes detachiert und bereits in die Provinz eingedrungen war. Alles dieses gab den Edelleuten in Südpreußen, von denen allein der Aufstand ausging, die Mittel, ihre bis dahin sich ganz ruhig verhaltenden Bauern teils mit Hilfe der Geistlichen, teils durch Vorspiegelungen oder auch zuweilen mit Gewalt zu Aufgeboten zu versammeln, die einzeln in der Provinz zerstreuten kleinen preußischen Kommandos zu überfallen, die königlichen Kassen zu plündern. Man hatte zwar gleich bei den ersten Anzeichen dieser Insurrektion noch mehrere Regimenter aus den alten Provinzen zum Aufbruche nach Südpreußen beordert, auch von der mobilen Armee bedeutende Detachements zur Dämpfung der Unruhen zurückgeschickt. Aber alle diese kleinen Korps handelten größtenteils ohne allen Zusammenhang, es fehlte an einem allgemeinen Plan, teils in Hinsicht der zu unternehmenden Operationen, teils zur richtigen Behandlung der verschiedenen Klassen der Einwohner; hier geschahen große, nur der Insurrektion vorteilhafte Mißgriffe; häufig ließ man es gegen die Anführer der Aufrührer an der nötigen Energie fehlen, suchte dagegen nicht durch richtige Behandlung den Bauern von ihnen zu trennen, während auf anderen Punkten die Gewalt des Krieges sinnlos und nur zur Erreichung von Privatzwecken benutzt wurde. Zu dieser letzten Klasse gehörte ein preußischer Oberst Szekuly, der noch während der Belagerung von Warschau mit einer unumschränkten Vollmacht zur Dämpfung der Unruhen nach Südpreußen detachiert war. Szekuly, ein Ungar von Geburt und noch zu Zeiten Friedrichs in preußische Dienste getreten, besaß vielen persönlichen Mut; dies war aber auch fast seine einzige gute Eigenschaft. Sich selbst überlassen, benutzte er seinen Auftrag zum schamlosen Plündern

und abscheulicher Gewaltthätigkeit. Bald erpreßte er von einer Gattin durch das Vorgeben, daß er den Befehl habe, ihren Mann totschießen zu lassen, bald von Eltern unter dem Vorwande, daß er ihre Söhne müsse hängen lassen, beträchtliche Summen oder ihre Kostbarkeiten. Er stahl buchstäblich in Kirchen und Klöstern, wo er nur etwas finden konnte, und schlug dadurch der Sache des Königs, der Ehre des preußischen Namens tiefe Wunden. In wenig Wochen hatte er bedeutende Reichtümer für sich zusammengeplündert, die jedoch die Nemesis, wie wir es später sehen werden, ihn gerechterweise nicht genießen ließ.

Der General Favrat, der am 29. September in Zakroczyn das Kommando des ihm anvertrauten Korps übernommen hatte, fand dieses noch in der früher angezeigten Stellung; Favrat hielt dieselbe mit Recht, insofern man nun einmal nicht offensiv verfahren und die polnische Stellung über den Haufen werfen wollte, unter den gegenwärtigen Verhältnissen für zu ausgedehnt. Es ging damals das Gerücht, daß es die Absicht von Madalinsky und Dombrowsky sei, nicht auf ihrem früheren Wege zurückzukehren, sondern über die Weichsel zu setzen, um uns im Rücken anzugreifen. Deshalb wurde die Division des Generals Günther erst an den Omulew und endlich an den Orzyc zurückgezogen, so daß Favrat sein Korps dadurch mehr konzentriert hatte, es im Notfall in höchstens zwei Tagen bei Ciechanow vereinigen konnte. Während diese verschiedenen Bewegungen unter fast täglichen Gefechten ausgeführt wurden, verlor ich auch meinen in diesen Blättern schon häufig genannten General Wildau. Bei einem Biwak hatte er sich nächtlich erkältet, beim schnellen Reiten noch dazu körperlich beschädigt, so daß ein dreitägiges Fieber die bis dahin eisenfeste Gesundheit dieses in vieler

Beziehung originellen Mannes vernichtete. Es erscheint mir nicht unmerkwürdig, daß der General, der in seinen gesunden Tagen niemals von Kriegs- oder Dienstangelegenheiten sprach, sich nur gezwungen um sie bekümmerte, mir in den letzten 24 Stunden vor seinem Tode, wo er immerwährend in Phantasien ausbrach, beinahe unaufhörlich Offensivoperationen für unsere ganze Armee zur Einnahme von Warschau auftrug.

Ich muß hier das Geständnis ablegen, daß ich mit einer großen Neigung zum Spott, die mir besonders in früheren Jahren sehr eigen war, oft über die Schwachheiten des Generals und die Blößen, die er sich dadurch gab, mutwillig witzelte, aber ebenso wird es mir Pflicht, in diesem Abriß meines Entwicklungsganges zugleich das Bekenntnis abzulegen: daß ich es nur für ein günstiges Ereignis ansehen kann, in der Nähe dieses Mannes und in den daraus entspringenden eigentümlichen Verhältnissen gelebt zu haben. Mußte ich schon die Nachsicht, mit der er mich behandelte, dankbar erkennen, so danke ich ihm vor allem verstärkten Widerwillen gegen jede Intrigue und den auf sein Beispiel gegründeten Sinn, den Soldaten menschlich zu behandeln und die Kriegsbildung nicht in einer kleinlichen Pedanterie oder Exerzierspielerei zu suchen. Ja selbst dadurch, daß er sich wenig oder gar nicht um die Dienstgeschäfte bekümmerte, zwang er mich in gewisser Art, mich früher, als es sonst der Fall gewesen wäre, selbständig zu entwickeln.

Da ich hier einmal dabei bin, von mir selbst zu erzählen, so möge nun auch noch die folgende mich betreffende Begebenheit hier stehen, wenn ich gleich, um sie zusammenhängend zu beendigen, dadurch genötigt werde, einige Jahre vorzugreifen.

Bei der Menge einzelner kleiner Postengefechte, welche bei der Division des Generals Wildau im Laufe dieses Feldzugs vorfielen, befahl der General einst auch einen Uebergang der Schützen seines Regiments über den Narew, um einen von den Polen gegenüber von Pultusk (dem Kantonnement des Generals) in dem Dorfe Poplawy aufgestellten Posten zu vertreiben. Ich ging mit dieser Expedition, wir verjagten die Polen in den hart dahinter liegenden Wald und erbeuteten einige Waffen und Gefangene. Es war jedoch von Hause aus nicht die Absicht, jenen Posten weiter zu behaupten, und wir traten daher nach kurzem Aufenthalt, von den sich wieder sammelnden Polen von weitem verfolgt, unseren Rückzug an. Unser Weg führte durch einige am Flusse befindliche Kolonistenhäuser, und hier trat ein Schütze aus, um — lächerlich genug — einen irdenen Topf und ein Kopfkissen aus einem Hause zu nehmen. Ich verwies ihm dies sehr strenge, er erwiderte aber trotzig, daß im Kriege jeder für sich sorgen müsse. Es war bei diesem Anfange zu einer Plünderung zu besorgen, daß andere das böse Beispiel nachahmten und währenddessen die Polen uns auf den Leib rückten. Unter diesen Umständen brachte die trotzige Widerrede mich so auf, daß ich den Degen zog, um den Menschen niederzustechen. Mein Stoß traf freilich nur den Patrontaschenriemen, an dem die Klinge sich umbog. Der Mensch war indes dadurch sichtbar erschreckt, trat in das Glied zurück, und wir konnten in Ordnung unseren Rückzug fort- und wieder über den Fluß setzen. Da ich nicht besonders rachsüchtig bin, so dachte ich nicht weiter an den Vorgang und dankte eigentlich des Abends Gott, daß ich den Menschen nicht niedergestochen. Der ganze Vorgang kam mir durch die Zeit so aus dem Gedächtnis, daß ich die Person und

den Namen des Schützen völlig vergessen hatte. Wohl sieben oder acht Jahre später, als ich bereits Hauptmann war, erfuhr ich zufällig, daß ein Unteroffizier von einer fremden Kompagnie, der bis dahin im Reich auf Werbung gewesen war, lebensgefährlich krank zurückgekommen und gleich ins Lazarett gebracht sei. Wenige Tage nachher kam der Lazarettaufseher eilig zu mir mit der Bitte des sterbenden Unteroffiziers, doch sogleich zu ihm zu kommen, da er mich noch vor seinem Tode zu sprechen wünsche. Obgleich ich mir keine Veranlassung dazu denken konnte, so erfüllte ich doch natürlich sogleich seine Bitte. Hier fand ich nun jenen bereits im Todeskampf liegenden Schützen, der mir seine zitternde Hand reichte und mich für seinen einstigen Ungehorsam um Verzeihung bat, indem er gleichzeitig Worte der Ermahnung an die übrigen Kranken richtete; ich darf es wohl nicht erst beteuern, daß wir alle, die wir Teilnehmer dieses Vorgangs waren, uns tief bewegt fühlten.

Der Nachfolger meines alten Wildau in dem Befehl der Division war der General Amaudritz,* dem ich, um ihn mit den dortigen Lokalverhältnissen bekannt zu machen, zugegeben wurde. Diese neue Generalität war indes ein sehr ungünstiger Ersatz seines Vorgängers, es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß Amaudritz keine einzige der guten Eigenschaften Wildaus, wohl aber die Unvollkommenheiten desselben nach einem viel größeren Maßstabe besaß. Sein Wissen war wenig aus dem Kreise eines Hauptmanns herausgetreten. Peinlich, ohne Unternehmungsgeist, belebte ihn eigentlich nur der Gedanke an gutes

* War aus Italien gebürtig und hatte im siebenjährigen Krieg gedient.

Kochen und kleinliche Knauserei. Ich setzte daher alle meine kleinen Kräfte in Bewegung, um von ihm fortzukommen, welches mir denn auch glücklicherweise bald gelang.

Durch das Zurückziehen der Güntherschen Division an den Orzyc war den Polen ein bedeutender Teil des Narew zum versuchten Uebergange preisgegeben. Der polnische General Woyczinsky ergriff denn auch bald die Offensive. Er ging auf einer Floßbrücke am 25. Oktober mit 4000 Mann und sechs Geschützen über den Narew und erschien so am Abend dieses Tages unerwartet bei Groß-Magniszewo vor einer am rechten Ufer des Orzyc auf einer Höhe erbauten Schanze, die er durch Ueberfall zu nehmen hoffte; die Schanze war durch eine Kompagnie des Regiments Wildau unter dem Major von Marschall besetzt, und dieser Ehrenmann wies die ihm so sehr überlegenen Gegner mit blutigen Köpfen zurück.

Nun wurden in der Nacht von uns so viel als möglich Verstärkungen nach dem bedrohten Punkte geschickt. Der General Amaudritz, der eigentlich seiner Pflicht nach auch zu diesem Teil seiner Division hätte eilen sollen, fand dies indes nicht für gut und schickte den unter ihm befehligenden General Bieberstein, einen ehrlichen, unverzagten, jedoch schon unbehilflichen Mann, hin; es wurde für den anderen Morgen ein allgemeiner Angriff von preußischer Seite in drei Kolonnen beschlossen. Der Hauptangriff, der aus drei Kompagnien des Regiments Wildau unter dem Obersten (nachherigen Generalleutnant) von Dierike bestand und durch drei Eskadronen unter dem General Bieberstein gedeckt wurde, ging auf die Mitte des Feindes über die bei Groß-Magniszewo befindliche Orzycbrücke; den linken Flügel der Polen griff der Major, nach-

herige General von Klüchtzner mit seiner Kompagnie vom Regiment Wildau aus der Richtung seines Kantonnements von Psyradowo an, und von Makow detachierte der General Günther zwei Kompagnien und zwei Eskadronen unter dem Oberstleutnant Schimmelfenning und Major Sacken in die rechte Flanke des Feindes. Bei Groß-Magniszewo suchten die Polen, welche ihre Infanterie in die Gärten und hinter Zäune gestellt hatten, durch den Gebrauch ihrer Geschütze sich ernstlich zu verteidigen, so daß uns dieser Angriff mehrere Leute kostete. Als aber die beiden vorhin erwähnten Flankenangriffe zugleich hörbar wurden, verloren die Polen, trotz ihrer großen Ueberlegenheit, den Mut und traten den Rückzug an, den die feindliche Reiterei noch zu decken versuchte, dabei aber von der unsrigen gänzlich in die Flucht geschlagen ward. Der Verlust der Preußen bestand in ungefähr 20 Getöteten und 50 Verwundeten; den Polen wurden sechs Kanonen genommen, der General, zehn Offiziere und 400 Gemeine zu Gefangenen gemacht.

In Vereinigung mit dem jetzt von allen Seiten erfolgenden Vorrücken der Russen, dem Siege, den der General Fersen bei Macejowice (wo auch Koszziusko gefangen wurde) erkämpfte, brachte der bei Magniszewo soeben errungene Vorteil einen gänzlichen Umschwung unserer bisherigen devensiven Lage hervor, und da auch zu gleicher Zeit die vorhin erwähnte Streifpartei des Antonowitz in mehreren kleinen Ueberfällen zersprengt war, so genehmigte der General Favrat den Antrag des Generals Günther, den Feind zu verfolgen und einen Teil des soeben verlassenen Terrains wieder einzunehmen.

Mir ward bei dieser Gelegenheit das glückliche Ereignis zu teil, daß der General Günther, der einen Ab-

jutanten brauchte, mich mit Genehmigung des kommandierenden Generals zu sich nahm. So schnell es meine Pferde nur vermochten, eilte ich zu meiner neuen Bestimmung, fand indes den General schon bis an den Omulew vorgerückt, sowie überhaupt bei dieser ganzen Expedition meine Hoffnung, noch an mehreren Kriegsereignissen teil zu nehmen, nicht befriedigt ward, denn es war mit den Polen nichts Ordentliches anzufangen; sie hielten nirgends Stich.

Dem General war es in der damaligen Lage hauptsächlich darum zu thun, mit den über Grodno in dem Bialystokschen vorrückenden Russen so schnell als möglich in Verbindung zu kommen; er detachierte daher 100 Bosniaken, die ich zu jenem Zweck begleiten mußte. Nach einigen Märschen war ich so glücklich, in dem Städtchen Lomza auf den russischen Obersten Anrep (denselben, der als Generalleutnant in dem Feldzuge 1807 in Preußen blieb) zu stoßen, mit dem ich dann die wechselseitige Verbindung zur Zufriedenheit meines Generals verabreden konnte.

Die ganze Expedition führte übrigens zu keinem ordentlichen Gefecht. Dagegen führte derselbe, wie dies im Kriegsleben der Fall ist, zu manchen Abenteuern, von denen ich das eine wegen seines tragikomischen Ausganges hier noch als eine kleine Abwechslung erzählen will.

Ein Flügeladjutant des Königs, der diese Stelle nur der Gunst der damals alles vermögenden Gräfin Lichtenau dankte, hatte sich bei Aufhebung der Belagerung von Warschau unbesonnen beim Könige beschwert, daß er nicht so wie mehrere seiner Genossen den Orden pour le mérite bekommen habe. Der König antwortete, er müsse ihn sich erst verdienen, und um ihm dazu Gelegenheit zu geben, wolle er ihn als Volontär zum General Günther schicken.

Günther nahm diese königliche Aeußerung buchstäblich, und sowie nur eine Patrouille auf den Beinen war, so mußte sie der erwähnte Rittmeister begleiten, und auf diese Art war er auch ein Teilnehmer unserer vorhin geschilderten Expedition. Der königliche Flügeladjutant mochte ein ganz guter Mensch und nicht ohne Bildung für das gesellige Leben sein, aber ein Feldsoldat war er nicht; denn die geringste Körperbeschwerde oder Entbehrung verleitete ihn zu unmännlichen Klagen, und dabei hatte er noch die große Unvorsichtigkeit begangen, über manche provinzielle Eigentümlichkeit der Bosniakenoffiziere zu spotten, wodurch diese veranlaßt wurden, ihn gemeinschaftlich zur Zielscheibe ihrer oft starken Neckereien zu machen.

Wir hatten so einen ganzen Tag auf unseren Kreuz- und Querzügen zu Pferde zugebracht, vergeblich einzelnen feindlichen Haufen nachgesetzt und kamen wohl durchnäßt, schon nachdem es dunkel war, an einen einzeln liegenden adeligen Hof, der sich seiner Lage nach zu einem Nachtposten eignete. Es wurde daher sogleich die Gegend abpatrouilliert, Vedetten ausgesetzt und für unsere nächtliche Sicherheit gesorgt, während unser Begleiter am Kamin klagend seine Kleider zu trocknen versuchte und ein Offizier des Detachements für unsere Beköstigung zu sorgen übernahm. Dieser letztere, unglücklicherweise ein erklärter Gegner des Flügeladjutanten, kam nach einiger Zeit mit einem traurigen Gesicht zu uns und erklärte, daß außer Kartoffeln, stinkenden Häringen und sehr schlechtem Kornbranntwein, welches alles er uns auf den Tisch setzen ließ, nichts zu haben sei, indes er jedem von uns, den Volontär ausgenommen, ins Ohr sagte, wir würden noch ein gutes Abendessen bekommen. Während wir also nur zum Schein aßen, stürzte sich dieser unglückliche gefoppte Mann mit dem

Hunger der Verzweiflung auf die ihm vorgesetzten Speisen, von denen er abwechselnd unter Fluchen und Klagen eine Quantität verzehrte, die dem Volumen nach für drei Holzhauer genügend gewesen wäre. Dies war aber gerade, was sein Widersacher beabsichtigte, denn nun trat er auf einmal mit freundlichem Gesicht aus einem Nebenzimmer und sagte: „es hat sich doch noch etwas gefunden," wobei wir nun durch die geöffneten Thüren auf einmal einen mit Speisen und Wein zierlich besetzten Tisch erblickten. Die Verzweiflung des getäuschten Mannes war in höchstem Grade komisch; alle Leckereien, die er durch Wochen mißmutig entbehrt hatte, sah er wie durch Zauberei auf einmal vor sich stehen, ohne sie genießen zu können; ich glaube, hätte er in dem Augenblick eines der Mittel gehabt, durch die die alten Römer noch während der Mahlzeit ihren bereits befriedigten Appetit zu reizen verstanden, er würde es ohne Bedenken angewendet haben.

Wir waren schon auf dem Rückmarsch von unserem Streifzuge, als ich von Günther den Befehl erhielt, ihm sogleich nach Zakroczyn, wohin er abgegangen war, nachzukommen. Dies bewerkstelligte ich denn nun auch, so schnell es mir möglich war, und erfuhr bei meiner Ankunft die neue Bestimmung, welche meinem General zu teil geworden, die durch eine Kette ungünstiger Verhältnisse, die sich bei unseren Truppen am linken Weichselufer erzeugt hatte, herbeigeführt worden war.

In meiner früheren Erzählung habe ich es angedeutet, daß der General Graf Schwerin, nach dem Abgange des Königs mit dem Oberbefehl am linken Weichselufer bekleidet, in dem Lager bei Chrczonowice stand, und daß die Generale Madalinsky und Dombrowsky bereits mit einem

Korps die Bzura passiert und in Südpreußen zur Unterstützung der dort begonnenen Insurrektion eingebrochen waren. Die Aufgabe, welche der Graf Schwerin zu lösen bekam, war allerdings sehr verwickelter Art. Er sollte die aus Warschau gegen ihn gerückten Truppen im Zaum halten, die Korps von Madalinsky vernichten, die Insurrektion dämpfen und die von den Preußen im Sandomirschen besetzten Punkte festhalten; die ihm dazu disponiblen Streitkräfte waren nicht zahlreich, die Behörden und Generale, welche ihn unterstützen sollten, wenig ihrer Aufgabe gewachsen, und er selbst wählte nun noch Maßregeln, denen offenbar mehr die Absicht, mit dem Feinde zu manöverieren, als mit ihm ordentlich zu schlagen, zu Grunde lag.

Madalinsky war nach unbedeutenden Gefechten (nur bei Labiczyn hatte ihm der damalige Leutnant, nachherige Oberst Beyer einen heldenmütigen Widerstand entgegengesetzt, erst den Kirchhof, dann die Kirche, zuletzt selbst den Altar noch verteidigt) von der Bzura unaufhaltsam auf Bromberg marschiert, hatte dort den Obersten Szekuly, der sich ihm mit ganz unverhältnismäßig geringen Streitkräften entgegenstellte, geschlagen und gefangen und schien nun in dieser Stadt, die ihm Magazine und gut gefüllte Regierungskassen gab, sein Hauptquartier zur Verbreitung der Insurrektion aufschlagen zu wollen. Schwerin faßte den auch vom Könige genehmigten Entschluß, mehrere kleine Korps, die von den Generalen Schwerin II und Pollitz und dem Obersten Lediwary geführt wurden, gegen Bromberg zu senden; da diese aber nicht unter einem Befehl und mit freier Vollmacht vereinigt, sondern durch Instruktion aus dem Hauptquartier geleitet wurden, so war es beinahe unvermeidlich, daß diese angeordneten künstlichen Umzingslungsmärsche kein Resultat ergaben.

Nur der Oberst Lediwary marschierte mit einiger Energie; er kam eben bei Thorn an, als ein Teil des Madalinskyschen Korps, bei Szulitz über die Weichsel gegangen, einen Sturm auf diese damals sehr unvollkommene Festung gewagt, den aber der damalige Kommandant Oberst v. Hundt abgeschlagen hatte, und bewirkte durch sein Erscheinen nun, daß der Feind nicht allein keinen neuen Angriff wagte, sondern sich auch wieder auf das linke Weichselufer zurückzog.

Der General Pollitz war mit seinem Korps in gewöhnlichen Märschen bis an die Warte gerückt; da er aber dort den General Schwerin II, der sich mit ihm vereinigen sollte, nicht antraf, so glaubte er allein nichts unternehmen zu können, und jener General Schwerin, ein früherer Adjutant und Günstling des Prinzen Heinrich, verweilte nicht allein trotz aller Befehle, gegen Madalinsky zu marschieren, unerklärlich und der preußischen Kriegsehre unwürdig bei Posen, sondern schickte dem General Pollitz auch noch die Befehle zu, zu ihm nach Posen zu kommen, wo er sich wahrscheinlich ohne diese Verstärkung noch nicht für sicher hielt.

In Südpreußen griff unter diesen Umständen der Aufstand immer mehr um sich, es fehlte an einem an Ort und Stelle befindlichen Oberbefehl und an politisch-administrativen Maßregeln, um den nicht übel gesinnten, wenigstens neutral gestimmten Bauernstand noch mehr zu gewinnen und von unseren fortdauernden Feinden, den Edelleuten, zu trennen. Statt dessen bekam der Graf Schwerin von den in der Provinz befindlichen Behörden einen Angstbericht nach dem anderen, und dies veranlaßte ihn zu der für das Interesse von Preußen so ungünstigen Maßregel, den General v. Laltorff, der im Sandomirschen bei Opatow

stand, näher an die südpreußische Grenze heranzuziehen, worauf die Oesterreicher sogleich mit der ihnen eigenen List jene Orte besetzten, um sie für sich zu behalten.

Wenn man alle diese halben, unzusammenhängenden Maßregeln erwägt, so ist es wohl kein Wunder, daß Madalinsky bis über die Mitte Oktober ganz gemächlich bei Bromberg weilte und Ausschreibungen sowie Rekruten mit Güte oder auch Gewalt an sich ziehen konnte. Es war beinahe keine Himmelsgegend, in der man nicht während dieser Zeit seinen Angriff besorgte; bald sollte er auf Danzig losgehen, bald über die Weichsel in dem Rücken des Favratschen Korps operieren, bald nach dem Sandomirschen ziehen oder den Rückweg nach Warschau antreten. Vor der Front des Grafen Schwerin hatten sich kleine polnische Korps bei Blonie und Nadarczyn, also in ziemlicher Entfernung aufgestellt, und nur gegen die von uns an der Bzura besetzte Linie war der Fürst Poniatowsky mit einem angeblich 6000 Mann starken Korps vorgerückt, mit dem er eine Feldschanze bei Sochaczew angriff. Der Major v. Schenk verteidigte dieselbe mit einem ungefähr 400 Mann starken Bataillon, aber so ehrenvoll und mutig, daß die Polen sowohl diesmal als bei einem später wiederholten ähnlichen Versuch völlig zurückgeschlagen wurden. Es war dies eine der ehrenvollsten preußischen Kriegshandlungen am linken Weichselufer.

Daß Schwerin im Anfange, ehe er den Gang der feindlichen Unternehmungen übersehen konnte, in dem Lager bei Chrczonowice anscheinend unthätig blieb, mochte sich wohl durch die geschilderte Lage entschuldigen lassen. Aber unerklärlich bleibt es, daß er, besonders nachdem Kosziusko geschlagen und Suworow gegen Warschau vorgerückt war, nicht zu dem Entschluß kam, auf die vor seiner Front befind-

lichen polnischen Korps loszugehen, um sie einzeln zu schlagen. Statt dessen aber blieb er unschlüssig stehen, zersplitterte sich täglich mehr, indem er überall hin und her detachierte, und rückte endlich, durch falsche Kombinationen irre geleitet, mit fünf Bataillonen dem zurückkehrenden Madalinsky auf einem so schlecht gewählten Wege entgegen, daß dieser mit seiner ganzen, nicht unbedeutenden Beute wohlbehalten wieder über die Bzura gehen und sich mit dem ihn erwartenden Fürsten Poniatowsky vereinigen konnte.

Ein Schrei des Unwillens ging durch die preußische Armee, als dieser schmachvolle Ausgang bekannt wurde. Ein Insurgentenhaufen hatte lange Zeit hindurch unsere Provinzen gebrandschatzt, und wir waren bloß durch die schlecht genommenen Maßregeln nicht im stande gewesen, sie weder zu züchtigen, noch die auf Warschau losrückenden Russen zu unterstützen.

Schwerin war kein böser Mensch, aber ihm fehlte Urteil und Entschlossenheit; er frug zu viel an, und die königlichen Befehle trugen auch manches dazu bei, ihn unsicher zu machen. Auch ist es nicht zu leugnen, daß besonders nach dem Gefecht bei Magniszewo der General Favrat wohl etwas zu seiner Unterstützung hätte thun können.

Es war ein sonderbares Geschick, daß der Name Schwerin, mit Recht in den preußischen Annalen hoch gefeiert, in diesem Feldzuge sogar in zwei Generalen dieses Namens einen Fleck erhalten mußte. Der König nahm dem Grafen Schwerin I in sehr schonenden Ausdrücken das bisher geführte Kommando am linken Weichselufer (wobei er sich aber zu seinem Unglück nicht beruhigte) und übertrug dieses dem General Favrat, wogegen der General Günther das bisher von Favrat geführte Kommando am rechten Weichsel- und Narewufer erhielt, dem späterhin

auch noch der Oberbefehl über das Korps des Generals von Brünneck hinzugefügt wurde, da dieser nach seinem Gouvernement Königsberg zurückkehrte.

Günther war der Sohn eines Feldpredigers bei dem Regiment, welches Friedrich der Große als Kronprinz in Ruppin befehligte; eine unverbürgte Sage wollte mit diesem letzten Umstande die Abstammung des Generals sogar in Verbindung bringen. Günther war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, aber der siebenjährige Krieg und sein dadurch gewecktes überwiegendes Talent rissen ihn in die Kriegslaufbahn, die er anfänglich bei der alliierten Armee anfing, dann nach dem Frieden in ein preußisches Kürassierregiment einrangiert wurde und hier nun von Stufe zu Stufe, mit manchen Schwierigkeiten kämpfend, emporstieg. Sein kräftiger Geist wohnte in einem ungewöhnlich kleinen Körper, so daß, wenn er ein nur mittelmäßig großes Pferd besteigen wollte, es ihm beschwerlich wurde, mit der rechten Hand den Sattelbaum anzufassen, er gab sich dann gewöhnlich die erste Hilfe, indem er die Schabracke angriff, sich an dieser bis zur Höhe des Sattels heraufschwang und so, selbst im Alter noch, mit großer Leichtigkeit das Pferd bestieg. Die Natur hatte ihm einen schnellen und scharfen Blick, eine ungewöhnliche Kraft des Willens gegeben; ein seltenes Gefühl für das, was er als seine Pflicht erkannte, und ein ebenso starker Thatendrang belebten die Brust dieses edlen Mannes. Früher zum Studieren bestimmt, hatte er späterhin auf dieser wissenschaftlichen Grundlage mit vielem Erfolg seine kriegerische Bildung fortgebaut, und er vereinigte in seltener Weise die Kenntnisse des kleinen Dienstes mit den Ansichten des Heerführers. Im Gefecht belebte ihn der Mut des Jünglings bis zur Verachtung jeder Gefahr; er gehörte zu der

alten Preußenschule, die sein Freund Gleim mit den Worten bezeichnet:

„Wir fragen nicht, wie stark er ist,
Wo steht er, fragen wir.“

Nur der Erfüllung seiner Dienstpflichten und dem Wohlthun widmete er ausschließlich sein der Tugend geweihtes Leben, da er frühe schon, man sagt, durch eine unglückliche Liebe veranlaßt, sich den geselligen Freuden entzogen hatte; niemals trank er Wein, aß täglich nur einmal und nur von einer Speise. Von dem Anbruch des Tages an war er mit der Erfüllung seiner Dienstpflichten beschäftigt; die etwa übrig bleibenden Stunden gehörten der Lektüre. An körperliche Entbehrung und Anstrengung gewöhnt, leistete er in dieser Hinsicht das beinahe Unglaubliche; ein Dienst- oder Spazierritt, wenn ihm zum letzteren einmal die Zeit übrig blieb, von vier bis sechs Stunden war etwas ganz Gewöhnliches. Als kommandierender General bereiste er im Jahr 1795 die Kantonierungen seines Korps zu Pferde und machte auf diese Art ungefähr 150 Meilen; sein Nachtlager war dann die erste beste Hütte, eine Schütte Stroh, und wo dieses sich nicht fand, die Ofenbank. Rekognoszieren, das Terrain studieren, war bei jedem Ritt seine Lieblingsbeschäftigung, und er hatte auf diesem Wege sich einen unglaublichen Scharfblick erworben. Sehr ernsthaft sagte er mir einmal: „Sehen Sie, wenn man zu Pferde steigt, muß man nur militärische oder gottselige Gedanken haben.“ Seine Einnahmen gehörten der reichlichen Erfüllung seiner Berufsausgaben, dem Ankauf von Reitpferden, die er aber sehr bald zu Schanden ritt, der Vermehrung einer ansehnlichen Bücher- und Kartensammlung; was dann noch übrig blieb, bekamen notleidende Untergebene oder ihm bekannt gewordene Arme.

Wenn ich hier nach strenger Wahrheit dieses vortrefflichen Mannes Bild zeichne, so muß ich von der anderen Seite auch, um meiner Aufgabe treu zu bleiben, gestehen, daß seine abgeschlossene Lebensweise ihn wohl hin und wieder etwas einseitig gemacht hatte und daß er oft zu einer Heftigkeit hingerissen wurde, die zwar schnell vorüberging, doch aber im allgemeinen nicht ohne Nachteile blieb. Indes, wenn diese Schattenseiten es auch bezeichnen, daß er ein Mensch, also unvollkommen war, so blieb des Guten doch genug übrig, um den General für jeden, der ihn näher kannte, zu einem Gegenstande inniger Verehrung zu machen.

Die kriegerischen Ereignisse, auf die ich vielleicht jetzt noch unter der Anführung meines Generals gehofft hatte, wurden durch die unter der Zeit durch Suworow erfolgte Einnahme erst von Praga, dann von Warschau unerwartet schnell in ein friedliches Geleise geleitet. Die Ueberreste der polnischen Armee, des Krieges längst schon müde, ergaben sich teils in ganzen Korps an die nächsten preußischen Postierungen, wurden von den Russen gefangen oder suchten einzeln nach ihrer Heimat durchzukommen. Nur ein kleiner Teil, der entweder an einer Verzeihung verzweifelte oder die Begierde des Widerstandes noch in seiner Brust trug, ging in das Ausland und bildete unter Dombrowsky, der vorher preußische Dienste nachgesucht, den man aus einseitiger Ansicht aber nicht angenommen hatte, bei der französischen Armee den Kern einer Division, die durch Ueberläufer und angeworbene österreichische Gefangene sich nach und nach ausbildete.

Viele Zerstörungsspuren hatte besonders um Warschau dieser kurze und nur durch unser unzweckmäßiges Benehmen verlängerte Krieg hervorgebracht. In Warschau selbst und

der Umgegend herrschte, bis entfernte Zufuhren herankommen konnten, fühlbarer Mangel an Lebensmitteln, und wir selbst waren, was besonders das Futter der Pferde anbetraf, keineswegs überflüssig versehen.

Der General schickte mich, ehe die Uebergabe von Warschau bei uns bekannt geworden war, an Suworow nach Praga, und da erinnere ich mich noch sehr lebhaft, wie eine Menge ganz guter Pferde herrenlos auf den Feldern herumlief, die aber kein Mensch fangen mochte, weil ihm schon die Ernährung der eigenen zu schwer wurde. Auf diesem Ritt, den ich bei einer grimmigen Kälte des Nachts unternahm und auf dem ich mir beide Hände und Füße erfror, hatte ich noch nicht das Glück, den berühmten Türkensieger persönlich kennen zu lernen. Den Tag vorher war die Kapitulation von Warschau zu stande gekommen. Suworow hatte sein Quartier nach dieser Stadt verlegt, und die in der gleichen Nacht eingetretene Kälte hatte so viel Treibeis erzeugt, daß an das Uebersetzen über die Weichsel nicht zu denken war und ich mich begnügen mußte, mich in Praga etwas umzusehen.

Praga trug in jenem Augenblick allerdings den Charakter einer mit Sturm genommenen Stadt, doch waren die Spuren der Verheerung um nichts größer, als ich sie späterhin häufig bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen habe. Ich führe dies nur deshalb an, weil ich die späteren Schilderungen der unter Suworow verübten Greuel doch nach diesem eigenen Anblick für übertrieben halten muß. Namentlich gilt dies von den 12—13000 Menschen, die an jenem blutigen Tage getötet sein sollen. Tote Pferde habe ich noch mehrere in den Straßen liegend gefunden, aber keinen Menschen, und es ist kaum anzunehmen, daß es möglich gewesen sein sollte, in dieser kurzen Frist, wo

der Boden bereits scharf gefroren war, so viele Tausende einzuscharren. Alle solche von polnischen Schriftstellern herrührenden Angaben sind nur mit großer Vorsicht aufzunehmen, da sie größtenteils nur zur Befriedigung ihrer aufgeregten Leidenschaft, zur Erreichung ihrer Zwecke schreiben.

Die verbündeten Heere bezogen nun in den von ihnen innegehabten Provinzen die Winterquartiere; die russischen besetzten Litauen mit Ausschluß der am linken Memelufer belegenen Woiwodschaft Trocky, in welche das bisher von dem General von Brünneck befehligte preußische Korps rückte, das ebenfalls unter die Befehle des Generals Günther gestellt wurde. Bei Grodno ging die russische Postierung auf das linke Memelufer über, von da nach den Quellen des Biebrz oder Bobraflusses und längs demselben nach dem Narew, so daß alles, was an dem linken Ufer dieser Flüsse lag, von den Russen, das rechte Ufer derselben aber bis zur Weichsel gegen Thorn von dem Korps des Generals Günther besetzt wurde. Warschau bis in die Gegend von Rava behielt Suworow besetzt, von da ab zwischen der Bzura und der Pilicza mit Einschluß von Krakau kantonierte die von dem General Favrat befehligte Armee, und in das Sandomirsche waren, seitdem Schwerin dies übereilt geräumt hatte, die Oesterreicher, die übrigens keinen Teil am Kriege genommen hatten, schnell eingerückt.

Der Untergang Polens.

Dies waren im allgemeinen die Stellungen, welche den in Petersburg nun beginnenden Teilungsverhandlungen zur Grundlage dienten. Nach einer früheren Verabredung unter den drei beteiligten Mächten waren Preußen nicht allein die jetzt besetzten Striche zugesichert, sondern auch

das Sandomirsche, Warschau und ein Teil von Samogitien am rechten Memelufer in der Gegend von Tilsit und Polangen. Da indessen im Sandomirschen, wie wir gesehen haben, Oesterreicher sich eingedrängt, die Preußen Warschau nicht erobert hatten, so erzeugte dies neue sich kreuzende Ansprüche, deren Beseitigung sich bis zum Oktober des kommenden Jahres hinzog.

Das Unterbringen der dem General anvertrauten Truppen ebensowohl zur Erhaltung der Ordnung in dem neuerworbenen Lande, als zur nötigen Erholung der Soldaten war also seine erste und vorzüglichste Sorge. An Raum dazu gebrach es gewiß nicht, und die Landkarte zeigte zu diesem Zweck eine Menge Städte und Dörfer, aber freilich von einer Beschaffenheit, die das Unterbringen des an einen besseren Aufenthalt gewöhnten preußischen Soldaten sehr schwierig machte.

Hier war die Entbehrung, der Abstand gegen die wahrlich auch einfachen vaterländischen Sitten doch zu groß. Die in dem Feldzuge schon durch fortdauernden Dienst und unvollkommene Ernährung erschöpften Soldaten entwickelten in diesen Schmutzlöchern bald einen neuen Krankheitsstoff, und in kurzer Zeit mehrte sich durch ein nervöses fauliges Fieber auf eine beunruhigende Art die Zahl der Kranken. Bei vielen Kompagnien ward die Zahl derselben so groß, daß sie nicht einmal den gewöhnlichen Friedenswachtdienst bestreiten konnten, und mancher wackere Krieger, den die Kugel verschont hatte, ward hier ein Opfer dieser ungünstigen Verhältnisse. Denn für die Kranken nur einigermaßen zu sorgen, war in diesem durch die Adelssouveränität tyrannisierten Lande beinahe unmöglich. Es wird wenig Länder in Europa geben, in denen die Menschheit ärger gedrückt und mißhandelt war als hier.

Mein ehrwürdiger Günther griff in diesen geschilderten Notstand kräftig ein, teils durch die Macht seines Amtes, teils durch seinen Privatgeldbeutel, den er, um kleine Erfrischungen herbeizuschaffen, mehr als einmal leerte. Sehr häufig war es in der ersten Zeit, wenn er bei seinen Ausritten einem zur Heimat siech zurückkehrenden ehemaligen polnischen Soldaten begegnete, daß dieser von ihm nach dem nächsten preußischen Lazarett befördert und dort auf Kosten des Generals verpflegt wurde, da er nach seiner Lebensansicht es nicht für erlaubt hielt, derartige Ausgaben aus den Staatskassen zu decken..

Eine große Sorge war es auch, die in diesem Lande durch den Krieg ganz aufgelösten Obrigkeiten wieder herzustellen. Es bestanden nämlich früher dort in den Bezirken Kreiskommissionen, deren Wirkungskreis im allgemeinen dem eines preußischen Landrates ähnlich sein konnte; sie waren aus einigen von dem Adel gewählten Mitgliedern und ein paar Schreibern gebildet. Die eigentlichen Mitglieder der Kommission, gewöhnlich auf ihrem Landgute und von der Kreisstadt entfernt, überließen die hauptsächlichsten Geschäfte, die nicht gerade mit ihren Privatinteressen kollidierten, jenen Schreibern, die ihren Wirkungskreis nun benutzten, um sich bestechen zu lassen und durch die Verkäuflichkeit der Entscheidungen ihre Einnahme zu verbessern, so daß der arme Einwohner weder bei der Regierung, noch bei den Gerichten auf eine gerechte Behandlung rechnen konnte und daher auch selbst bei dem größten Unrecht selten klagte. Denn die damals üblichen Gerichte hatten eine den Kreiskommissionen ganz ähnliche Einrichtung. Die Richter wurden auf den Kreistagen aus dem Adel gewählt und hielten gewöhnlich alle Vierteljahre in der Kreisstadt eine Gerichtssitzung. Auch hier fanden die-

selben Erscheinungen statt; die Richter wahrten meist nur ihr eigenes Interesse und das ihrer Freunde; alle übrigen Angelegenheiten, die dies nicht gefährdeten, fielen in die Hände der Advokaten, die womöglich noch schlechter als die vorhin geschilderten Kreisschreiber waren.

So schlecht diese Einrichtungen auch immer sein mochten, so blieb doch dem General nichts anderes übrig, als sie wieder herzustellen. Jeder Kreiskommission wurde ein der polnischen Sprache kundiger Offizier zugesellt, um darüber zu wachen, daß ihre Verhandlungen nicht zur Befriedigung von Privatzwecken benutzt wurden. Ebenso wurden die Kreisgerichte auf seine Anweisung auch wieder ins Leben gerufen, und da der Appellationshof für die Kreisgerichte des Teiles von Masovien, den die preußischen Truppen inne hatten, sich in dem von Russen besetzten Warschau befand, also ohne große Unbequemlichkeit nicht füglich von den in unsere Obhut genommenen Einwohnern benutzt werden konnte, so errichtete Günther in der Stadt Nowe-Miasto einen aus ausgewählten Mitgliedern der Kreisgerichte gebildeten Appellationshof, den er selbst mit einer lateinischen Rede (da er nicht polnisch sprach) eröffnete und darin den Mitgliedern, wenn auch schonend, bemerklich machte, daß jeder parteiische Richter in ihm einen ernsten Gegner finden würde.

So füllten mannigfache Kriegs- und Landesverwaltungspflichten die Stunden meines ehrwürdigen Günther, deren Erfüllung er sich mit einer Aufopferung und Hingebung widmete, wie sie selten der Sterbliche zu leisten vermag. Da der General alles selbst, vielleicht sogar ein wenig zu sehr im Detail bearbeitete, so war mein Geschäftskreis eigentlich sehr abwechselnd.

Ich mußte für die Listen und Rapporte sorgen, von

Zeit zu Zeit einzelne Ausfertigungen übernehmen oder prüfen; der General diktierte mir auch wohl Sachen, die geheim gehalten werden sollten. Ein paarmal ward ich nach Warschau verschickt, dann auch wieder als Kourier nach Grodno an den Fürsten Reppnin, wo eine russisch-preußische Grenzregulierungskommission etabliert war, und bei welcher Gelegenheit ich auch den letzten unglücklichen König der Polen, Stanislaus, zu sehen bekam; jenen Fürsten, dem die Liebe einer Frau (Katharina) eine Krone gegeben, um sie nach dem Erkalten dieser Empfindung ihm wieder vom Haupte zu nehmen. Stanislaus hätte in dieser Hinsicht wohl mit Franz I. sagen können:

Souvent femme varie,
Bien fol, qui s'y fie.

Im Sommer 1795 brauchte mich Günther noch zum Aufnehmen und Rekognoszieren einiger Gegenden, bei denen ich neue Gelegenheit, die Landessitten kennen zu lernen, in reichlichem Maße erhielt.

Mein Vorgesetzter muß nicht unzufrieden mit mir gewesen sein; denn am Schlusse des Jahres überraschte er mich durch Mitteilung einer Kabinettsordre, aus der ich ersah, daß er mich dem König zum Kapitän vorgeschlagen habe. Dies war jedoch abgeschlagen, weil ich noch Sekondeleutnant sei, und mir dagegen eine vorteilhafte Beförderung für die Zukunft verheißen, die mir indes, wie wir es sehen werden, unter dieser Regierung nicht gewährt ward.

Endlich ward im Oktober des Jahres 1795 der Teilungsvertrag der Ueberreste des Königreichs Polen zwischen den drei Mächten zu Petersburg in der folgenden Art geschlossen. Oesterreich machte unbestritten, wie dies häufig bei dieser Macht der Fall ist, bei diesem Vorgang

die besten Geschäfte; es erhielt, ohne an dem vorhergegangenen Kriege teilgenommen zu haben, dennoch durch sein schlaues Zugreifen das gesamte Krakauische, Sandomirsche und Lublinsche bis beinahe an die Thore von Praga, der Vorstadt von Warschau. Preußen mußte zu diesem Zweck die bis dahin von ihm besetzte Stadt Krakau nebst ihrem Gebiet räumen und erhielt dagegen am linken Weichselufer den zwischen der Pilicza und Bzura liegenden Teil von Polen und die Stadt Warschau nebst deren Vorstadt Praga, diese jedoch mit einer sehr nachteiligen, nur ein und eine halbe Meile davon entfernten Grenze, die den größten Teil der Gegenden, aus denen Warschau zu leben gewohnt war, in den Händen der Oesterreicher ließ.

Am rechten Weichselufer erhielt Preußen außer den bereits durch das Korps des Generals Günther besetzten Distrikten noch einen am linken Narewufer liegenden Landstrich, bei dem der Bug bis Niemirow und von da eine Linie bis gegen Grodno die Grenze bildete. Der übrige Teil von Polen, hauptsächlich aus dem ganzen Litauen bestehend, fiel an Rußland, und der König Stanislaus mußte auf seine Krone verzichten, um mit einem ihm angewiesenen Jahresgehalt sein Leben in Petersburg unter der Aufsicht seiner ehemaligen Geliebten zu beschließen.

Daß eine solche Begebenheit, wie die gänzliche Teilung eines einst ausgedehnten Landes, sehr verschieden beurteilt wurde und Stoff zu lauten Klagen gab, darf wohl nicht befremden, gerade deshalb aber scheint es dem Zwecke dieser Blätter nicht unangemessen, die Quellen dieser verschiedenen Ansichten über Polen von dem Standpunkte eines Preußen etwas näher zu beleuchten.

Daß der Pole selbst, wenn auch allein durch seine Schuld sein Vaterland zertrümmert war, doch auf dieses

Ereignis mit tiefem Schmerz blickt, wer könnte ihm dies verargen? Doch war der Ausdruck einer solchen Empfindung bei den Polen lange nicht so stark, als man es unter ähnlichen Umständen hätte erwarten können. Nur ein im Verhältnis kleiner Teil, der entweder auf keinen sicheren Aufenthalt in seinem Vaterlande rechnen mochte, oder dem die Gesuche um Dienste bei den neuen Landesherren, wie z. B. Dombrowsky, unpolitisch abgeschlagen waren, zog es vor, ins Ausland zu gehen, um dort unter dem Schutze einer ihnen günstigen Politik neue Pläne für die Zukunft seines untergegangenen Vaterlandes zu schmieden. Der polnische Bauer war neutral, soweit der Horizont seiner unentwickelten Begriffe reichte, sah sogar einer besseren Zukunft entgegen. Der Edelmann, der im Lande blieb, hatte für den Augenblick seinen Beutel erschöpft, und auch sein Enthusiasmus war, wie dies immer bei dieser Nation der Fall ist, zwar schnell entstanden, aber jetzt verraucht. Nur die Geistlichkeit konnte in jenem Augenblick weniger ihrer Empfindungen Herr werden, doch weniger aus einer edlen Vaterlandsliebe als vielmehr aus der Besorgnis, daß durch die neuen Regierungen ihre Einnahme und ihr Einfluß auf das Volk gefährdet werden würde. Die ins Ausland gegangenen Polen fanden dagegen außer jener gewöhnlichen Teilnahme, welche die Klagen eines Unglücklichen der öffentlichen Meinung ohne nähere Prüfung in der Regel abgewinnen, in England und Frankreich auch noch in einer Lokalpolitik eine bedeutende Unterstützung, die die öffentliche Meinung und die Schriftsteller jener Länder lenkte. Beide Mächte verloren durch den Untergang von Polen allerdings ein Mittel, durch einige Bestechungen von Zeit zu Zeit beliebig Rußland und Preußen zu beschäftigen und sie waren nicht ohne Grund über den bedeutenden

Zuwachs der russischen Macht, dem sie früher entgegen zu arbeiten verabsäumt hatten, besorgt.

Dies waren im allgemeinen die Gründe, welche im Auslande die Klagen über die Teilung Polens erzeugten und nährten. Deutsche, selbst preußische Schriftsteller, schrieben ihnen ehrlich nach; denn es kitzelte ihren beschränkten politischen Blick, die Fürsten anscheinend der Immoralität beschuldigen zu können. Die Teilung Polens hatte nach ihrer Ansicht das Gleichgewicht von Europa erschüttert: wahrscheinlich hatte diese Meinung Ludwig XIV. erst begründet, denn von dessen Eroberungen schwiegen diese deutschen Staatenrichter, wahrscheinlich weil ihre französischen Musterbilder schlau genug gewesen waren, diese nicht zu erwähnen.

Es ist wohl die beschränkteste Ansicht, wenn man im grellen Gegensatz mit der Geschichte, den Untergang von Staaten und Nationen, besonders wenn ihre Regierungen nicht souverän waren, diesem oder jenem Mann, dieser oder jener fremden Einwirkung zuschreiben will. Den Untergang der Staaten und Nationen verschulden ihre eigenen Regierungen und das Volk selbst; wenn diese in sich verfault sind, hält sie keine irdische Macht.

Preußen hat die schwere Aufgabe gehabt, es zu verhindern, daß Polen (welches sich schon längst aufgegeben und verkauft hatte) nicht ganz eine russische Provinz wurde. Dies hat die Schritte von Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., nicht allein der Existenz des Staates wegen, sondern man kann wohl sagen zum Wohl von ganz Deutschland geleitet. Will man durchaus fremde Mächte anklagen, die an dem Untergange von Polen schuld waren, so trifft dieses hauptsächlich Oesterreich und Frankreich; beide verderbten durch ihre Bestechungen und Intriguen bei den

Königswahlen von früh an den polnischen Adel, nährten fortdauernde ausschweifende Hoffnungen unter demselben und verließen ihn in den entscheidenden Augenblicken. Doch, wie gesagt, dies entscheidet hier nicht allein, die polnische Nation hatte ihren Untergang schon selbst und schon lange herbeigeführt; sie ist an der Adelssouveränität (die ebenso gut eine pestartige Krankheit wie die Volkssouveränität ist) natürlichen Todes verblichen. Selbst wenn es denkbar wäre (und keine der späteren Zuckungen in diesem unglücklichen Lande hat bis jetzt noch meine Meinung des Irrtums geziehen), Polen ganz herzustellen, es würde sich doch nicht halten können und wieder zerfallen, da ihm alle Elemente zum Bestehen eines europäischen Staates fehlen. Ueber den fehlenden Bürger, den tief unterdrückten Bauernstand habe ich schon mehrmals hier mein Urteil ausgesprochen und ich will ebenso nun noch eine Zeichnung des Adels und der Geistlichkeit versuchen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der polnische Adel größtenteils sehr gute körperliche und auch bis zu einem gewissen Punkt geistige Anlagen hat. Seine Erziehung, oder was man so nennt, erhält ihm wenigstens einen gesunden Körper, er ist ein dreister Reiter, lebhaften, aufgeweckten Geistes; alles Erlernen, bei dem von Nachahmen, nicht Selbstschaffen die Rede ist, gelingt ihm gewöhnlich gut, und so kann er sich z. B. fremde Sprachen sehr aneignen. Durch keinen Zwang der bürgerlichen Ordnung in seiner Heimat gefesselt, entstehen seine Entschlüsse nur immer in der ersten Aufwallung; er ist in dieser großer Opfer, kühner Thaten fähig; sowie dies erste Feuer aber verraucht ist, handelt derselbe nur, und oft auf eine unwürdige Art, nach seinen Privatinteressen. Gewöhnt, alles durch Gewalt von seinen Untergebenen zu erzwingen, hat sich bei

ihm, den ersten Moment abgerechnet, das Gefühl des Mitleidens und der Dankbarkeit nur sehr wenig entwickelt. Wenn seine Regierungen oder seine Vorgesetzten ihn höflich behandeln, hält er dies größtenteils für Schwäche. Der Mangel eines gebildeten Bürgerstandes, dessen geistige Kraft ihm etwas Achtung abgenötigt hätte, bildet bei ihm einen beinahe erblichen Uebermut und einen sehr bemerklichen Mangel alles Sinnes für Gehorsam und bürgerliche Ordnung aus, und doch sind diese in der Regel so stolzen und übermütigen Leute da, wo ihre Interessen es zu erheischen scheinen, einer Kriecherei fähig (was sie dann Klugheit nennen), von der der Deutsche keinen Begriff hat.

Unter den vielen mir dazu dienenden Belegen will ich nur den folgenden Fall erzählen.

Der General Günther hatte einen alten Kürassier zu seinem einzigen Bedienten, Haushofmeister 2c., dem während der Zeit des Generalkommandos auch die Anmeldung der Fremden oblag. Eines Morgens kam ich in das Vorzimmer des Generals und fand hier einen angesehenen Polen, der den Stern des polnischen Ordens trug und noch obenein das Band desselben in großem Kostüm um seine Schultern gehangen hatte, eben sehr eifrig bemüht, dem alten Bedienten die Hand zu küssen. Natürlich sah ich bei meinem Vorbeigehen in das Zimmer des Generals diese seltene Höflichkeit etwas über die Schulter an. Kaum hatte ich meine Dienstgeschäfte abgemacht, so kam der alte Bediente ins Zimmer und meldete den Starosten L....... von Rozan, der den General dringend zu sprechen wünschte, und der denn auch kurz darauf in dem beschriebenen Prunkanzuge und mit knechtischen Verbeugungen zu dem General ins Zimmer trat, welches ich unter der Zeit verließ. Als ich den Bedienten über die

vorhergegangene sonderbare Szene befragte, erfuhr ich, daß der Herr Starost ihm nicht allein überflüssig Geld angeboten, sondern zuletzt auch noch den Handkuß angewendet hatte, um in einer schwebenden Streitsache nur früher als sein Gegner den General sprechen zu können.

Eine andere und wohl zu beherzigende Ursache, welche sich einem nationalen polnischen Entwicklungsgange entgegenstellt, ist die in Deutschland nicht gekannte Stellung der polnischen Edelfrauen und ihr Einfluß, den sie auf die Männer und die Geschäfte ausüben. Die polnischen Frauen dieser Klasse haben, ohne im allgemeinen schön zu sein, doch viel Liebenswürdigkeit und Grazie in ihrem Benehmen. Erziehung zur Wirtschaftlichkeit, weiblicher Arbeit oder wissenschaftlicher Bildung war damals selten oder fast gar nicht üblich. Etwas Musik, Französisch lernen und vor allem die Kunst des Tanzes, dies waren die Gegenstände, durch welche die Mütter das Glück ihrer Töchter zu sichern strebten. Daher war auch alles, was zur inneren Haushaltung und Reinlichkeit gehörte, auf den polnischen Edelhöfen in einem Zustande, den der Deutsche sich kaum vorzustellen vermag. Sehr häufig wurden die Teller in Gegenwart der Gäste vom Tische genommen, vor ihren Augen auf eine Ekel erregende Art kaum abgewaschen und ebenso halb abgetrocknet ihnen wieder vorgesetzt. Den Kaffee erhielten nur einige Gäste, soweit es reichte, in Tassen, die übrigen in Wein- und Biergläsern oder kleinen Töpfchen. Die Frauen bekümmerten sich nur um die Entwicklung ihrer Vorzüge und mischten sich in jede Landesangelegenheit; Wahlen der Deputierten, Richter, Verwaltungsbeamten, die Entscheidung jedes Prozesses 2c., alles dies fiel in den Wirkungskreis der Frauen, die jedes Mittel der Bestechung und Ueberredung, jedes freundschaftliche oder

verwandtschaftliche Verhältnis schlau dazu zu benutzen verstanden. Die Frauen waren die gewöhnlichen Sachwalter ihrer Männer, sie unternahmen Reisen, erbaten sich Unterredungen mit ganz fremden Männern, dies alles war ganz gewöhnlich und fiel keinem auf. Daher sind die Frauen in der Regel mehr noch als die Männer gegen die durch die fremden Regierungen eingeführten festen Verwaltungen erbittert, zur Unterstützung von Insurrektion geneigt, weil dieser geregelte Gang ihnen allen Einfluß raubt.

Wie die weibliche Erziehung eigentlich behandelt wurde, dies wird vielleicht der folgende Vorgang am besten schildern. Bei der Gelegenheit, daß General Günther mich zum Aufnehmen der Gegend brauchte, nahm ich unter anderem auch für einige Zeit mein Quartier in Lopacin, dem Landgute eines Kammerherren von K......., mit dem ich in meinen Mußestunden bald ganz gut bekannt wurde. Er hatte zwei herangewachsene Töchter, deren Tanzunterricht durch den vorhergegangenen Krieg unterbrochen worden war. Dies nachzuholen, hatten die Eltern jetzt aus Warschau einen Tanzmeister kommen lassen, der gewöhnlich des Abends in meiner Gegenwart seine Lehren fortsetzte. Die Mädchen waren guter, unschuldiger Natur und hatten noch keine Begriffe davon, wie man durch wohlberechnete Bewegung des Kopfes und der Augen sich beim Tanz noch interessanter machen könne. Dies verdroß die Mutter, die übrigens ihre Ansprüche auf den Tanz noch nicht aufgegeben hatte, und so sprang sie, nachdem ihre mündlichen sehr deutlichen Anweisungen nichts fruchten wollten, in einer Stunde auf, setzte sich in die Attitude einer Balletttänzerin und tanzte nun vor ihren Töchtern sehr ausdrucksvoll mit dem fortgesetzten Ausruf: Moy boze, affective, affective (Mein Gott, so affektiert doch). Dies war doch wirklich eine praktische mütterliche Lehre fürs Leben.

Die Geistlichkeit war, wie ich schon erwähnt habe, aus Besorgnis, daß durch begründete Aufklärung ihr Einfluß verloren gehen könnte, auch eine treue Anhängerin der alten polnischen Einrichtung. Sie teilte sich in Hinsicht ihrer Sitten in zwei verschiedene Klassen. Der eine, aber nicht sehr zahlreiche Teil, welcher aus den jüngeren Söhnen der vornehmen Familien bestand und die Bischofsstellen und einträglichen Abteien als eine legitime Sekundogenitur sich gewöhnlich zu eigen machte, hatte in der Regel den Anstrich einer französischen Bildung, doch ohne allen Trieb zu gelehrten, geschweige denn theologischen Kenntnissen. In dem ersten Teil ihres Lebens huldigten sie gewöhnlich allen Genüssen, und im späteren Alter versuchten sie durch strenge Befolgung der Kirchengebräuche die Erinnerungen ihres früheren Lebens zu beschwichtigen. Der zweite Teil der Geistlichkeit, der einen großen Teil der ärmeren Domkapitel, die Pfarrer und Mönche in sich begriff und aus Bürger- und Bauersöhnen, zuweilen auch von den armen Edelleuten, den Schlachzitzen, ergänzt wurde, war womöglich noch schlechter als der erste, soeben geschilderte, unwissend im hohen Grade; denn auch hier klagten alle wohldenkenden und unterrichteten Leute über den gänzlichen Verfall theologischer oder wissenschaftlicher Kenntnisse. Hauptsächlich auf das Erlernen von Latein in den Klosterschulen beschränkt, erlernten sie beinahe mechanisch die üblichen Kirchengebräuche und fröhnten, wenn sie ein Amt erhalten hatten, allen möglichen Genüssen; nur über diese Gegenstände konnte man bei näherer Bekanntschaft in ein anhaltendes Gespräch mit ihnen kommen.

Zur Schilderung des inneren klösterlichen Lebens möge der folgende Zug dienen. Bei meinem Herumziehen während des Aufnehmens ward ich mit dem mir zugeteilten

Kondukteur in einige unbewohnte Zellen des Kapuzinerklosters in Stregocin einquartiert. Wir hatten schon einige Tage hier gelebt, als mich ein Offizier aus der Nachbarschaft besuchte, den ich beim Wegreiten auf den Klosterhof begleitete, und indem wir hier noch miteinander schäkerten, sprang ein zufällig entfesselter Kettenhund von hinten auf mich zu und biß mich durch die lederne Hose ins Bein. Dies machte mich sehr ärgerlich, ich ging mit einem Stück Holz, welches mir gerade im Wege lag, auf den Hund los, und als dieser sich in die Küche flüchtete, rief ich nach einem Gewehr, um meinen Feind tot zu schießen. Dies gab unter den zusammengelaufenen Mönchen Redensarten; der eine schien nicht allein über mein Unglück zu lachen, sondern sich auch meinen Mordgedanken widersetzen zu wollen, und dies alles regte mich so auf, daß ich dem heiligen Mann eine Ohrfeige gab. Nun ward das Mönchsgeschrei natürlich recht groß, ich fühlte sogleich meine Unbesonnenheit und die Notwendigkeit, die beabsichtigte Klage bei meinem alten Günther in der Geburt zu ersticken. So setzte ich mich denn aufs hohe Pferd, sprach mehr, als ich es gottlob selbst glaubte, von der Wichtigkeit meiner Person, von der schlechten Polizei und der Notwendigkeit, dies sogleich dem kommandierenden General zur exemplarischen Bestrafung zu melden. Dieses Stratagem half, die Mönche fingen an durch einen Abgeordneten zu unterhandeln, und ich behielt meine Schramme im Bein, so wie der Mönch seine Ohrfeige. Um aber diesen Vertrag nun vollständig zu besiegeln, bat mich der Pater Prior mit noch zwei anderen Mönchen zu einem Abendessen in seine Zelle. Wir gelobten uns wechselseitig völliges Vergessen und setzten uns zu unserem Gastmahl, das, in Beziehung auf die Zelle eines Bettelordens, wenigstens reichliche Gaben der Gläubigen voraussetzte.

Der Wein machte uns vertraulich, und nun nahm der ehrwürdige Prior ein ziemlich großes Kaminbrett weg, um mir hier einen vollständigen Destillierapparat zu zeigen, auf dem er unbemerkt für sich und seine Vertrauten alle möglichen Liköre zu verfertigen im stande sei. Diesmal wurde er indes nicht dazu benutzt, sondern ein ganz stattlicher Punsch bereitet, bei dessen langem Genuß der Leutnant beinahe das Aufnehmen und die unter strenger Ordensregel lebenden Bettelmönche ihre Horas versäumt hätten.

Nach vielem Hin- und Herschreiben zwischen den drei beteiligten Höfen wurde endlich der Teilungsvertrag der letzten Reste von Polen in der früher angegebenen Art ausgeführt. Das bisherige Generalkommando des Generals Günther wurde im Mai des Jahres 1796 aufgelöst. Die von ihm bis dahin geführte Zivilverwaltung ging an die errichteten Landesbehörden zu Plock und Bialystok über, und er selbst bezog seine neue Garnison Tykoczyn, wohin ich ihn zwar noch begleitete, dann aber, da die mir verheißene außerordentliche Beförderung noch nicht eingetroffen war, ein wenig mißmutig zu meinem Regiment zurückkehrte, bei dem ich in meiner Tour Premierleutnant geworden war.

Hier hatten sich in der letzten Zeit mehrere Veränderungen zugetragen. Nicht allein, daß das Regiment in der Person des Prinzen George Hohenlohe einen neuen Chef bekommen hatte, sondern es waren ihm auch, näher an den neuen polnischen Erwerbungen, in den Städten Olezko, Goldap und Gumbinnen neue Friedensgarnisonen, deren jede mit einem Bataillon des Regiments belegt wurde, angewiesen. Die beiden erstgenannten Städte lebten nur von ihrer sehr einfachen Ackernahrung, während in der letzten sich die Kriegs- und Domänenkammer der Provinz

Litauen befand, und das Leben in derselben also sich viel mannigfacher als in den ersteren Städten gestaltete. Unter diesen Verhältnissen war es mir sehr angenehm, als ich bei meiner Ankunft bei dem Regiment nicht allein erfuhr, daß mich mein Los zu dem Bataillon nach Gumbinnen geführt hatte, sondern daß mir auch dabei die Begünstigung zu teil geworden war, die Kompagnie eines Hauptmanns zu kommandieren, der ganz Invalide war, und dessen Einkünfte ich wegen seiner schlechten Wirtschaft zur Bezahlung seiner Schulden sequestrieren mußte, wodurch ich ganz in den damals sehr bedeutenden Wirkungskreis eines Kompagniechefs trat.

Da ich den größten Teil meiner bisherigen Dienstzeit Adjutant gewesen war und mich hier nur, besonders in der letzteren Zeit, dem größeren Dienst gewidmet hatte, so war mir mein neuer Wirkungskreis fremd. Da ich indessen immer dahin gestrebt habe, in meinem Berufskreise nicht der Letzte zu bleiben, so hatte ich mich auch bald in meine neue Bahn eingewöhnt und lernte sie immermehr schätzen.

Es ist nur ein durch Trägheit erzeugtes Vorurteil, wenn die Geschäfte des sogenannten kleinen Dienstes gewöhnlich von einem großen Teil der Offiziere als etwas Untergeordnetes und Mechanisches angesehen werden. Lernt sie nur, muß man ihnen zurufen, *geistig* auffassen, und ihr werdet bald entdecken, welche ehrenvolle und nützliche Bahn euch hier offen liegt. Je mehr der Offizier sich mit dem Soldaten beschäftigt, je mehr er die Eigentümlichkeiten desselben erforscht, je sicherer wird er in der Behandlung desselben und lernt zuletzt erkennen, was nicht allein zur Disziplinierung desselben, sondern auch, um ihn mit Erfolg vor den Feind zu führen, notwendig ist. Das Kommando über eine Kompagnie oder Eskadron bietet zu

dem Erwerb dieser Kenntnisse die schönste Gelegenheit. Der talentvollste Offizier wird, wenn er zu höheren Stufen emporsteigt, ohne Kompagniechef gewesen zu sein, immer in der Behandlung des Soldaten bei sich eine Lücke fühlen, und ich schreibe es diesem Umstande zum Teil mit zu, daß der größte Teil der Prinzen, wenn sie Generalsstellen bekleiden, fast immer nachteilig auf die Armee wirken.

Nächst diesem meinem gegenwärtigen Berufskreise fielen mir auch noch eine Menge anderweitiger Dienstaufträge durch das Vertrauen meines Bataillonschefs zu; so erhielt ich unter anderem die Einrichtung und Leitung der Schule für die damals sehr zahlreichen Soldatenkinder und dadurch manche Gelegenheit, meine Kenntnisse in einem mir bis dahin fremden Wirkungskreise zu erweitern.

Aber auch noch in anderer Hinsicht ward mir mein Aufenthalt in Gumbinnen sehr nützlich, so daß ich ihn mit Recht als eine mir von der Vorsehung zugewiesene Bildungsstufe ansehen kann.

Die Provinz Litauen, in deren Hauptstadt ich gegenwärtig hauste, war in mehrfacher Hinsicht eine ganz verschiedene Erscheinung von dem benachbarten Ostpreußen. In dem eigentlichen preußischen Litauen gab es z. B. keine Rittergüter. Friedrich Wilhelm I. hatte sie, als sie durch die letzte Pest verödet waren, eingezogen und entweder in königliche Domänen oder in mittlere freie Besitztümer verwandelt. Nächstdem lebte in diesem Regierungsbezirk eine solche Verschiedenheit von Volksstämmen, wie sie sich selten bei einander finden mögen.

In dem südlichen Teil der Provinz, dem sogenannten Masuren, wohnte ein seit Jahrhunderten eingewohnter Stamm, der zwar ein verdorbenes Polnisch sprach, aber durch Religion und Sitte der erklärte Gegner der Polen

selbst war. In der Mitte des Regierungsbezirks lebten dagegen Litauer, Deutsche, eingewanderte Salzburger, Schweizer, Franzosen, und im nördlichen Teil ein kurischer Stamm. Alle diese hatten damals im Jahr 1796 noch jede ihre eigene Sprache und Sitten, verheirateten sich selten unter einander und lebten doch zufrieden unter einem Gesetz. Ich führe dies letztere hauptsächlich darum an, weil gegenwärtig in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, eine Partei, freilich aus leicht zu durchschauenden Privatabsichten, es für eine Unmöglichkeit ausgeben will, daß verschiedene Volksstämme unter einem weise abgefaßten allgemeinen Landesgesetz glücklich leben und eine Provinz ohne Adel bestehen könne. Gehe hin und siehe!

Der Umgang mit den Regierungsmitgliedern, die mich freundlich in ihre Gesellschaften aufnahmen, ward mir in vielfacher Beziehung, besonders für meine spätere Bestimmung, sehr nützlich. Die in diesem Kreise geführten Gespräche berührten sehr häufig die inneren Administrationsverhältnisse und eröffneten meiner Wißbegierde und statistischen Neigung ein sehr weites Feld. Ich frug, bekam Antwort und erhielt auf diesem Wege eine ziemliche Kenntnis von unseren inneren Landesverhältnissen. Der damalige Provinzial-Departementsminister Schrötter hatte einen Kriegsrat Nördanz dazu bestimmt, die königlichen Scharwerksbauern gegen eine erhöhte Abgabe in freie Eigentümer zu verwandeln und ich erhielt dadurch Gelegenheit, mich mit diesem schönen Gedanken, dessen weitere Ausführung ich als die Grundlage der heutigen Staatenentwicklung ansehe, genau bekannt zu machen. Ein anderes Mitglied der Regierung, der Kriegsrat Heinze, besaß eine wohlgewählte zahlreiche Büchersammlung, er bemerkte meine Neigung zum Lesen und leitete mich, wie ich dies später

erst recht eingesehen habe, durch eine richtige Wahl der mir gegebenen Bücher, die großen Lücken meines Wissens zu erkennen, sie, so gut es möglich war, auszufüllen. Der fortdauernde französische Krieg blieb dabei, durch die ungewöhnliche Teilnahme und den Meinungsstreit, welchen er in allen Gesellschaften erzeugte, eine sehr lehrreiche politische und militärische Schule, die dem vorwärts strebenden Soldaten Veranlassung genug gab, über sein Fach nachzudenken, sich Materialien für die Zukunft zu sammeln.

Auch für das gesellige Leben, besonders eines jungen Mannes, war damals in Gumbinnen sehr gesorgt. Der größte Teil der höheren Beamten war verheiratet, hatte heranwachsende Töchter und lebte, aufgefordert durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel, sehr gastfrei, so daß ich fast jeden Abend in einer heiteren Gesellschaft zubringen konnte. Bei diesem angenehmen Verkehr verlobte ich mich auch mit meiner nachherigen Gattin, der jüngsten Tochter des Kammerassistenzrats Berent. Sie war sehr jung, sehr hübsch und sehr gutmütig; dies alles brachte mich zu diesem Entschluß, zu dem ich bei meinen anderweitigen Lebensansichten mich sonst wenig geneigt glaubte. Da wir indes beide kein Vermögen hatten, so mußten wir mehrere Jahre noch warten, bis unsere Verhältnisse uns die Erfüllung unseres wechselseitigen Wunsches möglich machten.

Mitten in diesem in vielfacher Beziehung mir sehr angenehmen Leben starb am Ende des Jahres 1797 König Friedrich Wilhelm II., und König Friedrich Wilhelm III., in dessen Nähe ich einst wirksamer sein sollte, als ich damals ahnen konnte, bestieg den Thron seines Vaters.

Die Regierungsthätigkeit Friedrich Wilhelms II.

Da ich es wünsche, in diesen Blättern die Eindrücke und Ansichten der merkwürdigsten Epochen, welche ich durchlebt habe, treu zu zeichnen, so ist es vielleicht nicht überflüssig, wenn ich es hier versuche, eine Uebersicht der Regierungsthätigkeit des soeben verstorbenen Königs zusammenzustellen. Friedrich Wilhelm II. war, dies kann man ohne Schmeichelei behaupten, von der Natur physisch und geistig königlich ausgestattet, es wird selten Könige geben, die so wie er königliche Würde mit Liebenswürdigkeit im Benehmen geschickt zu vereinigen verstanden; er war noch bei seiner Thronbesteigung, eine etwas zu große Körperfülle abgerechnet, einer der schönsten Männer seines Landes. Mit einem klaren Verstande, großer Herzensgüte verband er ein sehr reges Streben, sich durch königliche Thaten auszuzeichnen und sein Volk wahrhaftig glücklich zu machen. Allein diese vorzüglichen Eigenschaften scheiterten leider an anderen, welche dahin führten, daß die Geschäfte in die Hände unwürdiger Günstlinge fielen. Die Sittenverderbnis und Verschwendung, die sich in dem ihn umgebenden Kreise erzeugte, blieb leider nicht ohne Einfluß auf die Nation, und man muß diese Zeit als den ungünstigsten Wendepunkt ansehen, in dem die letzten Ueberreste der durch Friedrich Wilhelm I. strenge begründeten ernsten und sparsamen Volkssitten durch frivole gänzlich verdrängt wurden.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die merkwürdigsten Handlungen des Königs und zuerst auf das äußere Staatsleben, so bietet sich in dieser Reihe zuerst die Unternehmung gegen Holland dar. Eine Beleidigung, welche durch einen Teil des holländischen Volkes der Erbstatthalterin (Schwester des Königs) zugefügt war, hatte hauptsächlich das be-

waffnete Einschreiten herbeigeführt. Dies Unternehmen gelang dem äußeren Anschein nach vollkommen, doch ohne daß daraus ein bleibendes Resultat hervorgegangen wäre. Die einseitige Ausgleichung der bisherigen holländischen Zwiste ließ nur Abneigung in einem großen Teil des Volkes zurück und wurde auch von der siegreich gebliebenen Partei nicht mit der in einer solchen Lage notwendigen Umsicht durchgeführt. In den Reihen der preußischen Krieger dagegen erzeugte der schnelle Ausgang jener Unternehmung einen unrichtigen Begriff über die unbedingte Ueberlegenheit der künstlichen Kriegsformen über den Volkswiderstand, der offenbar in der Beurteilung der Maßregeln gegen die französische Revolution sehr nachteilig einwirkte. Gewöhnlich begehen die Kriegs- und Staatsmänner den großen Fehler, den Widerstand, welchen sie bei irgend einer Veranlassung bekämpfen wollen, nicht bis in seine einzelnen Elemente zu zerlegen, sondern sich mit einer allgemeinen und nur oberflächlichen Ansicht, sobald sie nur ihrer vorgefaßten Meinung schmeichelt, in dieser Hinsicht zu begnügen; dadurch aber erscheinen ihnen neue Begebenheiten zuweilen ähnlich und mit gleichen Maßregeln zu bekämpfen möglich, während sie doch durchaus verschieden sind und eine ganz veränderte Behandlung erfordern.

Es ist merkwürdig, daß Friedrich der Große die von dem Minister Hertzberg ihm bereits in Vorschlag gebrachte bewaffnete Ausgleichung der Streitigkeiten in Holland mit den Worten abgeschlagen hatte: „Wenn ich mich in jede Zänkerei meiner Familie mischen wollte, so würde ich bald mit ganz Europa verwickelt sein.“ Der große König unterschied also hier wie in seiner ganzen Regierung die Regentenpflichten sehr wohl von den Verwandtschaftspflichten, er bestätigte seinen bekannten Ausspruch „der

König ist der erste Beamte des Staats" und gab eine weise Lehre, die indes leider bald vergessen war.

Die zweite große politische Handlung des Königs war der Ausführung des von dem Grafen Hertzberg gemachten Entwurfes, die Vergrößerungsabsichten von Oesterreich und Rußland zu hindern, gewidmet. Man kann auf dem Standpunkte eines Preußen mit dem Entwurf im ganzen wohl einverstanden sein, ihn als eine patriotische Ansicht Hertzbergs achten; denn beide Mächte hatten Beweise genug über ihre ungemessenen Vergrößerungsabsichten gegeben. Oesterreichs Projekte, Bayern durch Tausch zu gewinnen, seine mutwillig erregte Scheltestreitigkeit, die fortdauernd von Rußland ausgeübte Beherrschung von Polen und der nun von beiden Mächten offen angekündigte Eroberungskrieg gegen die Türkei zeigten dem Unbefangenen deutlich, daß Joseph sowohl als Katharina da, wo sie ihre Kräfte für hinreichend erachteten, sich nicht durch die bestehenden Verträge gebunden glaubten, und daß bei glücklich vollendetem Türkenkriege die Nachbarn noch manchen Eroberungsversuch von diesen beiden etwas stark ländersüchtigen Fürsten zu gewärtigen hätten. Bis dahin also muß man der Vorsorge des preußischen Ministers beipflichten. Schwieriger wird dies bei der Beurteilung der von ihm angewendeten oder in Vorschlag gebrachten Mittel. Sobald es nicht möglich war, dem übrigen Teil von Deutschland ähnliche und gleich thätige Gesinnungen gegen Oesterreich einzuflößen, ihn zu einem thätigen übereinstimmenden Handeln zu vereinigen, war es nur zu wahrscheinlich, daß die ganze von Preußen angefangene Unternehmung ins Stocken kommen und zuletzt scheitern würde. Noch übler stellte sich das Verhältnis mit Polen. Hertzberg wollte hier für die Mitwirkung und den wahrscheinlichen Kampf zur Herstellung

dieses Reiches, als nicht unbilligen Ersatz für die aufzuwendenden Kriegskosten, Danzig, Thorn und ungefähr das heutige Großherzogtum Posen für Preußen erwerben und Polen dabei noch durch das von Oesterreich zu erkämpfende Galizien hinlänglich entschädigen. Dies schlugen ihm die Polen hochmütig ab, die eine Aufopferung von preußischem Blut und Geld für den Gewinn ihrer Freiheit umsonst verlangten; wahrscheinlich indes zu Preußens Glück, welches ohne dieses unkluge Ablehnen der Polen nicht allein die ganze Last eines Kriegs mit Rußland getragen hätte, sondern auch mit einer gewiß bald entstandenen Konföderation in Polen selbst würde haben kämpfen müssen, und dies alles nur, um sich im glücklichsten Fall einen gefährlichen und undankbaren Nachbar ganz unnütz groß zu ziehen. Auch die bei diesem Plan beabsichtigte Erhaltung des türkischen Reiches war zwar den damaligen herrschenden politischen Ansichten angemessen, jedoch aber, da England, der einzige Verbündete Preußens, weder die Türken noch Schweden thätig unterstützte, eigentlich eine über Preußens Kräfte steigende Aufgabe, die, wie die spätere Geschichte uns belehrt hat, als nutzlos anzusehen gewesen wäre, da die Türkei auch damals schon entschieden Spuren ihrer inneren Auflösung zeigte. Fassen wir dieses alles zusammen, so ergiebt sich wohl das Resultat: daß die Ausführung des beabsichtigten, so verwickelten Entwurfes beinahe unvermeidlich an den ihm entgegentretenden äußeren und inneren Schwierigkeiten scheitern mußte.

Sollte die hier gesteckte politische Aufgabe gelöst werden, so war dies wahrscheinlich nur auf einem Wege möglich, daß nämlich die preußischen Heere, statt sich zu Demonstrationen und zur Deckung von Kongressen in Kantonierungen zu versammeln, gleich weit in Böhmen und Polen

vorgerückt wären und neben diesem Vorrücken immer unterhandelt hätten; dies hätte vielleicht, durch ein paar glückliche Gefechte unterstützt, zu dem erwünschten Ziele geführt. Allein dazu war der preußische Kriegsstaat nicht mehr organisiert, es fehlte nicht allein an Feldherren, um die Aufgaben auf den verschiedenen Kriegstheatern mit Energie und Umsicht durchzuführen, sondern auch hauptsächlich an einer alles beherrschenden Königsseele, wie dies nur Friedrich der Einzige zu leisten im stande war. Die Geschichte zeigt uns, daß nur dann große und kühne Unternehmungen zu erwarten sind, wenn in dem Kopfe des Fürsten die Kenntnisse des Feldherrn (also die des Kriegers und Staatsmannes) sich vereinen; wo dies nicht der Fall ist, dürften die Völker immer besser dabei fahren, wenn die auswärtigen Angelegenheiten den Händen eines wirklichen Generals anvertraut würden, gerade dies wäre das Mittel, unnütze Kriege zu vermeiden. Hat ein sogenannter Diplomat diese Aufgabe zu lösen und ist lebendigen Geistes, so führt er weit leichter als ein Mann, der den Krieg aus eigener Erfahrung kennt, Streitigkeiten herbei, und ist dagegen eine solche Diplomatenseele furchtsamer Natur, so opfert sie ohne Bedenken die Ehre und dadurch die Selbständigkeit des Staates, wenn sie nur während der Dauer ihres Portefeuilles sich den Frieden und dadurch ihre Wirksamkeit erhalten kann. Die furchtsam vertagten Kriege kosten am Schlusse der Rechnung den Völkern gewöhnlich am meisten.

Wenn man billig in seinem Urteile bleiben will, so kann man es dem König Friedrich Wilhelm II. nicht geradezu verargen, daß er, als die vorhin erwähnten Schwierigkeiten, die man im Anfange etwas sanguinisch übersehen hatte, sich in dem geschilderten Plan zu entwickeln anfingen, unschlüssig ward und zuletzt dem Grafen Hertz-

berg sein Vertrauen entzog; aber ein wahres National-unglück war es nun, daß dadurch den bis dahin von den eigentlichen Regierungsgeschäften ferner gestandenen Günstlingen des Königs, und unter ihnen besonders dem General Bischofswerder, ein Einfluß in die Politik geöffnet wurde und diese dadurch nun ihre preußische Richtung verlor.

Von den Lasten, die die Völker gewöhnlich zu tragen haben, ist eine der größten der Einfluß, den Günstlinge, ohne ein wenigstens der öffentlichen Meinung verantwortliches Amt zu bekleiden, hinter den Coulissen auf die Geschäfte ausüben. Dieses schreckliche Uebel, soviel es nur irgend angeht, unmöglich zu machen, dies ist eine Aufgabe, die den menschlichen Scharfsinn ebensogut und vielleicht noch mehr als das Entwerfen dieser oder jener Verfassungsform beschäftigen sollte.

Die erste Frucht der veränderten preußischen Politik, die herbeizuführen Bischofswerder nur zu thätig einwirkte, war die bis dahin unerhörte Annäherung an Oesterreich, aus der zuletzt ein gemeinschaftliches Bündnis gegen Frankreich hervorging.

Durch die lange Regierung Friedrichs des Großen hatte jeder Preuße diese Macht als seinen immerwährenden Feind ansehen gelernt, eine Ansicht, die durch die vielfachen Kriege hauptsächlich erzeugt war, doch aber auch eine wohlbegründete geistige Unterlage hatte. Oesterreich, auf den Katholizismus und die Erhaltung aller alten Formen, Preußen dagegen, auf den Protestantismus und ein immerwährendes Fortschreiten begründet: dies konnten, was auch gewisse Leute damals oder jetzt noch dafür sagen mögen, unmöglich Elemente zu einer lang dauernden Verbindung sein. Der

Schrei des Unwillens, besonders unter den alten Kriegern, war daher auch allgemein, als diese Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen bekannt wurde, sie entzog dem König einen Teil des bis dahin genossenen Zutrauens, und die wechselseitige Nationalabneigung trat mehr als einmal lähmend in den Gang der aus dieser Verbindung hervorgegangenen Kriegsoperationen.

Daß die Fürsten die Mißhandlungen und Gewaltthaten gegen Ludwig XVI., welche die französische Revolution herbeiführte, mit Unwillen und nicht ohne Besorgnis erblickten, wer könnte, von ihrem Standpunkte aus angesehen, ihnen billigerweise dies verargen? Aber dies auch willig anerkannt, muß man es doch als ein großes Unglück ansehen, daß durch das unverständige und egoistische Geschrei der Emigranten, welches in Wien bei dem dortigen Adel einen nur zu großen Anklang fand, es Oesterreich gelang, Preußen zu einem Prinzipienkriege gegen Frankreich fortzureißen. Alle Mißbräuche, welche die Revolution, wenn auch zu gewaltsam, abgeschafft hatte, wieder herstellen zu wollen, wie dies unklugerweise angekündigt ward, dies war eine offenbare Verhöhnung der Vernunft und Moral, ja selbst ein indirekter Vorwurf gegen den Entwicklungsgang des preußischen Staates, dessen großen Könige ja einen bedeutenden Teil der Mißbräuche, von denen sich die Franzosen jetzt befreien wollten, nach und nach schon abgeschafft hatten.

Wollte man mit Frankreich Krieg führen, und dazu gab es allerdings bei dem unklugen Benehmen der französischen Machthaber Veranlassung genug, so war es ganz einfach. Die einseitig und traktatenwidrig von Frankreich beschlossene Einziehung der in Elsaß und Lothringen liegenden deutschen Besitzungen als Grund des Krieges

anzusehen, dies war nach dem Völkerrecht eine gegründete Veranlassung; auf diesem Wege konnte man den Krieg national, das heißt den teilnehmenden Völkern annehmlich machen, aber wahrhaftig nicht dadurch, daß deutsche Streiter zur Wiederherstellung von maßloser Hofverschwendung, bischöflichen und klösterlichen Einkünften oder gutsherrlichen Frohnden ihr Blut vergießen sollten. Es ist in den meisten Fällen ein unnützes Unternehmen, wenn die Fürsten sich untereinander zur Wiederherstellung eines ihrer, gewöhnlich durch eigene Schuld, gestürzten Kollegen verbinden. Aber ein entschiedener politischer Fehler ist es, dies zum offenen Zweck eines Krieges zu machen. Was haben denn die Menschen, die man dabei totschlagen läßt, oder ihre Angehörigen, für Interesse an einer solchen Sache? Die Politik sollte es durchaus vermeiden, Kriege zu führen, die nur die Inschutznahme einzelner Standesinteressen, nicht die des ganzen Volkes bezwecken. Wird die öffentliche Meinung durch das leidenschaftliche Benehmen der Regierung erst zu Untersuchungen über den Zweck eines Krieges geleitet, so steht alles auf der Spitze, dies wollen nur leider die vornehmen Herren nicht immer glauben.

War der Krieg gegen Frankreich schlecht eingeleitet, so wurde er auch schlecht, eigentlich, nachdem die Herstellung Ludwigs XVI. mißlungen war, ohne allgemeinen Zweck geführt und von preußischer Seite durch den Frieden von Basel beendet. Man hat diesen Frieden, teils mit einigem Grunde, teils ohne Grund, zu einem Vorwurfe gegen König Friedrich Wilhelm II. gemacht.

Allerdings hat er durch den Frieden von Basel seine bisherigen Verbündeten und das deutsche Reich verlassen, den Franzosen ihr folgendes Kriegsglück erleichtert. Aber

ebenso gewiß ist es auch, daß an ein übereinstimmendes Handeln der Verbündeten bei den damaligen einseitigen Ansichten der Kabinette durchaus nicht mehr zu denken war, und daß sich also Preußen nicht allein in einem nutzlosen Kampf unausbleiblich verblutet, sondern auch seine Interessen in Polen aufs Spiel gesetzt haben würde.

Hätte Oesterreich seine Kräfte ruhig gewürdigt und nicht bloß der Leidenschaft Gehör gegeben, so würde es wahrscheinlich auch, wenn nicht zugleich, doch bald nach dem Baseler Vertrage einen anständigeren Frieden als späterhin zu schließen im stande gewesen sein.

Nachdem die Mächte einmal angefangen hatten, die Revolution zu bekämpfen, blieb ihnen kein anderer Weg übrig, als 1. durch ein zeitgemäßes Reformationssystem in ihrem Inneren jeden revolutionären Anklang auf eine anständige Art bei sich zu ersticken und 2. ihre Kriegseinrichtung fortdauernd zu vermehren und zu verbessern, um den über kurz oder lang unvermeidlichen Kampf mit dem übermütig gewordenen Frankreich sicherer bestehen zu können. Aber keine Macht betrat entschlossen diesen Weg. Fast alle glaubten sich mehr oder minder berufen, die überlebten Einrichtungen und einzelne Standesinteressen zu schützen, und gaben dadurch den traurigen Beweis, daß es in *diesem Kreise damals keinen Kopf gab, der die Zeit und ihre Bedürfnisse zu würdigen verstand.* In dem Entwicklungsgange der Menschheit stößt man mehr als einmal auf einen solchen Mangel geistiger Umsicht und Kraft, der das Erschlaffen der Sitten und des inneren Staatenlebens unwiderleglich bezeichnet.

Auch in den Kriegseinrichtungen hatte Friedrich Wilhelm II., wie wir dies schon bei dem Ausbruche des Feldzugs in Polen erwähnten, mehrere Veränderungen einführen

lassen, die, jede einzeln betrachtet, beifallswürdig erscheinen, und von denen die folgenden die hauptsächlichsten waren.

Die Formation der Truppen wurde zweckmäßig verändert. Die Dienstzeit des Inländers sowohl als des Ausländers wurde gesetzlich bestimmt, und die gewaltsamen Werbungen der letzteren, sowie die dabei verübten offenbaren Betrügereien wurden strenge verboten. Bei Anfertigung der Bekleidung wurden sehr zweckmäßige Grundsätze vorgeschrieben. Der Soldat bekam eine tägliche Brotportion, die ihm sonst nur bei großer Teuerung vorübergehend gereicht wurde. Für die Kinder dienstthuender Soldaten wurden Unterstützungsgelder angewiesen. Vor allem wurde für den invaliden Offizier und Soldaten mehr, als es früher geschehen war, teils durch regelmäßige Pensionen, teils durch Errichtung von Invalidenkompagnien gesorgt.

Diese lange Reihe guter Einrichtungen brachte indes an dem kriegerischen Wert des Heeres nicht die vorteilhafte Veränderung hervor, die man vielleicht davon erwartet hatte. Die Ausbildung des kriegerischen Geistes in einem Heere fand nicht die nötige, fortdauernde, mit Ernst und Umsicht geleitete Pflege, — namentlich übersah man die Weckung des Nationalgefühls. Es entwickelten sich nach und nach die Keime einer gänzlichen Erschlaffung. Die Heerführer, von Friedrich dem Großen bei seiner Kriegführung eigentlich nur zu mechanisch gehorchenden Unterfeldherren ausgebildet, traten alt und abgelebt in eine in Europa neu entwickelte Kriegsepoche. Eine neue Fechtart, die alle Terrainverschiedenheiten in ihren Kreis zog, fing sich in den französischen Heeren auszubilden an, während man in Preußen nach wie vor unter saurem Schweiß dem Soldaten die alten Kunststücke lehrte, die zur Not auf dem

Exerzierplatze, nicht aber auf dem Schlachtfelde gelingen konnten. Die veränderte Komposition der französischen Heere, die vermehrte Anzahl des Geschützes, dies alles konnte man nicht mehr mit einem künstlichen Pelotonfeuer besiegen. Es kam im Gegenteil darauf an, den Soldaten zum Kampf mit dem Bajonett vorzubereiten.

Ebenso nachteilig war das Erschlaffen der Disziplin. Daß der König mildere Behandlung der Soldaten befahl, war ebenso recht als klug: aber je milder die Behandlung in einem Kriegsheere wird, desto mehr muß das Gefühl der Ehre geweckt, desto unausbleiblicher müssen die milderen Strafen mit rücksichtslosem Ernst, besonders bei Fehlern der höheren Anführer, vollzogen werden. Dies letzte unterblieb. Es fehlte die Aufsicht auf das Treiben der Kriegsleute in ihren Garnisonen, und so fing sich hier ein Geist der Behaglichkeit zu entwickeln an, den der Kriegsherr, wenn er seinen Beruf kennt, wie die Stockflecke in einer Mauer zu vertilgen suchen muß.

Auch in den Landeseinrichtungen gab es unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. mehrere Veränderungen; er suchte, indem er die ihm als Kronprinz zu Ohren gekommenen Beschwerden abzustellen unternahm, sich populär zu machen, ahmte aber hierbei nicht seinem großen Vorgänger nach, der mit schöner Selbstüberwindung das System seines Vaters vollständig aufrecht hielt und nur mit großer Vorsicht die Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen suchte.

Eine wichtige, vielleicht die wichtigste Einrichtung dieser Regierung, war das unter dem König zwar schon vorbereitete, aber doch jetzt erst ins Leben tretende allgemeine Gesetzbuch, es wurde mit geringen Ausnahmen freudig als der Versuch begrüßt: unabhängig von fremdem oder ver-

altetem Recht sich eine eigene Landesgesetzgebung zu bilden, und es machte nur einen sehr unangenehmen Eindruck, als eine gewisse Partei zu freisinnige Prinzipien in diesem Gesetzentwurf auswitterte und die Umarbeitung desselben, welche nachher unter dem Namen ‚Allgemeines Landrecht‘ erschien, durchsetzte.

Es war menschlich und edel, daß Friedrich Wilhelm II. es nicht an Ermunterungen fehlen ließ, um die Gutsherren zur Aufhebung der Unterthänigkeit zu bewegen. Ein Zweig der Familie Hülsen in Preußen, der die Unterthänigkeit auf seinen Gütern aufgehoben hatte, ward dafür in den Grafenstand erhoben.

Daß der König die durch die Anstellung französischer Beamten der öffentlichen Meinung verhaßt gewordene Regie zum Teil aufhob oder wenigstens in Zoll und Accise verwandelte, würde sich als eine der Volksansicht dargebrachte Bewilligung vertreten lassen, aber zweifelhaft wird es dagegen bleiben: ob die Nation dabei gewann, daß gegen die Aufhebung des Kaffee- und Tabaksmonopols eine erhöhte Besteuerung des Brotmehls eintrat. Es war indes in jener Zeit Sitte geworden, die Anordnungen Friedrichs nicht nach ihrem Zusammenhange, sondern nur einzeln zu betrachten, und da nichts mehr der menschlichen Eitelkeit, besonders bei mittelmäßigen Köpfen, schmeichelt, als wenn diese sich durch den Tadel berühmter Männer ein Ansehen geben können, so tauchten auch damals unter den Beamten und Schriftstellern eine Menge Leute auf, die um jeden Preis die Einrichtungen des großen Friedrichs tadeln und nach ihrer Ansicht durch bessere ersetzen wollten. Die Hauptgrundlage Friedrichs, mit geringen Mitteln die Selbständigkeit des Staates zu erhalten, wurde dabei von den Herren natürlich nicht beachtet.

Mir erscheint es gegenwärtig beinahe lächerlich, wenn ich mir das vornehme Absprechen jener Zeit über Friedrichs Bemühen, den Seidenbau zu beleben, wieder ins Gedächtnis zurückrufe. Statt diesen schon recht gut vorgeschrittenen Industriezweig von einzelnen Mängeln, die dabei sich eingeschlichen hatten, zu reinigen, goß man das Kind mit dem Bade aus, war man nahe daran, die Maulbeerbäume auszurotten. Was würden wohl diese damals sich so vornehm brüstenden Herren zu den gelungenen Versuchen von Türk und Bolzany sagen?

Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Einzige hatten ihr Volk wie ein heranwachsendes Kind zu einer selbständigen Nation heranbilden wollen. Die Schulzucht, die sie zu diesem Zweck anwendeten, war, nach unseren heutigen Begriffen angesehen, etwas sehr strenge, vielleicht auch hin und wieder einseitig, indes doch immer unter solchen Verhältnissen der richtige Weg zum Ziele. Daß das unter dieser väterlichen Pflege zum Jünglinge gereifte Kind jetzt bei dem Tode des bisherigen Lehrers eine etwas freiere Bewegung verlangte, war ebenso natürlich als billig. Aber unglücklicherweise gab es zu dieser wichtigen Veränderung weder auf dem Thron noch in seiner Umgebung hinreichende geistige Kräfte, um diese neue Bahn, ebenso nach den Forderungen der Zeit als auch im Einverständnis mit dem lokalen Bedürfnis des preußischen Staates, zu entwerfen.

Diese hier zum Verständnis der Geschichte aufgezählten Uebelstände, die bei dem Zustande der öffentlichen Bildung damals nur in einem sehr kleinen Kreise gewürdigt wurden, hätten auf die Stimmung des Volkes daher auch einen sehr geringen Einfluß geäußert, wenn nicht andere Verhältnisse aus dem Privatleben des Königs offener ins Volksleben getreten wären.

Der König, der früher schon in der Freimaurerei und ihren Nebenzweigen nach geistiger Befriedigung gesucht hatte, die dem Menschen nur eigenes Nachdenken zu geben imstande ist, ward durch seine Günstlinge schlau benutzt. Bischofswerder und mit ihm Wöllner, der zuletzt gar Minister der geistlichen Angelegenheiten ward, führten den König bis zum Geisterzitieren und Geistersehen. Der immer schon unentschlossene König wollte zuletzt ohne eine derartige übernatürliche Bestätigung keinen Regierungsbeschluß mehr fassen, und wenn nun der Graf v. Haugwitz gar keine Antwort mehr auf seine Depeschen bekommen konnte, dann mußte die Gräfin Lichtenau einen neuen, ihrer bisherigen Laufbahn etwas fremden Beruf übernehmen und mit dem Geiste ihres verstorbenen Sohnes in angebliche Unterhandlungen treten, um durch die auf diesem Wege erhaltenen Bestimmungen dem Könige einen Entschluß abzugewinnen.

Der Minister Wöllner schlug durch das von ihm verfaßte echt päpstliche Religionsedikt der Ehre seines Königs und der protestantischen Bestimmung des preußischen Staates tiefe Wunden. In dem Reiche Friedrichs des Großen, in diesem Lande der Duldung, sollte nun Kirchenbesuch, Abendmahlnehmen und jede veraltete dogmatische Spitzfindigkeit inquisitorisch bewacht werden. Ein größerer Wechsel der Regierungsprinzipien ist wohl in langer Zeit nicht vorgekommen, leider werden wir ihn in späterer Zeit wieder erneuert sehen.

Nicht allein dieses antipreußische Gesetz, sondern der widrige Kontrast, den dieser der Nation auferlegte Frömmigkeitszwang mit den schamlosen Sitten der Gesetzgeber machte, verwundeten den besseren Teil des Volkes tief und entfernten ihn von der Person des Königs. Man wußte, daß nicht mehr er selbst, sondern unwürdige Günstlinge

die Zügel der Regierung lenkten, man sah, wie nur Kreaturen dieses Kreises vorzugsweise befördert wurden, und dies alles erzeugte eine bis dahin in Preußen unbekannte Nichtachtung der Person des Königs.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III.

So war es denn sehr natürlich, daß dem neuen König Friedrich Wilhelm III. bei dem am 16. November 1797 erfolgten Tode seines Vaters ein freudiger Jubel des Volkes entgegenrief. Es war dies mehr als die gewöhnliche Sehnsucht nach einer Abstellung bisheriger Uebel, womit die Völker in der Regel die Regierungsveränderungen begrüßen; er war auch zugleich auf höchst achtenswerte Charakterzüge des neuen Regenten begründet. Schon als Kronprinz hatte sein ernster, jedem prunkenden Aufwande abgeneigter Charakter, sein schönes, ehelich-sittliches Verhältnis und die dadurch begründete seltene einfache Lebensweise dieses Fürstenpaares, das sich gemeinschaftlich durch körperliche Schöne auszeichnete, die Nation mit vielfachen Hoffnungen erfüllt. Auch waren die ersten bekannt gewordenen königlichen Handlungen ganz dazu geeignet, diese Hoffnungen zu beleben; sie zeigten den entschiedenen Willen, in einfacher Weise zum Wohl seines Volkes zu regieren und die eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Die vorhin erwähnte Gräfin Lichtenau, welche der Gegenstand eines allgemeinen Hasses geworden war, wurde in Untersuchung gezogen und die verderbten Günstlinge des Königs nach dem Grade des ihnen zu teil gewordenen Rufes mehr oder minder ernst, doch aber im ganzen mit Schonung, entfernt, vor allem aber die Zwangsreligionsmaßregeln aufgehoben oder auf eine schickliche Weise beseitigt.

Dies alles konnte nicht verfehlen, die öffentliche Meinung in den ersten Monaten noch mehr dem neuen Könige zuzuwenden, die indes späterhin, freilich in dem Konflikt ungewöhnlicher Verhältnisse, sich nicht so günstig ausbildete, da Unentschlossenheit oder Mangel an Willenskraft dem schärfer oder näher Beobachtenden nur zu bemerkbar wurden.

Allerdings aber, und dies muß man niemals vergessen in Anschlag zu bringen, war die Zeit, in der Friedrich Wilhelm III. zu regieren anfing, auch besonders für Preußen unendlich schwierig und ganz dazu geeignet, einen König, der nicht so wie Friedrich der Einzige eine überwiegende geistige Kraft in sich trug, unentschlossen zu machen. Man muß ebensowohl von dem Fürsten als dem einzelnen Menschen nicht mehr fordern, als er nach seiner Entwicklung zu leisten imstande ist. Die Revolution hatte in Frankreich eine Menge materieller und geistiger Streitkräfte entwickelt, die beinahe unwiderstehlich auf die ihnen entgegentretenden Feinde losschlugen, da diese nicht zu ähnlichen Maßregeln greifen, sondern sich mechanisch mit den alten Formen, so gut es ging, nur verteidigen wollten.

Für Preußen blieben dabei zu seinem politischen Benehmen drei Wege offen. Entweder es konnte sich mit dem siegenden Frankreich vereinigen, dagegen sprach doch aber nicht allein manches Gefühl, welches in der Brust eines regierenden Fürsten mehr als bloß verzeihlich erscheint, sondern auch ein nicht unbegründetes Mißtrauen gegen die zu Tage liegende Duplizität der damaligen französischen Machthaber. Wollte dagegen Preußen sich nach dem ihm oft gemachten Antrage mit den streitenden Mächten zu einem neuen Kreuzzuge gegen Frankreich vereinigen, so sprach dagegen wieder ebensowohl die kleinliche Eifersucht der unter sich verbündeten Mächte, als auch ihr bisheriges fortdauern-

des Unglück, welches wiederum ein gerechtes Mißtrauen gegen ihre Fähigkeit, den Krieg zu führen, herbeirief. Es drängten also mehr als gewöhnliche Gründe den neuen König zu einer mit seinen natürlichen Anlagen übereinstimmenden Passivität, die sich unter dem Namen von Neutralität, bald etwas vornehm, bald zu sehr nachgebend, besonders gegen Frankreich, ankündete. Dieses Neutralitätssystem würde indes auch weniger geschadet haben, wenn man nur immer, fortschreitend mit den Weltereignissen, die Streitkräfte Preußens numerisch und geistig vermehrt und vorbereitet hätte, um entweder einen deutlich vorherzusehenden, unvermeidlichen Kampf mit Ehren bestehen zu können oder aber mit richtiger Benutzung des Augenblicks in dem Kampfe, der um eine neue Gestaltung Europas fortdauernd geführt wurde, dereinst durch die gesammelten Kräfte den Ausschlag geben zu können. Dazu aber war nicht allein ein sehr konsequenter diplomatischer Gang, sondern eine gänzliche Umbildung eines großen Teiles der inneren Landes- und Kriegseinrichtungen notwendig. Dieser Gedanke mochte aber damals noch bei sehr wenigen erwacht sein und es gab auch eigentlich keinen amtlichen Standpunkt in den damaligen Staatseinrichtungen, auf dem sich ein derartiger Gedanke hätte entwickeln können.

In dem Kriegswesen ward seit dem Antritt der Regierung viel geändert, aber leider größtenteils nur nach kleinlichen Ansichten. Unter dem Vorwande, wieder zu den Einrichtungen Friedrichs des Großen zurückzukehren, wurde ein großer Teil der besseren Anordnungen der vorigen Regierung unbrauchbar gemacht. Der Geist der Kleinigkeitskrämerei, der zuletzt jeden praktischen Kriegerblick verscheuchte, herrschte unumschränkt auf den preußischen Exerzierplätzen. General Rüchel, dem der König in der ersten Periode seiner

Regierung ein großes Vertrauen schenkte und den Befehl über seine Garden gab, hatte an diesen Exerzierspielereien einen großen Anteil.

Rüchel hatte viele Eigenschaften eines bemerkenswerten, aber nicht die eines großen Mannes. Seine Bildung war höchst fragmentarisch, sein Gedankengang unzusammenhängend, herumspringend, und indem er seinem heftigen Temperament keinen Zügel anlegte, glaubte er in den ungemessenen Ausbrüchen desselben sich als einen selten kräftigen Mann zu zeigen. Dabei war er kleinlich eitel und nichts weniger als ein Feldherr, denn er glaubte in allem Ernst, daß er mit einer gut avancierenden schnurgleichen Linie die französische Armee und Napoleon so zum Frühstück aus dem Felde schlagen könne.

Einige günstige Aeußerungen Friedrichs, der ihn als Leutnant in sein Gefolge genommen hatte, und einige durch seinen persönlichen Mut gewonnene kleine Gefechte in der sogenannten Rheincampagne hatten diesem Mann ebensowohl über seinen eigenen Wert, als über die Ausbildung des preußischen Kriegswesens gänzlich den Kopf verdreht, so daß er bei seinem gegenwärtigen Standpunkt nur höchst nachteilig in die jetzt so notwendige Ausbildung der preußischen Kriegskraft eingriff.

Mehr aus den eigenen Ansichten des Königs, denn dies war seine entschiedene Liebhaberei, kamen die zahlreichen Veränderungen in dem Montierungswesen, die leider fast alle nur als nachteilige Rückschritte angesehen werden mußten und wobei sich meist unvorteilhafter Putz und kleinliche Ersparung kreuzten.

Uebler noch vielleicht als alles dieses wirkte die zum Teil durch die Gutmütigkeit des Königs erzeugte schlaffe Behandlung der Disziplin und die wenige Vorsorge, welche

man nahm, alte unbrauchbare Befehlshaber zu entfernen. Es wurde dieses eine Hauptursache der im Jahre 1806 den preußischen Staat treffenden Unfälle.

Anscheinend besser ging es in dem ersten Regierungsabschnitt des Königs in der Landeszivilverwaltung. Der König, den eigentlich nur das Militärdetail beschäftigte, griff hier weniger ein und ließ das Gute geschehen, da ihn hiezu sein rechtlicher Sinn bestimmte, und so geschah hier wenigstens, soviel dies bei der damaligen Staatseinrichtung möglich war, manches Bessere. Teils gab es einzelne sehr achtenswerte Departementsminister, die ihrer Aufgabe gewachsen waren, wie Struensee, Stein, Schrötter und Rheden, teils gab es auch unter den anderweitigen Beamten recht tüchtige Leute, die die Bedürfnisse der Zeit fühlten und ihre Vorgesetzten zum Handeln drängten.

Der erste Zivilkabinettsrat des Königs war der geheime Rat Menken, nicht allein ein sehr rechtlicher, sondern auch fein gebildeter, wohlwollender Mann. Der König dankte seiner Feder eine Menge höchst geschickt abgefaßter Kabinettsordres und Verordnungen, die, in dem edelsten Stil abgefaßt, viel dazu beitrugen, die öffentliche Meinung dem jungen Herrscher zu gewinnen. Nach dem viel zu frühen Tode Menkens ward sein Nachfolger der Kammergerichtsrat Beyme, der die Stelle des Kabinettsrats bis zu dem Jahre 1808 bekleidete, und den wir späterhin noch zweimal als Minister finden werden. Beyme hat von der Natur sehr schöne geistige Anlagen bekommen, schnelle Fassungskraft und gutes Gedächtnis; er ist ein vorurteilsfreier Rechtsgelehrter, der durch seine lange Dienstlaufbahn sich höchst schätzbare Administrations- und Landeskenntnisse (der alten Provinzen) erworben hat. Leider hat er sich nicht von dem Vorwurfe frei halten können, daß auf

die Beständigkeit seiner Meinungen nicht zu viel zu bauen ist, daß er um kleinlicher Vorteile oder auch nur falscher Ansichten willen oft seine früheren Ueberzeugungen hingeben könne und daß ihm eigentliche innere Kraft und Würde fehle. In dem unglücklichen Jahre 1807 nach der Schlacht von Auerstädt hat Beyme hauptsächlich die ersten energischen Maßregeln unterstützt.

Neben Beyme stand, jedoch nur für die diplomatischen Angelegenheiten, der Kabinettsrat Lombard, ein höchst frivoler Witzling, der nicht allein auf Beyme (dem es an eigenem politischen Urteil fehlte), sondern auf den ganzen Gang unserer Politik vielfach nachteilig einwirkte. Von ihm kommt, nachdem er sich lange gegen einen Krieg mit Frankreich gestemmt hatte, der Vorschlag: daß man zwar Krieg, aber nur immer höflich führen müsse, um die Franzosen nicht zu sehr zu erbittern; dies hieß doch das alte Sprichwort: ‚Wasch' mir den Pelz, mach' ihn mir aber nicht naß', in eine Kriegsregel verwandeln. Viele Menschen glauben, daß man die Fürsten jederzeit mit Leuten von verschiedenen Ansichten umgeben müsse, und die Könige streben wohl selbst darnach, um, wie sie meinen, dadurch die Wahrheit zu erfahren. Die obige Ansicht ist indes nur bedingungsweise zu empfehlen. Entschlossene, selbständige Fürsten thun wohl daran, sich mit Menschen verschiedener Ansicht zu umgeben, diese Reibungen sichern den Weg zur Wahrheit; unentschlossene Fürsten sollten dagegen nur mit Leuten von einer Farbe umgeben sein, denn sonst geschieht gar nichts, und dies ist für die Staaten das größte Unglück. Sind die den Fürsten umgebenden Menschen zum Handeln gedrängt, so lernt man sie bald an ihren Früchten erkennen. Wer glaubt indes nicht von sich, daß er entschlossen und selbständig sei?

Ehe ich nun noch weiter in der Aufzeichnung meiner Lebensereignisse und Bemerkungen während der gegenwärtigen Regierung fortschreite, ist es vielleicht nicht überflüssig, auf die vielfachen, bei der Erziehung des gegenwärtigen, sowie des verstorbenen Königs vorgekommenen Fehler hier hinzuweisen.

Als Friedrich der Große sich der Erziehung seines Brudersohnes, des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II. annahm, war er ganz von den Erziehungsgrundsätzen Rousseaus eingenommen und befahl wiederholt ihre Anwendung bei dem damaligen Kronprinzen, dem er ein lebhafteres Temperament wünschte, so daß er nach dem siebenjährigen Kriege dem Kommandanten von Potsdam, dem nachherigen Feldmarschall Möllendorf, den eigentümlichen Auftrag gab, daß er den Prinzen an den nächtlich mutwilligen Unternehmungen, die damals selbst ältere Offiziere, durch Wein erhitzt, zuweilen ausübten, teilnehmen lassen möge. Bei dem Heranwachsen des jetzigen Königs übernahm Friedrich wiederum die Sorge für seine Erziehung, gestand aber merkwürdig genug: daß er von seiner früheren Ansicht, durch den Erfolg und Beobachtung belehrt, zurückgekommen sei und daß man zu der alten Schulzucht zurückkehren müsse. Diesem gemäß wurde ein Lehrer, ich glaube, er hieß Böhnisch, für den jungen Prinzen ausgesucht, der unglücklicherweise ein vollendeter Hypochonder war. Mir haben mehrere alte Schloßbeamte einstimmig versichert, daß dieser Mann bei seinen hypochondrischen Anfällen oft in den Schloßgängen in Potsdam herumgelaufen sei und erklärt habe, er müsse sich wegen dieses oder jenes hypochondrisch gefühlten körperlichen Leidens den Hals abschneiden. An anderen Tagen aber vernachlässigte er dagegen aus anderen Gründen den Prinzen auf das Unverantwortlichste, saß

Nächte hindurch bei einer Spielpartie in der Stadt und ließ dem Prinzen zu seinem Zeitvertreibe einen Bogen Papier und einen Bleistift, mit dem dieser unaufhörlich preußische und österreichische Schlachtordnungen zeichnete, um die Oesterreicher zu schlagen.

In späteren Jahren erhielt der Prinz den General Backhof zu seinem Gouverneur, einen rechtlichen, vielleicht auch unterrichteten Soldaten, der sich aber auf jeden Fall in so einseitigen Formen zu bewegen gewöhnt war, daß dadurch unmöglich die geistige Entwicklung eines künftigen Königs herbeigeführt werden konnte. Der zweite Gouverneur des Kronprinzen war der aus sächsischen Diensten herübergezogene Graf Brühl, ein Sohn des ehemaligen berüchtigten sächsischen Premierministers und erklärten Feindes Preußens. Dieser zum Gouverneur bestimmte Graf Brühl hatte wirklich viele Bildung und einen achtenswerten Charakter, aber nichtsdestoweniger war doch seine Anstellung als preußischer Prinzenerzieher ein unerhörter Mißgriff, ein wahrer, von Bischofswerder ausgeübter Nationalspott. Es ist immer für ein Nationalunglück anzusehen, wenn die Stelle eines Ministers, Kabinettsrats oder Prinzenerziehers einem Ausländer anvertraut wird. Diese Männer sollen keine geschmeidigen, süß lächelnden Weltbürger, nein, sie sollen die ersten Patrioten ihres Landes sein und an ihm mit Liebe und Begeisterung hängen. Alles, was nicht innere Kraft hat, und wenn es auch die Liebenswürdigkeit in der dritten Potenz wäre, taugt nichts in der Nähe der Throne.

Eine der ersten Kriegseinrichtungen des neuen Königs störte auch meine früher geschilderten, sehr angenehmen Lebensverhältnisse. Das Regiment, bei dem ich stand, bekam im Jahr 1798 den Befehl, in seine alten Garnisonen

Bartenstein und Schippenbeil zurückzukehren, wodurch alle mir teuren Verbindungen unterbrochen wurden. Das an und für sich wenig belebte Bartenstein schien mir jetzt noch trüber, ich entzog mich im Gegensatz gegen mein sonst immer heiteres Temperament beinahe jeden Umganges, und indem ich mich von der einen Seite mit Projekten abmühte, wie ich den Augenblick meiner Verheiratung schneller herbeiführen könnte, studierte ich dabei doch auch wieder, eigentlich im Kontrast, eifrig den Krieg, besonders in seinen größeren Beziehungen, wobei mich ein günstiger Zufall oft unterstützte, indem er mich in den Besitz bis dahin mir fremder Schriften, so wie sie mir gerade nützlich waren, brachte. In dem Jahre 1799 war ich auch nach meiner Tour Stabskapitän geworden und zu der Kompagnie des Obersten, nachherigen Generals Klüchtzner versetzt, der mich mit großer Güte behandelte und mir in Hinsicht meiner Dienstbeschäftigung freien Spielraum ließ.

Da ich zu jener Zeit sehr lebhaft, oft zu heftig war, so hatte sich mir doch zuletzt die Beobachtung aufgedrängt, daß die bisherige Behandlung meiner Untergebenen, wenn auch durch das Streben, sie menschlich und gut zu behandeln, doch noch nicht die richtige sei und deswegen, auch besonders in taktischer Hinsicht, zuweilen ihres Zweckes verfehle. Dies brachte mich bei meiner gegenwärtigen Versetzung zu dem Entschluß, zum Teil eine andere Bahn einzuschlagen und die körperlichen Züchtigungen nur für eigentliche Verbrechen, aber nicht mehr bei dem Exerzieren anzuwenden. Dies habe ich denn auch mit Gottes Hilfe bis zu dem Jahre 1806, wo ich in den Generalstab versetzt wurde, redlich durchgeführt, und ich freue mich noch heute dieses Entschlusses als eines der besseren meines Lebens. Schon damals erhielt ich dadurch die praktische

Ueberzeugung, daß der Weg der Ehre der einzig richtige in der Behandlung des Soldaten sei, und daß man bei richtiger Anwendung desselben gerade dadurch den notwendigen kriegerischen Geist entwickeln könne. Die mir anvertraute Kompagnie war, nachdem ich die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, gewiß nicht die letzte im Regiment. Ich erhielt im Gegenteil eine Menge Lobsprüche und zugleich eine Anhänglichkeit meiner Untergebenen, die mir noch mehr wert war.

Schon damals ließ ich in den ‚Jahrbüchern der preußischen Monarchie' einen diesem Gegenstande gewidmeten Aufsatz einrücken, und es war eine besondere Gunst des Schicksals, daß es mir späterhin vergönnt ward, an den Arbeiten der Reorganisationskommission teilzunehmen und dort die edlen Bemühungen Scharnhorsts und Gneisenaus zur gänzlichen Abschaffung der körperlichen Züchtigungen durch eigene Erfahrungen zu unterstützen.

So einfach und wenig gesellig auch damals das Leben in einer ostpreußischen Landstadt war, welches sich größtenteils nur in dem Kreise der Offiziere und einiger weniger höheren Beamten, in einem sehr schlichten Kaffeehause bei Spiel und einem Glase Bier bewegte, so hatte doch die fortschreitende Zeit mit ihren großen Erscheinungen auch hier schon manche Scheidewand zwischen den Ständen niedergerissen, und die mit jedem Tage sich vermehrende Zeitungs- und Journallektüre zog in den sonst sehr lokalen Gang der Unterredung unvermerkt auch die Ereignisse anderer Länder und die neu geweckten Zeitansichten; man mochte sagen, was man wollte, die Unterhaltung wurde nach und nach im Vergleich gegen die Vorzeit geistiger. Ich nahm an diesem geselligen Treiben nur einen geringen

Anteil und eigentlich nicht mehr, als es unvermeidlich notwendig war, dagegen aber lud ich allerdings, wenigstens im Sinn einer heutzutage herrschenden Partei, das große Verbrechen auf mich, daß ich einen Journalzirkel in Bartenstein ins Leben rief und, so viel ich konnte, unter meinen jüngeren Kameraden die Lektüre beförderte, ja selbst gottlos genug war, für die Unteroffiziere und Soldaten der von mir befehligten Kompagnie eine Schreibschule anzulegen, die bei den geringen Mitteln, über welche ich gebieten konnte, doch ganz erfreuliche Resultate gab.

Da diese Blätter es sich zu einem ihrer Hauptzwecke gemacht haben, nicht allein meine eigenen Ansichten über die erlebten merkwürdigsten Begebenheiten, sondern auch die allgemeine Stimmung in den verschiedenen Epochen meines Lebens zu zeichnen, so ist es vielleicht nun in dem Augenblick, wo Preußen bald in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt werden wird, nicht unangemessen, einen Teil der Volks- oder damaligen Standesansichten in Hinsicht des Ganges der französischen Revolution hier zusammenzustellen.

Die ersten Anfänge der französischen Revolution, wie ich dies schon bei Gelegenheit des Rheinkrieges andeutete, brachten keinen besonderen Eindruck im preußischen Staate hervor. Frankreich stand in der preußischen öffentlichen Meinung eigentlich in einem geringen Grade der Achtung, und bei Beurteilung dessen, was von dort her kam, war der Standpunkt, mit Ausnahme der Modeangelegenheiten, nur zu häufig in Roßbach* gewählt. Daher gab man auf die ersten von dorther kommenden Bewegungen wenig,

* Wo Friedrich der Große die Franzosen im Jahre 1757 schlug.

sie brachten z. B. nicht den Eindruck, den die amerikanische Revolution erzeugt hatte, hervor. Außerdem stand die Schlechtigkeit der damaligen französischen Regierung, die Sittenlosigkeit seines Adels und seiner höheren Geistlichkeit in verdienter Verachtung, und die öffentliche Stimme verargte es den Franzosen nicht, daß sie Abänderungen in allen diesen Mißbräuchen versuchten. Es gab zwar gleich von Anfang ebenso gut eine Anzahl Menschen, die, jeder Veränderung und den Fortschritten des menschlichen Geistes Feind, sich entschieden gegen die Revolution erklärten, sowie dagegen einzelne, die von einer allgemeinen Verbreitung republikanischer Ideen träumten; aber die Zahl beider Parteien war wahrlich klein, die Nation sah den unternommenen Krieg als wenigstens unnötig an, und nur ein Teil der Offiziere freute sich desselben, aus sehr verzeihlichen, durch ihren Beruf erzeugten Gründen. Dies fing sich indes bedeutend an zu ändern, seitdem die Maßregeln gegen Ludwig XVI. einen so gewaltsamen und blutigen Charakter angenommen hatten. Diese Schritte erzeugten zuerst einen Schauder gegen die dortigen Unternehmungen, der durch die darauffolgenden sogenannten Bluthochzeiten natürlich noch verstärkt wurde. In unserem an Ordnung und Pflichttreue gewöhnten Heere machte auch die feige Auflösung der meisten Regimenter der alten französischen Armee einen für jene Nation nur nachteiligen Eindruck. Die heutzutage und in dem gegenwärtigen Augenblick durch die sogenannten Legitimisten verbreitete unwürdige Ansicht, daß man sich von einem geleisteten Eide beliebig dispensieren oder ihn mit dem Vorbehalt, ihn nicht zu erfüllen, leisten könne, war bei uns gottlob nicht die geltende, und man glaubte im Gegenteil, und mit Recht, daß vorzüglich der Soldat nicht seine einmal gewählte oder erhaltene Be-

stimmung nach Belieben wechseln, sondern mit Hingebung seines Lebens ihr treu bleiben müsse.

Dies waren die gemütlichen und moralischen Ansichten, welche die Revolution bei ihrem Entstehen bei uns erzeugte; die materiellen Interessen brachten dagegen eine verschiedene Wirkung hervor und erzeugten jenen heutzutage noch fortdauernden Konflikt der Meinungen, durch den die eine Partei alles, was im Gange der Revolution ins Leben trat, und wäre es auch noch so nützlich, wie ein Werk des Teufels blindlings verwirft, während die andere, selbst den Schmutz, den die Revolution hervorbrachte, bewundernswert findet. Die Abschaffung der sogenannten adeligen Rechte, sowohl in gutsherrlicher Hinsicht als bei ihrem bis dahin behaupteten Vorzuge bei Besetzung der Aemter, war einer der ersten Zwietrachtsäpfel, welcher auf diesem Wege den friedlichen Gang der Unterhaltungen mehr als sonst zu beleben und zu spalten anfing. Es gab indes bei uns, namentlich in Ostpreußen, eine Menge höchst achtenswerter Gutsbesitzer, die die Aufhebung der Unterthänigkeit, die Milderung der Frohnden für unerläßlich und vorteilhaft hielten. Nicht die Encyklopädisten, wie man es uns gegenwärtig überreden will, oder ein augenblicklicher Schwindel hatte solche Ansichten hervorgebracht, sondern die christliche Erkenntnis wechselseitiger Pflichten und eine genaue Kenntnis des eigenen pekuniären Vorteils. Schwieriger beinahe schien dem Adel die durch die Zeit herbeigeführte Forderung einer freieren Zusammensetzung der geselligen Verhältnisse: die Gewohnheit, diese oft so bedeutende Macht, hatte hier kastenartige Scheidewände aufgestellt, die, hauptsächlich durch das gnädige weibliche Geschlecht gestützt, nicht so leicht wie die Reifröcke umfallen wollten.

Daß der wohlhabende und gebildete Bürgerstand den aus Frankreich kommenden Ansichten über die Gleichheit der Stände offen oder wenigstens im stillen huldigte, war wohl ganz natürlich. Teils hatten sie sich über manche, in Rücksicht ihrer Bildung und ihres Wohlstandes ungerechte Ausschließung zu beklagen, teils kann man denn doch auch nicht verlangen, daß die Leute gegen ihre eigenen Vorteile blind sein sollen. Die Ansichten des Bürgerstandes teilten sich in zwei Parteien: die eine wollte nur an den ihr bis dahin verschlossenen Adelsvorzügen ebenbürtigen Anteil nehmen, die andere, wenn auch damals viel kleinere ging weiter, indem sie die gänzliche Abschaffung des Adels für wünschenswert hielt.

Nach meiner Lebensansicht sehe ich die Revolution mit ihren guten und bösen Folgen für eine durch den Weltlauf bedingte unvermeidliche Notwendigkeit an, und es hat für mich bei einer solchen Meinung nur einen sehr untergeordneten Wert, wie man ihr entgegentrat oder sie augenblicklich aufzuhalten strebte. Aber das scheint mir gewiß: daß, wenn man in jener Zeit sich entschlossen hätte, einige Hundert der angesehensten Gelehrten- und Bürgerfamilien in den Provinzen in den Adelstand zu erheben, die öffentliche Meinung in dieser Hinsicht für einige Zeit eine ganz andere Richtung bekommen haben würde.

In dem ärmeren Bürger- und Bauernstande waren besonders in Ostpreußen die Eindrücke, welche die Revolution ins Leben rief, im Anfange sehr gering. Der Wunsch des letzteren, von der Unterthänigkeit und dem Scharwerk befreit zu werden, war viel älter als die Revolution und wurde auch, einzelne Ausbrüche, die Mißbrauch und Druck hervorrief, abgerechnet, größtenteils in sehr maßvollen Formen ausgesprochen. Nur dann erst, als große Staats-

unfälle den Glauben an die Weisheit der Regierung erschütterten, fing man auch in den Dörfern an, über die Nützlichkeit einiger neuen ausländischen Regierungen zu sprechen, jedoch geschah dies auch dann noch immer mit einem großen Vertrauen zu dem wohlthätigen Willen der Königsgewalt. Ich habe dieses Vertrauen zum König, welches den preußischen Bauer im Durchschnitt belebt, in keinem anderen Staate in dem Maße gefunden, es ist durch die langen Regierungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen begründet, ein schönes Erbteil, welches sie ihren Nachkommen hinterlassen haben. Möge das erhabene Haus der Hohenzollern fortdauernd in gleichem Geiste handeln, sie sind nicht durch die Begünstigung gutsherrlicher und adeliger Privilegien groß geworden.

In meinem militärischen Wirkungskreise erfuhr ich um jene Zeit auch eine, jedoch nicht gute Veränderung. Mein bisheriger Regimentschef, der Prinz George Hohenlohe, starb im Jahre 1803. Er hatte, wie ich dies zum Teil schon erwähnt habe, wie jeder Mensch seine guten und nicht guten Seiten. Die letzteren rührten besonders von seinem sehr geringen Vermögen, welches mit seiner Geburtswürde in gar keinem Verhältnis stand, her; dies verleitete ihn häufig zu ökonomischen Schritten, die tadelnswert waren. Diese Uebelstände sollte der neue vom König ernannte Regimentschef, der General von B . . . . ., wiederum abstellen, aber leider war dies eine in jeder Beziehung durchaus verunglückte Wahl. Ich bin im Anfange unschlüssig gewesen, ob ich dieses unwürdigen Mannes hier erwähnen sollte, aber es scheint mir notwendig, um durch ein Faktum zu beweisen, wie sorglos man damals bei Besetzung der höheren Militärstellen zu Werke ging; dadurch lassen sich die Unfälle des Jahres 1806 am deutlichsten begreifen.

Herr von B..... hatte durch seine ganze Dienstzeit hindurch sich eines sehr schlechten kriegerischen Rufes zu erfreuen; wenn es Krieg gab, suchte er gewöhnlich in die Intendantur zu kommen und sorgte dabei auf eine unverschämte Art für seinen Beutel, während im Frieden die Erteilung von Abschiedsbegünstigungen eine ihm längst bekannte ergiebige Quelle der Einnahme war. Selten mag es eine schmutzigere Seele gegeben haben als diesen Menschen, dessen ganzes Kriegswissen sich in dem Gedanken: wie er durch Veruntreuungen und Abzüge, dem Soldaten gemacht, seine Einnahmen vermehren könne, konzentrierte. Dabei war er eigentlich schon lange Invalide; in der ganzen Zeit daß er unser Regimentschef war, haben wir ihn buchstäblich nur einmal zu Pferde gesehen, da er an Steinschmerzen litt und ein so furchtsamer Reiter war, daß das Ohrenspitzen des Pferdes ihm Angstschweiß auspreßte. Nur durch eine unwürdige Kriecherei gegen seine Vorgesetzten oder diejenigen, welchen er in Berlin und Potsdam einigen Einfluß zutraute, erhielt sich trotz aller jener Gebrechen dieser Mensch in wirklicher Dienstthätigkeit, und das zu einer Zeit, wo man jeden Tag dem Ausbruch eines blutigen Krieges entgegensehen mußte. Was konnte man bei einer solchen von oben herabkommenden Sorglosigkeit wohl bei einem ausbrechenden Sturm erwarten!

Bei dem Anteil, den ich von frühe an dem Wohlergehen meines Vaterlandes nahm, mußte mir ein solcher Regimentschef meinen Aufenthalt in Bartenstein und das langsame Avancement, welches mir dabei zu teil wurde, aufs äußerste verleiden; ich suchte durch einzelne Aufsätze, die ich teils in Zeitschriften drucken ließ, teils an den König einschickte, mir ein günstigeres Los zu bereiten. Von

dem Könige bekam ich sehr gnädige, lobende Antworten, aber die aus dem früheren Feldzuge mir versprochene Beförderung schien vergessen.

Zu den Herbstmanövern des Jahres 1805 in Berlin und Potsdam wurde nach damaliger Sitte den Offizieren aus der ganzen Armee hinzukommen erlaubt, und ich beschloß auch daran teilzunehmen. Da es indes in jener Zeit häufig schon ein Gegenstand des Gesprächs wurde, ob die Offiziere der Infanterie im Kriege nach alter Sitte ihre Reitpferde behalten oder wie die Franzosen zu Fuß gehen sollten, so faßte ich den Entschluß, bei dieser Gelegenheit durch einen eigenen Versuch mich von der Ausführbarkeit der in Rede stehenden Maßregel zu überzeugen, und ich trat in Begleitung eines jüngeren Offiziers meine Reise zum Herbstmanöver nach Berlin zu Fuß, mit dem Felleisen auf dem Rücken, aus Bartenstein wohlgemut an, die wir in 14 Tagen auch ganz gut zurücklegten. Von dieser Zeit ab habe ich, solange ich noch eine Kompagnie führte, alle Märsche zu Fuß an der Spitze derselben gemacht und mich von dem wohlthätigen Einfluß, den dies bei den Soldaten hervorbringt, vollkommen überzeugt.

Die erwähnten Herbstmanöver waren übrigens in vielfacher Beziehung ungewöhnlich belebt. Von allen größeren Mächten waren angesehene Offiziere, von seiten Napoleons Duroc, da, teils um mit eigenen Augen zu sehen, was man denn eigentlich an der Spree für Absichten hege, teils um auch den König für eines der beiden schroff entgegenstehenden politischen Systeme zu gewinnen. Es fehlte daher auch zur Ehre der anwesenden Gäste keineswegs an langen Dispositionen und künstlichen Manövern, es war das letztemal, daß dies halb modernisierte altpreußische Heer eine Prunkvorstellung gab. Daß dies alles nach dem Verlaufe

eines Jahres zertrümmert sein würde, hat an jenen Revuetagen wohl niemand geglaubt.

Es war mein ursprünglicher Vorsatz, noch einige Wochen nach dem Manöver bei meinen Verwandten und Bekannten mit Urlaub zuzubringen, doch dieser ward schnell zerstört, da die Marschrichtung des russischen Heeres, die einen gewaltsamen Durchzug durch einen Teil unserer östlichen Provinzen besorgen ließ, die in Ost-, West- und Südpreußen befindlichen Truppen schnell auf den Kriegsfuß brachte und uns auf das eiligste zu unsern Regimentern rief. Der früher schon erwähnte General v. Rüchel hatte um diese Zeit den Oberbefehl in Ostpreußen bekommen und zog in Eilmärschen, bei dem abscheulichsten Herbstwege, sein Korps in der Gegend von Drengfurt zusammen. Ob diese besondere Eile, die der Artillerie an 200 Pferde kostete, die in dem bösen Wege umfielen, wirklich schon nötig, oder nur eine Folge seiner natürlichen Heftigkeit war, dies erschien mindestens zweifelhaft. Bekanntlich endigten alle diese Demonstrationen mit einer in Warschau geschlossenen Durchmarschkonvention für das russische Heer durch Südpreußen, der Reise des Kaisers Alexander nach Potsdam und einem bedingten Anschließen Preußens an die Sache der beiden Kaiserhöfe: ein Wechsel der Gesinnungen des Königs, der hauptsächlich auch durch den gewaltsamen Durchmarsch der Franzosen durch das damals noch Preußen gehörige Ansbach herbeigeführt und unterstützt ward. Es war dies allerdings, wenn auch Napoleon hinterher versicherte, er habe den Marsch nur unternommen, weil er den König bereits als seinen Verbündeten betrachtete, eine Herausforderung, eine öffentliche Geringschätzung Preußens.

Die bisher nach der östlichen Grenze dirigierten Regimenter mußten daher schnell eine Volte machen. Man formierte eine Armee in Sachsen und zog Korps an der Oder in Schlesien zusammen. Diese letztere Bestimmung ward den Regimentern aus Ostpreußen zu teil, allein der General B . . . . ., der zu einem solchen Zuge weder Lust noch Gesundheit hatte, wußte es dahin zu bringen, daß sein Regiment ausnahmsweise zur Besatzung von Neu-Ostpreußen bestimmt wurde, während er für seine Person in Bartenstein zurückblieb und dort einen schamlosen Handel mit den von ihm bei dieser Gelegenheit ersparten Rationen trieb. Wie tief dies den Unwillen im Regiment erregte, brauche ich nicht zu schildern, indes war es nicht zu ändern. Wir wurden kompagnieweise über den Raum von Bialystok bis zur Weichsel zerstreut. Mich brachte meine Bestimmung mit der Kompagnie, welche ich kommandierte, nach Plock, und wir kamen — nach einem, durch die späte Jahreszeit und den ganz aufgeweichten Boden, in dem es keine gebahnten Straßen gab, außerordentlich angreifenden Marsch — gerade an dem Tage in Plock an, als sich dort die Nachricht von dem durch Napoleon errungenen Siege bei Austerlitz (welchen ich für seine schönste Schlacht halte) verbreitete.

Nun lagen die Würfel auf dem Tisch, und man mußte erwarten, daß nun erst alle Kräfte von seiten der Verbündeten aufgeboten werden würden, um die erlittenen Verluste auszugleichen, besonders nachdem Preußen sich durch das Zusammenziehen seiner Heere so unumwunden ausgesprochen hatte. Allein aus dieser natürlichen Ansicht ward nichts. Der Minister Haugwitz, der an Napoleon mit einer Erklärung des Königs geschickt war, für seine Person aber keinen Krieg mit Frankreich wollte, reiste absichtlich langsam, um den Ausgang der in Aussicht stehenden Schlacht abzu-

warten, und glaubte, bei ihrem für die Verbündeten ungünstigen Resultat, einen Meisterstreich auszuüben, daß er sich als den Ueberbringer des Glückwunsches zu dem erkämpften Siege ausgab. Diese Ansicht war originell, die zusammengezogenen Heere erschienen dabei wirklich etwas sonderbar — auch ursprünglich zum Glückwünschen bestimmt?

Von nun an häuften sich, gerade als ob durch dies Benehmen Napoleon zu neuen Unternehmungen eingeladen werden sollte, Fehler auf Fehler. Oesterreich bot übereilt und unwürdig zu einem Frieden die Hände, Rußland blieb unentschlossen dastehen, und die lederne Diplomatennatur des Grafen Haugwitz, der selbst auf Kosten der Nationalehre Frieden zu schließen sich nicht scheute, brachte auch wirklich einen Vertrag zu stande, der Preußen Hannover geben und es dafür entschieden mit England entzweien sollte, wobei nur von Haugwitz und den ihm gleichgesinnten übersehen wurde: wodurch denn Napoleon, der so offenkundig die Unentschlossenheit und Schwäche von Preußen nun erkannt hatte, künftig veranlaßt werden sollte, dieses Preußen als einen selbständigen Staat in dem Kreise seiner Eroberungsentwürfe zu achten?

Selten ist wohl eine so wichtige Frage wie diese so leichtsinnig und unwürdig als hier beantwortet worden; nur wenn Menschen, ohne das Gefühl persönlicher Ehre, bloß mit materiellem Genuß beschäftigt und die Ruhe des Augenblicks höher als die Sicherung der Zukunft achtend, teil an der Lenkung der Staaten haben, nur dann kann ein solch thörichtes Benehmen, wie das hier erwähnte, stattfinden, dem dadurch noch die Krone aufgesetzt wurde, daß teils aus kleinlichen, im Vergleich mit der Wichtigkeit der Verhältnisse unbedeutenden Finanzsorgen, teils um dem gefürchteten Napoleon keine Ursache zu Klagen zu geben, be-

schlossen wurde, die Armee größtenteils wieder in ihre entlegenen Garnisonen zurückkehren zu lassen und auf den Friedensfuß zu setzen. Dies war, da Napoleon mit seinem kriegsgerüsteten Heere in Süddeutschland blieb, eigentlich die Unterzeichnung des Todesurteils für Preußen.

Mehrere wackere Männer hatten die aus einem solchen Benehmen unausbleiblich hervorgehende Gefahr auch deutlich erkannt und ausgesprochen. So hatte Scharnhorst, damals Oberster, dem Könige einen Entwurf eingereicht, die Armee, bis zur Ausgleichung der unentschiedenen Punkte in Deutschland, zwischen der Weser und Oder konzentriert zu behalten. Dies war aber alles vergebens.

Das Zurückziehen der Regimenter nach ihren zum Teil an der russischen Grenze belegenen Garnisonen verursachte, um das Kreuzen zu vermeiden, ebensoviel Kosten als Zeitverlust, so daß ich aus Plock erst im Frühjahr des Jahres 1806 meinen Rückmarsch nach Bartenstein antreten konnte.

Wir verlebten in geselliger Hinsicht in Plock einen ganz angenehmen Winter. Unter der dort errichteten Regierung sowohl als dem Oberlandesgericht gab es viele sehr gebildete Männer, größtenteils noch in dem Alter, in dem freudiger Genuß eine Würze oder auch wohl die Nebenbuhlerin amtlicher Pflichten wird, und so gab es kleinere und größere Gesellschaften genug, von denen indes, mit Ausschluß der Tanzvergnügungen, sich die Eingebornen doch sehr entfernt hielten.

Vor allem ward mir die Bekanntschaft des damaligen Regierungspräsidenten Broskowius eine der lehrreichsten und angenehmsten, der ich viele Notizen über staatswirtschaftliche und innere Landesverhältnisse danke. Dieser treffliche Mann hatte in der verhältnismäßig kurzen Zeit seiner Verwaltung Unglaubliches für die ihm anvertraute Provinz

gethan. Die Städte waren nicht mehr wieder zu erkennen; der polnische Schmutz war aus den Straßen verschwunden, und durch zweckmäßig gegebene Bauhilfsgelder fand man an der Stelle elender Hütten freundliche, dauerhafte Häuser. Bedeutende Kolonistendörfer, aus allen Gegenden Deutschlands herbeigezogen, waren von ihm musterhaft angelegt, der Kolonist mußte sich alles durch eigenen Fleiß schaffen und bekam dabei nur die unentbehrliche Hilfe. Auch in dem polnischen Bauernstande waren erfreuliche Fortschritte seit dem Jahre 1796, wo ich diese Gegenden zuletzt gesehen hatte, unverkennbar; der größere Schutz, den die preußische Verwaltung ihnen gegen die bisherigen Mißhandlungen ihrer Gutsherren gab, die häufigen Gelegenheiten zum Absatz, den die Garnisonen ihnen in ihrer Nachbarschaft darboten und so den inneren Verkehr belebten, alles dies hatte bei ihnen den Grund zu einer besseren Lage und zur Entwickelung eines achtenswerten Selbstgefühls gelegt, so daß es nur noch weniger ungestörter Jahre bedurft hätte, um diese Gegenden zu einer wohlhabenden mit dem preußischen Staate innig verbundenen Provinz umzubilden.

Das Kriegsjahr 1806 und die Ursachen der Niederlage.

Wir hatten nach unserer Rückkehr in Bartenstein kaum die Beurlaubten entlassen und unsere Kriegspferde verkaufen müssen, als das fortdauernde, jetzt ganz veränderte Benehmen Napoleons gegen Preußen jedermann zeigte, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei. Dieser Mangel an aller Vorsicht, der heute eine Friedensstärke des Heeres übereilt anordnete, um nach wenig Wochen mit großen Kosten die Mobilmachung ebenso übereilt wiederum befehlen zu müssen, untergrub sehr bedeutend das Vertrauen zu der

Umsicht der Regierung und legte den Grund zu einer in den folgenden Unfällen sich immer steigernden Mutlosigkeit in der öffentlichen Meinung. Nichtsdestoweniger blieb die Stimmung in den deutschen Provinzen voller Anhänglichkeit an den Königsstamm; man war zu ungewöhnlichen Opfern bereit, da die Mehrheit des Volkes mit Unwillen die ohne Schlacht gedemütigte Stellung Preußens ertrug, man wünschte laut die Verstärkung der Kriegsmacht, wie dies auch in einigen Provinzen förmlich ausgesprochen ward. Ein eigentlicher kriegerischer Geist war indessen im ganzen Volke noch nicht erwacht. Durch eine lange Reihe von Jahren sah man den Kriegerstand als einen abgeschlossenen Teil der Nation an, und der Patriotismus der übrigen Volksklassen beschränkte sich hauptsächlich aufs außerordentliche Geldzahlen; in diesem Geiste war es z. B. sehr ehrenwert, daß die Nation durch Privatunterzeichnungen die Mittel, welche der Armee unbegreiflicherweise fehlten, herbeischaffen wollte.

Der Geist eines Volkes muß von der Regierung geweckt und gepflegt werden, sonst kann es sich nur langsam und oft erst nach verderblichen Irrgängen seine freie Bahn bereiten. Zu einer geistigen Erhebung des Volkes geschah indes von der Regierung gar nichts, im Gegenteil, ihre schwankenden, oft Aengstlichkeit verratenden Schritte konnten nur die Volksstimmung niederdrücken; daher steigerte sich auch zuletzt, besonders in Berlin, die öffentliche Meinung eines Teiles der Nation bis zu einer sonst nicht gewöhnlichen Opposition gegen die Regierung. Die lauteste derartige Stimme schallte aus dem Kreise der Subalternoffiziere und sprach sich in einer Handlung, dem Einwerfen der Fenster in der Wohnung des Grafen Haugwitz, ziemlich deutlich aus. Ich bin weit entfernt, derartige Exzesse

zu billigen, aber wenn man sich den Standpunkt eines Offizierkorps in einer ähnlichen Lage vergegenwärtigt, kann man wohl dahin kommen, einige Nachsicht mit jenen Ausbrüchen zu empfinden. Der Krieger, vorzugsweise bestimmt, die Selbständigkeit seines Vaterlandes durch Hergebung seines Lebens zu sichern, kann es unmöglich gleichgültig ansehen, wenn man diese sorglos untergraben läßt und ihm dadurch die unvermeidliche Lage bereitet, unter viel ungünstigeren Verhältnissen sich nutzlos zu opfern.

Eine ernstere Stimme, wenn auch gleich in kleinerem Kreise, doch zu demselben Zweck gebildet, trat mit tiefem patriotischem Schmerz zum Thron des Königs. Die Prinzen Ludwig und August, Söhne des Prinzen Ferdinand, der Minister Stein, die Generale Rüchel und Schmettau, der Oberst Scharnhorst rc. überreichten dem Könige eine Denkschrift, worin sie ihm das Gefährliche der Lage des Staates und die Notwendigkeit eines anderen politischen Systems und stärkere Schutzmaßregeln ehrerbietigst vorstellten. Der König, der das Gefährliche seiner Lage wohl, wenn auch dunkel, erkannte, schwankte jedoch bei seiner sich einmal ausgebildeten Unentschlossenheit unaufhörlich zwischen den beiden sich ihm darbietenden politischen Systemen, da in seiner näheren Umgebung keiner war, der durch geistige Ueberlegenheit ihn entschieden für eine von diesen Ansichten hätte gewinnen oder ihm ein drittes, den lokalen Verhältnissen Preußens angemessenes politisches System hätte entwerfen können; so schwankte der Staat unaufhaltsam zu einem Abgrunde, man that nichts, um sich endlich zu rüsten, und machte von der anderen Seite doch auch wieder wenig berechnete Forderungen, begleitet von kleinlichen Ausbrüchen des Hasses gegen Frankreich. Wenn ich mir die eigentümliche Zusammenstellung der

Menschen, die damals einen mehr oder minder entfernten Einfluß auf die Lenkung des preußischen Staates hatten, wieder vergegenwärtige, so giebt mir dies nur aufs neue die Bestätigung der alten Welterfahrung, daß es von Zeit zu Zeit Epochen im Staatsleben giebt, die über allen unseren Berechnungen liegen und die daher auch niemals friedlich, sondern nur durchs Schwert oder große Zerstörungen aufzulösen sind.

Daß mich alle diese Ereignisse in vielfacher Hinsicht lebhaft bewegten, werden mir meine Leser aufs Wort glauben. Der Gedanke an einen uns nahe bevorstehenden Krieg und dessen Resultate beschäftigten mich unaufhörlich, und so schrieb ich, ganz durchdrungen von demselben, eine Denkschrift über den zu erwartenden Krieg und seine Behandlung, die ich im Anfange des Septembers dem Könige einreichte. Nach meiner dabei zu Grunde liegenden Ansicht sollten wir aus Gründen, die ich später entwickeln werde, den Feind in Sachsen erwarten, uns vor einer Umgehung unserer linken Flanken und dem Abdrängen von Dresden hauptsächlich hüten. Mir schienen diese Ansichten so natürlich, daß ich sie für allgemein verbreitet hielt und daher bei dem Rückblick auf frühere ähnliche Vorgänge höchstens auf einige schriftliche Zufriedenheit rechnete. Allein diesmal ging es etwas besser, denn schnell bekam ich von dem General Geusau, dem damaligen Generalquartiermeister der Armee, und dem Obersten Kleist, dem Generaladjutanten des Königs, nicht nur außerordentlich lobende Antworten, sondern zu gleicher Zeit auch von dem König meine Anstellung zur Dienstleistung im Generalstabe bei der Armee unter den Befehlen des Herzogs von Braunschweig.*

* Im September sammelte sich die preuß. Feldarmee in Thüringen, am 7. Okt. wies Napoleon das preuß. Ultimatum zurück.

Dies war mir natürlich eine sehr angenehme Ueberraschung, ich eilte durch Tag und Nacht nach Berlin, versah mich dort notdürftig mit Pferden und eilte diesen wieder voraus in das Hauptquartier nach Naumburg, wo ich in der Nacht vor dem am andern Morgen nach Erfurt bestimmten Aufbruche ankam. Als ich mich bei dem Herzog meldete, bekam ich etwas Schelte, daß ich nicht früher gekommen wäre, was indes, bei der geographischen Entfernung von Bartenstein, bei dem besten Willen wirklich nicht möglich gewesen wäre. Den Tag vorher war der damalige Kurfürst von Hessen ebenfalls im Hauptquartier angekommen, um seine eingegangene Neutralität bestens zu entschuldigen; es war der Ton jener Zeit, den drohenden Sturm durch halbe Maßregeln zu beschwören. Ganz im Gegensatz zu dem durchlauchtigsten Kurfürsten waren dagegen mit ihm zu gleicher Zeit Deputierte des Saalkreises und Eichsfeldes, unter ihnen ein bejahrter Mann, dessen Namen ich nicht erfahren habe, in der Uniform noch ganz nach dem Zeitalter Friedrichs des Großen zugeschnitten, bei dem Könige angekommen, die auf eine allgemeine Landesbewaffnung antrugen, welche man aber ablehnte.

Den Kurfürsten womöglich zu gewinnen, machte der Herzog von Braunschweig am Morgen noch den folgenden Versuch: die Garde mußte sich vor ihrem Ausmarsch in Parade aufstellen, und der Herzog, obgleich älterer Feldmarschall, machte dabei dem Kurfürsten die üblichen Honneurs. Zwar nahm dies der Kurfürst mit vielen Komplimenten sehr wohlgefällig auf, aber es änderte doch nichts an seinem einmal gefaßten, für ihn selbst so verderblichen Entschlusse, den er wie alle schwachen Seelen für ein Meisterstück der Klugheit ansah.

Der nun nach Erfurt und Weimar vollzogene Marsch

war nicht dazu geeignet, dem Soldaten Selbstvertrauen zu geben. In unbeschreiblicher Friedlichkeit zogen die Bataillone und Eskadrons aus ihren alten Quartieren nach den neu angewiesenen hin, umgeben von einem Gepäck, das bei manchen Truppenteilen, in Hinsicht der mitgenommenen Offizierbequemlichkeiten, dem wirklichen Feldsoldaten nur große Besorgnisse erregen konnte. An ein Zusammenziehen der Brigaden und Divisionen, um mit diesen vereint zu marschieren und sich dadurch wechselseitig kennen zu lernen, ward gar nicht gedacht, und ich sehe dieses Unterlassen als etwas an, welches auf die folgenden Schlachtbewegungen nur zu nachteilig einwirkte.

Bei unserer Ankunft in Erfurt entstand bekanntlich eine neue Operationspause, die ebenso durch widersprechende politische und militärische Nachrichten, als die Verschiedenheit der Kriegsmeinungen erzeugt wurde und den Knoten zu den nachher folgenden Unfällen vollständig schürzte.

Da ich keineswegs die Absicht habe, eine ausführliche Kriegsbeschreibung jener Zeit zu liefern, so scheint es mir am angemessensten, daß ich nun zuerst das, was ich selbst zu sehen und erfahren Gelegenheit hatte, hier bis zum Ausgange der Schlacht von Auerstädt zusammenhängend erzähle und diesem dann einige Bemerkungen über unsere damalige Lage folgen lasse.

Das Hauptquartier des Herzogs, zu dem ich nun also gehörte, war in den Tagen unseres Aufenthalts in Erfurt nur mit kleinlichen Schreibereien beschäftigt, die größtenteils einzelne Kantonnementsveränderungen zum Zweck hatten. Nicht ein einzigesmal, so sehr ich es wünschte, blieb mir die Zeit übrig, mich zu Pferde in der Gegend umzusehen. Dabei gab es die widersprechendsten Gerüchte über das Benehmen des Feindes, und was man dagegen unternehmen

solle. Nach der dort gemachten Erfahrung halte ich es für ebenso nützlich als notwendig, daß der Feldherr oder der Chef seines Generalstabs es nicht verabsäumen, täglich die Meinungen seiner Umgebung durch eine mündliche Mitteilung zu leiten. Dies ist nicht allein das einfachste Mittel, alle Bestellungen und schriftlichen Expeditionen ohne weitläufige Instruktionen in einer Richtung zu erhalten, sondern auch eine gute Art, der ganzen Armee immer passende Kriegsansichten mitzuteilen. Der unentschlossene Zustand unserer Anführer, der besonders in Hinsicht des Herzogs immer sichtbarer wurde, versetzte mich in diesen Tagen in eine höchst unangenehme Stimmung. Da ich täglich und stündlich Anordnungen treffen sah, die mit meinen erworbenen Kriegskenntnissen in einem direkten Widerspruche standen, und da ich bis dahin noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, daß die Unentschlossenheit, sobald sie einen Menschen einmal überwältigt hat, nicht allein seinen Willen, sondern auch die Anwendung der ihm sonst eigenen geistigen Fähigkeiten vollständig lähmt, seine Urteilskraft verdirbt, so geriet ich in einen inneren Kampf, den ich kaum zu beschreiben im stande bin, bei dem ich oft selbst an der Richtigkeit meiner eigenen Ansichten zweifelte und in einzelnen Augenblicken meinen Bildungsgang verfehlt glaubte, da ich es mir gar nicht einbilden konnte, daß eine Heeresführung so unüberlegt handeln könnte, wie es hier größtenteils der Fall war.

Der Herzog von Braunschweig, welcher auf seiner ersten Kriegslaufbahn schöne Beweise persönlicher Entschlossenheit und kriegerischer Umsicht gegeben hatte, war gewiß einer der unterrichtetsten und achtenswertesten Fürsten, die es je gegeben hat; es werden wenige Menschen so geistvoll und verbindlich zu sprechen im stande sein, als dieser Herr. Der glückliche Feldzug in Holland und ein-

zelne Teile seiner Heeresführung am Rhein hatten ihm einen so bedeutenden Feldherrenruf gegeben, daß diesen die unvollkommene Unternehmung nach der Champagne nicht zu verdunkeln im stande gewesen war.

Diesen schönen Eigenschaften traten dagegen nun aber andere minder vorteilhafte entgegen, die die Wirkung der ersteren fast ganz vernichteten. Einmal war der Herzog auf eine kaum glaubliche Weise durch das kleinliche Detail des Exerzierens und Kamaschendienstes befangen, selbst seine höheren Kriegsansichten wurden immer durch jene Brille gefärbt. Dann aber, und dies war allerdings das Ueblere, beherrschte den Herzog eine Besorgnis für die Erhaltung seines bisherigen Ruhmes, die an allen seinen besseren Entschlüssen wie ein Zentner Blei hing. Durch seine Sitte gewöhnt, nur immer mit den höflichsten Worten zu sprechen, vielleicht auch bei seinem Eintritt in den preußischen Dienst von seinem großen Oheim Friedrich ein wenig strenge in Zucht gehalten und dadurch an einen untergeordneten Standpunkt gewöhnt, hatte sich zwischen ihm und dem Könige ein ganz ungewöhnliches, kaum glaubliches Verhältnis ausgebildet. Da, wo der erfahrene, hochgeachtete Feldherr, der regierende Reichsfürst, bestimmt und kräftig seine Meinung sagen konnte und mußte, da nahmen die höflichen Worte und die unmaßgeblichen Bemerkungen, die ehrerbietigen Anfragen kein Ende und setzten den von Natur unentschlossenen Monarchen, der eine Stütze suchte, in die peinlichste Lage; diese Unterwürfigkeit war aber nicht allein der Person des Königs gewidmet, nein, sie ging auch zu einem großen Teil auf dessen Adjutanten und Kabinettsräte über, denen der Herzog oft auf eine kaum glaubliche Weise den Hof machte.

Rechnet man hiezu nun noch das vorgeschrittene Alter dieses Fürsten und ein geteiltes Interesse, welches ihn auf

der einen Seite an den ihm durch eine lange Reihe von Jahren und Familienbande wert gewordenen preußischen Dienst fesselte, von der anderen ihn eine friedliche Stellung für sein liebes Braunschweig wünschen ließ, so hat man wohl Materialien genug, um den kläglichen Zustand der Heeresführung zu begreifen, der sich im Namen des Herzogs hier ausbildete.

Da oft einzelne Handlungen den Menschen besser schildern als weitläufige Auseinandersetzungen, so glaube ich den folgenden Vorgang in Erfurt hier mitteilen zu müssen, da er für des Herzogs Handlungsweise sehr charakteristisch ist.

Während unseres Aufenthalts in Erfurt versammelten sich jedesmal um 11 Uhr morgens die Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten zum Empfang der Parole vor dem Quartier des Königs. Einen Vormittag indes, an dem vielerlei Nachrichten sich zu kreuzen anfingen, war der König zu dem Herzog geritten, man hatte mehrere Generale zu einer Konferenz gerufen, welche sich über die vorhin erwähnte Parolezeit ausdehnte, und dies ward die Veranlassung, daß nach und nach die vor dem Palais des Königs versammelten Offiziere vor das Quartier des Herzogs gingen. Der König, der dies aus dem Fenster bemerkte, gab dem Herzog sogleich die Parole, der zu diesem Zwecke auf die Straße kam; mit großem Schrecken aber erblickte er sogleich, daß der Unteroffizier und vier Mann fehlten, die gewöhnlich um den die Parole empfangenden Kreis als eine Sicherheitswache, damit kein Fremder die Parole höre, ausgestellt werden; dies setzte den Herzog in eine kaum glaubliche Verlegenheit. Nach der nächsten Wache zu schicken, um die fehlende Mannschaft zu holen, dies wollte er nicht, da der König oben am Fenster stand, und dagegen die Parole, wie es sonst bei ungewöhnlichen Verhältnissen

wohl geschieht, auch ohne jene Bedeckung auszugeben, dazu konnte sich sein an kleinliche Kriegsordnung gewöhnter Sinn auch nicht entschließen. Unentschlossen lief er herum, indem er sich laut über jenen Uebelstand beklagte, bis ihm jemand den Vorschlag machte, die beiden vor seiner Thüre befindlichen Schildwachen zu dem in Rede stehenden Zweck zu benutzen. Dies geschah sogleich, aber noch immer fehlte ein Unteroffizier und zwei Mann, und so gab es neue Unentschlossenheit. Endlich schien sich die Göttin der Kriegsordnung ihres alten Verehrers annehmen zu wollen, denn die Brotwagen eines Grenadierbataillons kamen eben mit einer kleinen Bedeckung vorbeigefahren, alle dienstbaren Geister fuhren nun auf diese Mannschaft los und holten die fehlende Zahl. Aber neue Verlegenheit, denn der Unteroffizier war nicht nach der damaligen Vorschrift mit dem Kurzgewehr bewaffnet, sondern hatte dies an den Wagen gebunden. Dies mußte also auf speziellen Befehl des an alledem thätig teilnehmenden Feldherren abgelöst werden, und erst nachdem alle diese Hindernisse mühsam beseitigt waren, trat der Herzog mit befriedigtem Gesicht in den Kreis und teilte die lang ersehnte Parole aus; auf die zahlreichen Zuschauer dieser buchstäblich getreu erzählten Handlung machte dieselbe doch einen sehr peinlichen Eindruck; denn das war der Mann, der uns gegen Napoleon führen sollte.

Da die Umgehungen der Franzosen in unserer linken Flanke jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen waren, so war die bis dahin, wenn auch sehr matt untersuchte Frage: ob Preußen die Offensive ergreifen und über den Thüringer Wald gehen solle, zur Genüge entschieden. Man entschloß sich nun, mit einem Teile des Heeres dem französischen entgegenzugehen. Am 10. Oktober brachen zu jenem Zweck

drei Divisionen unter dem Befehl des Herzogs aus der Umgegend von Erfurt auf (zwei Divisionen der Reserve unter dem General Kalkreuth standen bei Weimar), um bei Hochdorf vor Blankenhain ein Lager zu beziehen. Auch dieser Marsch wurde nicht benutzt, die Truppen an den Felddienst und ihre zum Teil ihnen unbekannten höheren Befehlshaber zu gewöhnen. Wir mochten ungefähr ein Drittel des Weges zurückgelegt haben, als einzelne aus weiter Entfernung gehörte Kanonenschüsse uns aus unserer bisherigen friedlichen Behaglichkeit weckten. Nun fingen die langen Gesichter an Mode zu werden, und die in alle Weltgegenden herumgesprengten Adjutanten sollten nun aufs eiligste aus der Friedensmarschform eine Kriegsform herausbilden. Es ist gewiß nicht zu empfehlen, wenn der Anführer durch zu ängstliche Vorsichtsmaßregeln seine Untergebenen voreilig entmutigt; aber schlimmer ist es doch noch, wenn, wie es hier der Fall war, die ganze Armee ihren Feldherrn überrascht und bei einer vergessenen Vorsicht ertappt sieht. Wir mochten noch ein Drittel des Weges unter zunehmenden Zweifeln zurückgelegt haben, als uns endlich versprengte Soldaten die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand brachten, dem unglücklicherweise die Ausführung einer Kriegsaufgabe zugeteilt war, die mit seinem persönlichen ungestümen Mute im entschiedenen Widerspruch stand. Der dadurch erlittene Verlust hätte sich, so unangenehm wie er auch war, noch immer ertragen lassen, aber in moralischer Hinsicht brachte er in der Armee einen sehr nachteiligen Eindruck hervor. Die Meinung des Heeres hatte mit Recht auf die schönen Eigenschaften des Prinzen Louis Ferdinand viel vertraut, und dies war nun auf einmal zertrümmert; dabei war dies erste Zusammentreffen

mit unseren Feinden ganz dazu geeignet, jenen ihr Selbst-vertrauen zu erhöhen und uns Mißtrauen über mehrere unserer Einrichtungen zu geben. Der Feldherr kann bei Eröffnung eines Feldzugs, besonders wenn er eine jahrelang des Krieges entwöhnte Armee befehligt, nicht vorsichtig genug das erste Zusammentreffen mit dem Feinde einleiten, da der Soldat das Resultat desselben gewöhnlich als eine Art von Gottesurteil über den ganzen Feldzug ansieht. Hier ist es ganz angemessen, auch kleine Streifparteien stärker als gewöhnlich zu machen, sie den umsichtigsten Anführern anzuvertrauen und den kleinsten ihrer erkämpften Vorteile mit klug gewähltem Schmuck der Rede dem Heere mitzuteilen.

Es war schon spät nachmittags, als wir unter allen diesen Einwirkungen bei Blankenhain ankamen und dem gepriesenen Lager bei Hochdorf zueilten. Allein hier gab es wieder einen neuen Belag, wie wenig praktische Kriegskenntnisse eigentlich in der Armee waren. Dies Lager bei Hochdorf, bei früheren Reisen der Generalstabsoffiziere durch den damaligen Kapitän, nachherigen General der Infanterie v. Müffling ausgewählt, mochte sich der Theorie nach ganz gut ausnehmen, aber zum praktischen Gebrauch hatte es auch keine einzige der erforderlichen Eigenschaften. Eine isolierte Höhe, die groß genug zu sein schien, auf ihrem Plateau 20—30 Bataillone im Lager aufzunehmen, war ringsum ungefähr in einer Entfernung von 1500 Schritt mit einer Kette anderweitiger Höhen umgeben, hatte kein Wasser und dabei so steile Böschungen, daß außerhalb des einzigen Weges ein Heraufkommen mit Geschütz und Reiterei fast unausführbar war. Ein Korps also, welches auf dieser Bergwarte gelagert hätte, gab dem Feinde die umliegenden Höhen preis, wurde durch die Besetzung derselben förmlich

eingeschlossen und hatte alsdann keine Mittel mehr, auf irgend eine Art sich in eine bessere Lage zu versetzen. Diese Uebelstände wurden denn auch glücklicherweise allgemein gefühlt, und mehrere Offiziere, unter denen auch ich war, bekamen von dem Herzog den Auftrag, für jede Division einzeln, auf der erwähnten größeren Höhenkette so gut als möglich angemessene Lagerstellen auszusuchen. Dies war offenbar das beste: denn bei der gegenwärtigen Art des Kriegführens sind die großen Paradelager, in denen das Heer in lang gedehnten, weit sichtbaren Treffen lagert, in keiner Hinsicht zu empfehlen.

Bei diesem Hin- und Herreiten war es spät Abend und dunkel geworden, wir hatten den ganzen Tag zu Pferde gesessen, nichts gegessen, und dies war Veranlassung genug, daß sich die Umgebung des Herzogs instinktartig nach seinem Quartier drängte, da wir wußten, daß dort für unseren Unterhalt immer fürstlich gesorgt war. In dem alten Schlosse oder Rathause, ich weiß dies nicht mehr bestimmt, war auch für uns in einem sehr großen Zimmer ein langer Tisch gedeckt, indes der Herzog in dem Nebenzimmer blieb und nicht, wie sonst gewöhnlich, zur Tafel kam. Wir waren eben im Begriff, unsern Hunger zu befriedigen und unsere politisch-militärischen Zweifel gegen einander auszutauschen, als sich die Thür öffnete und der König, begleitet von einigen seines Gefolges, schnell durch nach dem Zimmer des Herzogs ging, wobei seine natürliche Gutmütigkeit uns noch ausschalt, daß wir vom Tische aufsprangen, um ihm unsere Ehrerbietung zu bezeugen. Es wurde nun bei dem Herzog beratschlagt, Scharnhorst und einige andere, die bei Tische saßen, auch hinzugerufen, und bei diesem Hin- und Hergehen versäumte man, die Thüre des Konferenzzimmers zuzumachen. Dies war, so

klein dieser Umstand hier auch erscheinen mag, ein wirkliches Unglück; denn nun ward die Beratung eigentlich bald allgemein, und fast jedermann fühlte sich berufen, in diesem offenkundig gewordenen Zustande der Ratlosigkeit seine Meinung zum besten zu geben. Es ist unglaublich, wie schnell dabei für diesen Moment die Schranken der bis dahin bestandenen Militärhierarchie schwankten; die Sache war wahrhaft trostlos, und da ich sie nicht für ohne Einfluß auf die kommenden Begebenheiten halte, so hat es mir nicht überflüssig geschienen, sie als eine Warnungstafel ganz ausführlich zu erzählen. Sobald der Feldherr den Zustand seiner Verlegenheit nicht in seiner Brust oder wenigstens in den vier Wänden seines Zimmers zu verschließen versteht, und das Schwanken des Steuerruders in seiner Hand offenkundig wird, ach! in diesem Augenblick weicht der Genius des Sieges von ihm und von seinen Scharen.

Endlich wurde nach langem Umherreden, besonders auf Betrieb von Scharnhorst, beschlossen, mit den bei Blankenhain befindlichen drei Divisionen bei Anbruch des Tages nach Weimar zu marschieren, diese dort mit der Reserve in einem Lager zu vereinen, während der Fürst Hohenlohe mit dem ihm untergeordneten Heere ein Lager bei Kapellendorf nehmen würde. Die Offiziere des Generalstabes bekamen den Befehl, sogleich nach Weimar zu reiten, um dort Auswahl des Lagers und alles, was darauf Bezug hatte, zu besorgen. Dies war nicht der physischen Beschwerden, aber wohl der einstürmenden Empfindungen wegen ein sehr trüber Nachtritt; es bedurfte in der That nur einer sehr geringen Kriegserfahrung, um die äußeren und inneren Uebel unserer Lage nebst ihren nur zu wahrscheinlichen Folgen deutlich einzusehen.

Als ich mich in Weimar bei dem General Kalkreuth

meldete, fand ich diesen sonst nur aus Spott und Kritizismus zusammengesetzten Mann auch in einer ziemlich veränderten Stimmung. Wenn er auch mehr äußere Haltung als der Herzog behielt, so zeigte sich seine Sprache doch auch schon sehr befangen, und die fortdauernd wiederholte Aeußerung: „So geht es, wenn man die alten Generale bei die Reserve stellt und den Unerfahrenen Vorhut giebt", womit er meine Erzählung über das ihm in seinen Details noch unbekannte Gefecht von Saalfeld begleitete, sprach nur zu deutlich seinen sogar in diesem wichtigen Augenblick nicht erloschenen Haß gegen den Herzog und den Fürsten Hohenlohe aus.

Von Scharnhorst hatte ich noch den speziellen Auftrag bekommen, dafür zu sorgen, daß der Weg von Blankenhain am Eingange von Weimar zum ungehinderten Anmarsch der Kolonne von aller Bagage gereinigt werde. Dies war in der That ein schwieriges Geschäft, denn die Unzahl von Packwagen, welche damals noch die Armee belästigte, war hier wie in einem Labyrinth zusammengefahren, da die Furcht vor den gestern gehörten Kanonenschüssen und ihren Folgen die armen Packknechtsseelen mitunter schon ziemlich zu beherrschen anfing. Indem ich nun so um Mittagszeit des andern Tages beschäftigt war, bald mit Güte, bald mit Gewalt wenigstens den Hauptweg frei zu machen, da es an jedem geordneten Trainbefehl fehlte, kam der König geritten; ich hatte, ganz mit meinem Auftrage beschäftigt, es nicht bemerkt, daß ich das Band, womit man damals die Zöpfe noch einwickelte, verloren hatte, und daß mein seit gestern nicht geordnetes Haar auf dem Rücken los herumflatterte; aber der König hatte es wohl bemerkt und schickte mir einen Adjutanten zu, um mich auf diesen Uebelstand aufmerksam zu machen.

Ich mag es nicht leugnen, daß dies, bei meiner Art, den Krieg anzusehen, eine unangenehme Empfindung bei mir hervorbrachte.

In den zwei Tagen, welche wir in dem Lager bei Weimar zubrachten, häuften sich die üblen Nachrichten über unsere völlige Umgarnung von seiten des Feindes mit jeder Stunde. Die innere Bewegung des Herzogs sprach sich auf eine unbeschreibliche Weise aus. Ich bin selbst Zeuge gewesen, daß er mit der größten Lebendigkeit in seinem Zimmer auf und ab lief und nach einem Offizier rief, der ihm zur Seite stand. Die Stimme über seine Unfähigkeit sprach sich in immer größeren Kreisen, und wie dies dann so geht, mit übertriebener, oft nur durch Persönlichkeit geleiteter Heftigkeit aus. Ein solches Mißtrauen gegen den Feldherrn ist immer ein furchtbares Unglück, aber hier war des womöglich noch dadurch erhöht, daß man wohl den Herzog tadeln konnte, aber doch nichts Besseres an seiner Stelle vorzuschlagen imstande war, worüber ich mir späterhin noch einige Bemerkungen erlauben werde. Denn nicht allein der unglückliche Herzog trägt die Schuld, sondern auch eine Menge mitwirkender außer seiner Macht liegender Verhältnisse; vieles legte man jetzt dem Feldherrn zur Last, welches eigentlich die Schuld der Landesbehörden war. In allen unseren Kantonierungen z. B. trieben sich eine Menge wohlgekleideter, gewandter Weinhändler herum, die uns mit ihren Preiskouranten verfolgten und die, wie wir nachher erfahren haben, verkleidete französische Offiziere waren; sie konnten dies zu unserem großen Nachteil ganz sicher thun, da auch nicht eine Spur von Armeepolizei bei der Mobilmachung angeordnet war. Ebenso war die Verpflegung des Soldaten keineswegs gehörig und am wenigsten im Verhältnis zu den An-

strengungen, denen er entgegengeführt werden sollte, geordnet; sie war nach dem alten Maßstabe des siebenjährigen Krieges angelegt, nicht auf die neueren Kriegserscheinungen berechnet. Dabei herrschte in der Armee selbst ein Begriff von Disziplin, der auf den ersten Augenblick ehrwürdig erschien, bei näherer Prüfung aber doch nicht mehr in die gegenwärtigen Kriegsverhältnisse paßte. Ein Oberst und sehr wackerer Mann sagte mir z. B. im Lager bei Weimar: „Sehn Sie, meine Leute stehen in Kohlgärten im Lager, aber Sie können nachsehen, kein Kohlkopf fehlt.“ Das war von der einen Seite recht schön, aber dagegen hatten die armen Männer nichts als Kommißbrot und eine sehr kleine, nicht einmal täglich gegebene Portion Fleisch, anstatt daß sie zur nahe bevorstehenden Schlacht physisch wohl genährt werden sollten, da von dem Zustande unseres Magens die Stimmung unserer Nerven und von dieser, besonders bei den nicht vollständig geistig entwickelten Menschen, die Kraft unseres Willens abhängt. Wenn man sich einmal entschlossen hat, mit dem Opfer von einigen Tausend Menschenleben eine strittige Frage zu entscheiden, dann kommt es wahrlich auf ein paar Dutzend Kohlköpfe nicht an.

Endlich, nachdem wir erfahren hatten, daß die Feinde ihre Ueberflügelung bereits bis Naumburg ausdehnten, wurde am 13. gegen Mittag der Marsch nach Auerstädt unternommen. So sehr auch ein großer Teil der zum Nachdenken geneigten Offiziere sich das Ueble unserer mutwillig herbeigeführten Lage nicht verhehlte und so in zwar keineswegs mutloser, aber doch sehr ernster Stimmung dem nahen Zusammentreffen mit dem Feinde entgegenging, so muß ich für meine Person doch gestehen, daß der Aufbruch der Armee aus dem Lager, die — der unwillig ertragenen

Unthätigkeit nun enthoben — mit Jubelruf ihre Kriegswanderung antrat, auf einmal jede meiner strategischen Besorgnisse zerstreute und tausend Siegesbilder in meiner Seele hervorrief. So hängt der Mensch auch bei dem ernsten Bestreben, nur den durch die Vernunft gewonnenen Wahrheiten zu gehorchen, doch unwillkürlich von einer Menge äußerer Eindrücke ab, die ihn erheben oder herabdrücken und unaufhörlich den Bibelspruch ‚das menschliche Herz ist ein trotzig und verzagt Ding‘ bestätigen.

Die Armee bewegte sich in einer Kolonne auf der Chaussee, auf der die Division des Generals Schmettau bereits früher als Vorhut vorgerückt war. Sobald das Ganze sich in Marsch gesetzt hatte, rief mich der Herzog und befahl mir eilig, zum Fürsten Hohenlohe nach Kapellendorf zu reiten und diesem zu sagen, „daß der Herzog mit der Armee gegen Auerstädt marschiere, daß der Fürst durch seine Stellung die Flanke dieses Marsches decken und sich in kein Gefecht einlassen solle, bis ihm vom Herzog die weiteren Weisungen zugekommen sein würden.“

Ich eilte so schnell als möglich mit diesem Auftrage fort und berücksichtigte eigentlich nicht die Ausdehnung des Weges, so daß mein sonst sehr tüchtiges Pferd zu ermatten anfing. Dies war ein Fehler, vor dem ich jeden Offizier in ähnlichen Verhältnissen warnen muß, er muß bei jeder derartigen Absendung zwar eilen, aber auch immer daran denken, daß die Kräfte seines Pferdes wirklich bis zu dem vorgesteckten Ziele reichen. Wie ich unter den obigen Zuständen endlich in Kapellendorf ankam, erfuhr ich zu meinem großen Schreck, daß der Fürst vor ungefähr einer Stunde mit seinem ganzen Gefolge zum Rekognoszieren nach der Gegend von Dornburg geritten sei. Das war in Bezug auf meinen Auftrag ein übler Umstand, denn der Fürst

konnte ja gerade die Absicht haben, ein Gefecht einzuleiten. Mir blieb also nichts anderes übrig, als zum Feldpostmeister zu gehen und Kurierpferde zu verlangen, die er mir auch nach einigem Zaudern verschaffte. Der unglückliche, abgetriebene Gaul, den ich nun besteigen mußte, hatte eine solche schwerfällige, erschütternde Bewegung, daß er in ein Klinikum als Rezept für den ärgsten Hypochonder gehörte; Spornen und Peitsche konnten dem kraftlosen Tier nur eine geschwindere Gangart abpressen, bei der er indes jeden Augenblick auf der Nase lag; es war ein wirklicher Armersünderritt. So ging es denn, so gut es gehen wollte, nach Dornburg zu, um auf dem halben Wege zu erfahren: daß der Fürst längs den Feldwachen in der Richtung gegen Jena geritten sei; also wurde nun wieder querfeldein jene Richtung eingeschlagen. Da es mir unmöglich ward, mit meinem Pferde den Fürsten einzuholen, hatte ich das Mißgeschick, ihm bis zum dunklen Abend nach Kapellendorf, wohin er nach vollendeter Besichtigung zurücktritt, immer vergeblich von Posten zu Posten nachreiten zu müssen.

Ich hatte den Fürsten bis dahin noch niemals gesehen und fand an ihm einen ansehnlichen, wohl und fein gebildeten Mann, der nur, wie es mir schien, die Spuren früherer Gichtanfälle mehr, als es für den thätigen Kriegsdienst wünschenswert sein mochte, in seinem ganzen Wesen und besonders in seinen unteren Gliedmaßen zeigte.

Er hörte mich aufmerksam und wohlwollend an und erwiderte meine Bestellung mit einer Uebersicht seiner Stellungsverhältnisse, gab mir die vorläufige Nachricht von der Ankunft des französischen Kammerherren von Montesquiou, der, mit jenem bekannten Friedensbriefe Napoleons versehen, soeben angehalten worden war, während er, was wohl sein Hauptauftrag sein mochte, unsere Stellungen

rekognoszierte. Der Fürst lud mich zu Tische ein und benutzte diese Zeit, in der es sehr froh zuging, womöglich von jenem Kammerherren, der teil an dem Mahle nahm, noch Weiteres herauszupressen, was ihm indes, wie es mir vorkam (da ich in der Nähe saß und jedes Wort hören konnte), nicht besonders gelang. Alles dieses verzögerte bis gegen Mitternacht meine Abfertigung, zu der der Fürst noch hinzufügte: daß er das Schreiben Napoleons, sowie den Ueberbringer desselben bei dem Anbruch des Tages unter sicherer Bedeckung zum Könige schicken würde. Ich bestieg nun wieder mein unter der Zeit ausgeruhtes Pferd, um so schnell als möglich fort zu eilen, aber zum Laufen hilft nicht schnell sein; der ganze Weg, den ich bis Auerstädt nehmen mußte, war so mit Bagagen und nachrückenden Batterien besetzt, daß das Vorbeikommen bei denselben in einer dunklen Nacht zu einem oft lebensgefährlichen Kunststück gehörte, da man jeden Augenblick entweder zwischen zwei Fahrzeuge gepreßt oder in den Chausseegraben gedrängt wurde, wobei noch die durch die Anstrengungen des vorhergegangenen Tages ermüdete Natur ihre Rechte behauptete, so daß ich oft unwiderstehlich auf dem Pferde einschlief und mich nur mit aller Gewalt munter erhalten konnte.

So kam ich erst bei Anbruch des Tages und in dem Augenblick in Auerstädt an, als der Herzog zu Pferde steigen wollte und den Befehl erteilte: die Bagage nach Freiburg zu dirigieren. Sowie ich meine Meldung abgestattet hatte, griff er mit ungewöhnlicher Lebendigkeit mit seiner rechten Hand auf meinen Arm und riß mich mit einer Geschwindigkeit, die mir das Nachfolgen schwer machte und für sein Alter auffallend war, sowohl die Treppe vor dem Hause, als auch nach der Bel-Etage herauf, wo ich in einem großen,

mit Streustroh angefüllten Zimmer den König an einen Tisch gelehnt stehend fand. Der König war ebenfalls in sehr aufgeregter Stimmung, und als ich auf Befehl des Herzogs meinen Bericht abgestattet hatte, wiederholte der Monarch mehreremale: „Gewiß, Friedensanträge in seiner gewöhnlichen Manier (mit Beziehung auf Napoleon), die kennt man schon.“ In dem Augenblick konnte natürlich auf eine derartige einzelne Anzeige nicht mehr Rücksicht genommen werden, und es wurde also beschlossen, die angefangenen Operationen fortzusetzen. Der Herzog, der sich immer sehr menschlich gegen seine Untergebenen zeigte, befahl mir nun, nicht gleich mitzureiten, sondern mich noch etwas zu erholen. Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, als der König sich mit seinem Gefolge zu Pferde setzte; da ich nun nicht allein zurückbleiben wollte, so schloß ich mich an das Gefolge des Königs hier an. Es war ein außerordentlich starker Nebel, so daß man nur wenig Schritte vor sich sehen konnte, und wir ritten so im Schritt eine geraume Zeit weiter, ohne daß ich die Direktion näher zu bezeichnen im stande bin, wobei ein Bataillon, ob absichtlich oder zufällig, weiß ich nicht anzugeben, immer hinter uns hermarschierte.

Als der Nebel etwas gefallen war, kam der Herzog zum Könige und meldete, daß eine Batterie im Nebel mit großem Verlust unerwartet auf den Feind gestoßen sei, sowie einige Verluste, die auf eben diese Art einem Reitertrupp zugestoßen wären 2c., worauf der Herzog den König wieder verließ und ich mich nun meiner Bestimmung gemäß an den ersteren anschloß.

Mit großer Thätigkeit war der Herzog beschäftigt, sich, soviel es der Nebel zuließ, ein Bild des Terrains und der Marschdirektion der Truppen zu verschaffen, und ich muß

es der Wahrheit gemäß erwähnen, daß derselbe hiebei viel mehr Selbstbeherrschung als in den früheren Tagen vor der Schlacht zeigte. Der Kanonendonner hatte dem alten Kriegshelden wieder seine Feldherrenhaltung gegeben. Wir waren eine ganze Zeit beobachtend hin- und hergeritten, als der Herzog zwei Anhöhen entdeckte, die meiner, freilich unvollkommenen Erinnerung nach auf dem Wege nach Kösen, rechts von Hassenhausen liegen mußten. Er faßte diese Höhen scharf ins Auge und rief mit aufgehobener Hand: „Das ist der Schlüssel zum Siege; wenn wir diese Höhen mit Infanterie und Geschütz besetzen, so ist der Sieg unser," und wandte sich nun nach seinem Gefolge um, und da ich in dem Augenblick gerade hinter ihm hielt, so befahl er, zurückzureiten und den anmarschierenden Divisionen zu sagen, daß sie sich in dieser Richtung bewegen sollten. Die Worte des Herzogs waren, ich sollte Truppen heranbeordern, wo ich sie fände. Dies war der letzte Augenblick, an dem ich den Herzog gesehen habe. Ich eilte meinem Auftrage gemäß zurück, fand die Ausführung desselben aber nicht so leicht, als ich sie mir vielleicht gedacht hatte. Denn durch ein mir bis jetzt noch unerklärliches Verhältnis war in diesen vom Feinde noch nicht bedrohten Divisionen bereits ein Zustand großer Unruhe bemerkbar; viele Truppenteile waren eigentlich nicht mehr in der Hand ihrer Führer. So z. B. war die Division von Wartensleben, um eine Wasserpfütze zu umgehen, die gerade auf ihrem Wege lag, beinahe über das ganze Feld verbreitet; eine jede derartige Auflösung muß man aber an solchen Tagen, es koste, was es wolle, zu verhindern suchen. Nachdem ich, so gut es möglich war, meinen Auftrag bestellt und bei den einzelnen Befehlshabern gewesen war, kehrte ich mein Pferd mißmutig, um zu dem Herzoge zurückzureiten. Hier

aber hatte sich vieles und leider nicht zum Guten verändert. Zuerst kam mir ein Zug von einem Grenadierbataillon, dessen Namen ich nicht mehr anzugeben weiß, im vollen Laufen entgegen; alle Mühe, die Leute zum Stehen zu bringen, war vergebens. Nachdem ich diese ihrem Schicksal überlassen und wiederum vorwärts geritten war, begegnete ich einem Bataillon des ehemaligen Regiments Dessau aus Halle, zwar noch zusammen, jedoch mit vorherrschender Neigung, aus dem Schuß zu kommen. Indes gelang es doch dem Bemühen mehrerer Offiziere und Soldaten, das Bataillon wieder zum Frontmachen zu bringen. Ein alter Unteroffizier war dabei besonders thätig, der abwechselnd bat, fluchte und schlug und dabei immer ausrief: „Bedenkt doch, daß ihr die alten Dessauer seid."

Bald darauf erfuhr ich dann auch die unglückliche Verwundung des Herzogs, ohne daß mir jemand sagen konnte, an wen der Oberbefehl übergegangen sei. In diesem sonderbaren Verhältnis schien mir für meine Person ein Zurückreiten zur Reserve unanständig und ich beschloß daher, zu der vor mir im Feuer stehenden Linie zu reiten und an dieser mich so lange fortzubewegen, bis ich mich bei einem Offizier des Generalstabes etwas zusammenhängender über den Gang der Schlacht zu unterrichten im stande sein würde. Ich fand diese Linie, die größtenteils zur Division des Generals Schmettau gehörte, noch in guter Kriegsordnung, jedoch nicht im Vorgehen, sondern auf der Stelle durch vorgezogene Schützen sich mit dem Feinde herumschießend, der sich hinter Hecken und Gräben fast immer verdeckt aufgestellt hatte. Indem ich so hart hinter der Front nach dem linken Flügel herunterritt, sah ich ungefähr gegen den Eingang von Hassenhausen den Feldmarschall Möllendorf, der im Schritt und im Bereich des

feindlichen Tirailleurfeuers ganz ruhig die Linie richtete; es hatte diese Handlung allerdings einen geringen Feldherrenwert, aber sie spricht doch für die Todesverachtung dieses damals achtzigjährigen Greises, der wenigstens hier auf diesem Punkte den jungen Soldaten ein ehrenwertes Beispiel gab. Ich mochte ein paar Bataillonslängen weitergeritten sein, so erblickte ich zu meiner großen Freude den Obersten Scharnhorst, an den ich sogleich heranritt und mich meldete; auch ihm schien es angenehm zu sein, daß er, der bis dahin ganz allein gewesen war, jetzt jemanden zum Versenden um sich habe, und ich erfuhr zugleich von ihm, daß der Herzog ihn gleich am frühen Morgen nach dem linken Flügel gesendet habe, um die Bewegungen desselben zu leiten.

Um diese Zeit fingen mehrere Bataillonskolonnen der Franzosen an, ungefähr in der Entfernung eines kleinen Kanonenschusses unseren linken Flügel zu umgehen; sie wurden zwar von unserem Geschütz, den damaligen Bataillonskanonen, und auch zum Teil mit Effekt beschossen, ohne daß dies jedoch ihren Marsch aufhielt. Deutlich sah ich z. B. mit einem damals ausgezeichnet guten Auge, wie eine unserer Kugeln mit guter Wirkung in die feindliche Masse schlug, die indes mit einer achtenswerten Ruhe die entstandenen Lücken schloß und ihren Umzinglungsmarsch fortsetzte.

Scharnhorst schickte mich nun zu der an unserem linken Flügel haltenden Kavallerie, um diese auf jenen Marsch der Franzosen aufmerksam zu machen und sie zum Entgegenwirken aufzufordern. Es schien dem Anführer dieser Reiterei indes schwer, einen Entschluß zu fassen, und nach langem Beraten wurde beschlossen, den Marsch der feindlichen Kolonnen zu kotoyieren. Ich verkenne es keineswegs, daß ein Reiterangriff auf wohlgeordnete Massen eine

sehr schwierige Aufgabe ist und in der Praxis keine besonderen Resultate giebt; es konnte in der damaligen Lage wohl nur ein vereintes Vorrücken aller Waffen der uns bedrohenden Umgehung mit Erfolg entgegenwirken. Indes konnte unsere Reiterei denn doch hier auf jeden Fall etwas mehr unternehmen. Wenn der Kavallerie durch den Gang der Schlacht einmal eine derartige Aufgabe zugewiesen wird, so muß sie durch unaufhörliches Heranprallen an die feindlichen Massen den Marsch derselben zu hemmen suchen, und dazu sind kleine, sich schnell hintereinander ablösende Angriffe, die die Massen von allen Seiten zu umschwärmen suchen, am meisten geeignet. Die Reiterei soll in einer solchen Lage den Feind, so wie der Jagdhund das Wild, zu stellen suchen, bis die anderen Waffen zur Vollendung des Angriffes herbeikommen können. Da auf die thätige Mitwirkung unserer Reiterei gegen die immer fortdauernde Umgehung nicht zu rechnen war, wir teils zu wenig Infanterie auf dem linken Flügel disponibel hatten, teils auch unsere damalige Taktik nur Linien-, nicht Massenangriffe kannte, so beschloß Scharnhorst, mit dem linken Flügelbataillon nach einer seitwärts liegenden besseren Stellung zur Verlängerung der Linie links abzumarschieren. Das Bataillon, welches dazu bestimmt wurde, hatte noch keinen bedeutenden Verlust vom Feinde erlitten und war dem Anschein nach noch in ganz guter Ordnung. Der Kommandeur ließ reglementsmäßig mit Sektionen links abschwenken, als aber nun angetreten werden sollte, sah man, daß der rechte Flügel des Bataillons das Kommando nicht gehört und in Linie stehen geblieben war. Dieses unglückliche Mißverständnis beider Flügel wiederholte sich mehreremale, und die dadurch entstandene Verwirrung nahm so zu, daß endlich nichts anders übrig blieb, als das Bataillon ruhig

stehen zu lassen, um es nur wieder einigermaßen zusammenzubringen.

Wir waren noch beschäftigt, die gestörte Ordnung unseres linken Flügels wiederum herzustellen, als auf einmal gegen unsere Mitte ein sehr heftiges Kleingewehrfeuer anfing, welches dem Gehör nach von der feindlichen Seite sehr schnell vordrang und in Verbindung mit der mehr erwähnten Umgehung die Stellung unseres linken Flügels sehr mißlich machte. Scharnhorst befahl mir daher, nach jenem Feuer hinzureiten, um mich selbst von dem Gange des Gefechtes zur Bestimmung seines weiteren Entschlusses zu unterrichten. Ich durfte indes leider nicht weit reiten, denn mein Auge erblickte bald, daß die bis dahin fest gestandene Mitte der Division von Schmettau im völligen Rückzuge war. Der General v. Schmettau, sowie die Offiziere gaben sich alle mögliche Mühe, die Leute wieder zum Frontmachen zu bringen, dies gelang zwar auch pelotonsweise, aber nie auf die Dauer. Ich erinnere mich, daß ein junger Offizier auf einen fliehenden Tambour zusprang und, indem er ihm mit dem Degen drohte, zurief: „Schlag Trupp." Mechanisch nahm der Tambour seine Trommelstöcke, schlug zitternd seinen Wirbel, und siehe da, die Macht der Gewohnheit war so groß, daß die ihm zunächst laufenden Soldaten auf dies vom Exerzierplatze her ihnen bekannte Zeichen wirklich Front machten.

Eigentlich hätte ich, so wie ich die Sache jetzt übersehe, nach dem ersten Anblick gleich zu Scharnhorst zurückreiten sollen, allein ein falscher Diensteifer riß mich fort, und ich stürzte mich mitten in diesen fliehenden Haufen, um aus allen Kräften ihn wieder zum Stehen und zum Angriff gegen den Feind zu bringen. Da dieser aber, durch nichts abgehalten, immer stärker auf uns eindrang, so be-

kam ich endlich aus großer Nähe von einem französischen Tirailleur einen wohlgezielten Schuß, der, von oben nach unten gehend, meine linke Lende traf und meiner Dienstthätigkeit ein Ziel setzte. Mein erster Entschluß war, noch zu Scharnhorst hinzureiten, aber bald fühlte ich, daß mir die Kräfte dazu fehlten, und konnte zugleich auch sehen, daß der linke Flügel und unsere ganze Linie bereits auf der Flucht waren und ich daher bei meinem gegenwärtigen Zustande diesem allgemeinen Strome nur folgen mußte. Ich verlor im Anfang sehr viel Blut, mein Stiefel und meine ledernen Unterkleider wurden so gefüllt, daß ich wie in einem Bade saß; dabei stellte sich ein Zustand der Abspannung ein, den ich nur wie ein Mittelding zwischen Träumen und Wachen beschreiben kann. Zwei Soldaten gesellten sich zu mir und leiteten mein Pferd durch das mit Flüchtlingen bedeckte Feld, wobei ich indes doch noch ein paar Bataillonen begegnete, die mit großer Ordnung und Entschlossenheit sich durch nichts abhalten ließen und dem Feinde kühn entgegengingen (ich glaube, es war das Regiment des Königs unter dem Oberst Plötz); allein diese und ähnliche ehrenwerte Handlungen waren nur ein Tropfen im Meer. Indem ich meine Kräfte beinahe zum letzten schwinden fühlte, kam ich bei einem Bauernhause vorbei, wo man mir einen großen Topf mit Wasser aufs Pferd reichte, den ich begierig austrank und mich dadurch ganz wunderbar gekräftigt fühlte. Hätte der Schmerz im Fuß mich nicht verhindert, ich hätte meinem augenblicklichen Gefühl nach zur Schlacht umkehren mögen, und ich glaube, auf diese Erfahrung gestützt, es empfehlen zu können, daß man, wo es nur irgend möglich ist, am Tage der Schlacht gefüllte Wasserfässer durch die benachbarten Dörfer im Rücken der Schlachtlinie zusammenfahren lasse, um ebenso wohl den

Verwundeten als auch den Kämpfenden Gelegenheit zu geben, sich schnell zu erfrischen.

Meine beiden Begleiter brachten mich instinktmäßig immer weiter; ich kam bei unserer Reserve vorbei, die sich zum Rückzug anschickte.

Als wir und mehrere andere Verwundete durch Auerstädt durch waren und in Ermanglung einer anderen Anweisung unseren Weg nach Weimar fortsetzen wollten, erfuhren wir nicht allein durch einzelne uns jetzt ebenfalls entgegenkommende Flüchtlinge die Niederlage des Hohenloheschen Heeres, sondern konnten uns auch leider mit eigenen Augen von der gänzlichen Flucht desselben überzeugen. Von diesem Augenblick an, wo der seltene Fall eintrat, daß sich zwei Heeresabteilungen bei ihrer Flucht kreuzten, wurde die Verwirrung allgemein und bildete ein trauriges Chaos. Besinnungslos lief der eine dahin, der andere dorthin, einzelne Kanonen jagten in wilder Hast ebenso davon, oder die Fuhrleute hatten das Geschütz bereits stehen lassen und suchten sich im vollen Lauf mit den Pferden zu retten; nie werde ich diesen herzzerreißenden Anblick aus meiner Erinnerung verlieren; das mühsam und, wie es schien, unerschütterlich begründete Kriegsgebäude ward hier plötzlich bis in seine Grundfugen erschüttert. Die Verwundeten eilten nun, so gut es ihr Zustand erlaubte, rechts von der Chaussee ab nach den in geringer Entfernung liegenden Dörfern, um daselbst, so gut es anging, einen Ruheplatz zu finden; mir schwebt dabei noch das Bild eines treuen Bedienten vor, der seinen Herrn, einen ebenfalls verwundeten Offizier, auf eine Schiebkarre geladen hatte und mit beinahe übermenschlicher Anstrengung aus dem Getümmel zu retten suchte. Ich hatte mich auf dieser ganzen Flucht noch immer auf dem Pferde

erhalten. Das zuerst verlorene Blut fing, da es nicht auslaufen konnte, an zu gerinnen und setzte der weiteren Verblutung dadurch ein Ziel; als ich aber in dem ersten Dorfe angekommen war und nun vom Pferde absteigen, also meine bisherige Lage verändern wollte, fühlte ich auf einmal den bis dahin nicht beobachteten Mangel von Kräften. Das Absteigen war mir schlechterdings unmöglich, und nur mit Mühe und unter empfindlichen Schmerzen hob man mich vom Pferde und brachte mich in das Dachstübchen eines Bauernhauses, wo man in der Geschwindigkeit etwas Stroh auf den Boden ausgebreitet hatte. Hier empfand ich erst den Umfang meiner physischen und moralischen Schmerzen. Meine Privathoffnungen und der Stolz meines Lebens — das geliebte Vaterland, lagen auf einmal zertrümmert da. Ein gutes altes Mütterchen aus dem Hause nahm sich meiner sehr liebreich an, aber leider verschlimmerte sie noch, jedoch nur aus guter Absicht, meine Lage. Ich bat sie dringend, mir etwas zu trinken zu verschaffen, und sie brachte mir eine recht warme, wohl gewürzte Biersuppe, die ich auch begierig bis auf den letzten Tropfen austrank. Kaum aber hatte ich diese Portion im Leibe, als ich auch das Unbesonnene meiner Handlung fühlte; der fieberhafte Zustand, in dem sich jeder Verwundete befindet, war durch dies Reizmittel noch bedeutend gesteigert; ich fühlte, daß ich dummes Zeug sprach und phantastische Erscheinungen erblickte, hatte indes doch nicht die Willenskraft, sie gänzlich zu unterdrücken, so daß ich zuletzt in einem beispiellos aufgeregten Zustande war. Dieser Kampf mit mir selbst wurde nur einen Augenblick dadurch unterbrochen, daß der gegenwärtige General v. Knesebeck, damaliger Adjutant des Generals Rüchel, zu mir heraufkam und mir versprach, einen Wagen zum Weitertransport zu besorgen, den er

aber vermutlich nicht hat auftreiben können, denn es kam keiner. So blieb ich also eine lange und trübe Nacht meinen Phantasien und meinem physischen Schmerz überlassen, die sich wechselseitig abzulösen schienen. Am andern Morgen verkündete der Schall der Trommel das Einrücken der Franzosen. Meine Wärterin hatte die Thüre zugeschlossen, so daß die ersten Leute, welche die Treppe heraufstürmten, sie nicht aufmachen konnten, wieder fortgingen und bei mir die thörichte Hoffnung erzeugten, daß ich vielleicht unentdeckt bleiben würde. Allein dies dauerte nicht lange; in stärkerer Anzahl kamen sie herauf, schlugen die Thüre ein, und nun erzeugten mir bei meinem hilflosen Zustande zwei Soldaten wohl zu viel Ehre, indem sie mir ihre Bajonnette auf die Brust setzten, um Geld und Uhr von mir zu verlangen. Natürlich gab ich ohne Weigerung einen gut gefüllten Beutel und eine recht hübsche Uhr hin; auch meine Schreibtafel, die ein Gegenstand ihrer Forderung war, konnte ich ruhig hingeben, da sie nichts von Bedeutung enthielt. Sie verließen mich, indem sie sagten, daß sie für mich und die übrigen Blessierten einen Wagen zum Weitertransport besorgen würden. Kurz darauf kam ein französischer Offizier in die Stube und war sehr ärgerlich, als er gewahr wurde, daß seine Untergebenen ihm in Ausübung privater Requisitionen bereits den Rang abgelaufen hatten. Mißmutig blickte er sich in der Stube nach anderweitigen Gegenständen um, wobei ihm meine Stiefel in die Augen fielen; er hob sie auf, sah blanke Sporen daran und fragte mich, ob dies Silber wäre. Aerger und Schadenfreude bestimmten mich dazu, dies zu bejahen, und das Mitglied der großen Nation zog mit meinen Stiefeln und ein paar wohl polierten Stahlspornen ab. Bei diesem periodischen Plündern fiel es mir glück-

licherweise ein, den Versuch zu machen, meine sehr gute Dienstschärpe zu retten, ich stopfte sie mir unter die Weste vor den Leib, und wenn ich durch diesen künstlichen Bauch, in Vereinigung mit den vollgebluteten und zerrissenen Kleidungsstücken, auch ein ganz sonderbares Ansehen bekam, so war es doch für mich ein Glück, wie ich es später erzählen werde, daß ich mir die Schärpe erhielt. Endlich kamen die Soldaten zurück und hatten einen Wagen herbeigeschafft. Nun trugen mich zwei derselben sehr sorgsam herunter, ja, der eine handelte gar dem heiligen Crispinus gleich, denn als er sah, daß ich ohne Fußbekleidung war, so setzte er ohne Umstände ein paar meinem Wirte gehöriger Pantoffeln mit hölzernen Sohlen in Requisition und steckte sie mir an die Füße. Auf den Wagen wurden mehrere Blessierte, Soldaten und Offiziere, so gut es ging, zusammengepackt, und nun ging es über Dörfer, die ich nicht anzugeben weiß, auf Weimar zu. Wir hatten seit 48 Stunden nichts gegessen, und die Natur behauptete endlich doch ihre Rechte, so daß ich, von meinen übrigen Leidensgefährten aufgefordert, dem Kapitän, der uns eskortierte, von unserer Hungersnot erzählte; dieser machte auch gleich in der folgenden Art Anstalt zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Er ging in ein Bauernhaus, bei dem wir eben vorbeifuhren, und kam mit einem großen Topf voll eingekochter Pflaumen und einem ebenso großen Schwarzbrot zurück, welches er beides zu unserer Disposition auf den Wagen setzte. Wir brachen oder schnitten also, so gut es ging, Stücke von dem Brot ab und tauchten dies in das vor uns stehende Mus, um auf diese Weise unseren Hunger zu befriedigen. Mir selbst aber gab der Kapitän, wahrscheinlich weil ich mit ihm in seiner Sprache reden konnte, aus seiner kleinen am Halse hängenden Flasche einen

Schnaps. Am Abende machten wir in einem Dorfe Halt und wurden auf eine Streu abgepackt, der größte Teil von uns, da wir gar keine ärztliche Pflege hatten, in einem sehr verschlimmerten Zustande; hart neben mir starb in der Nacht ein Major Schenk, der am Kopf verwundet war, ohne daß dies eine weitere Veränderung in unserer Lage hervorgebracht hätte. Den Morgen wurden wir wieder aufgepackt und es ging weiter; mein Zustand hatte sich indes bedeutend verschlechtert, ich lag größtenteils besinnungslos da. So kamen wir gegen Abend in Weimar an. Wir Schwerverwundeten, welche man für verloren hielt, wurden vor einem schlechten Gasthofe, ich glaube, er hieß der ‚Goldene Esel', ohne daß ich davon etwas merkte, abgesetzt, und ich kam erst wieder zur Besinnung, als ich in einem Bette lag und nun erfuhr, daß ein ebenfalls verwundeter preußischer Offizier und zwei in gleicher Lage sich befindende preußische Chirurgen Mitbewohner meiner Stube wären.

Ein paar Stunden nach unserer Ankunft stellte sich ein französischer Chirurgienmajor, von einem Weimarschen Chirurgen begleitet, ein, besah mein stark angeschwollenes Bein, machte einen ziemlich starken Einschnitt in die Wunde und schüttelte nachher bedenklich den Kopf, weil, wie er sagte, die Kugel zu tief eingedrungen sei, als daß sie, ohne Sehnen zu zerstören, durch eine Operation herausgenommen werden könne; der Deutsche fügte hinzu, daß ich fortdauernd warme Umschläge von schwarzem Brot auf die Wunde legen sollte, weil sonst der kalte Brand hinzuschlagen würde.

Das Dienstmädchen im Gasthofe, die ebensowohl ihres auffallenden Aeußern als auch ihrer Gutmütigkeit wegen an die Maritorne im Don Quixote erinnerte, übernahm mit großer Bereitwilligkeit das Warmmachen und den Wechsel der verordneten Umschläge, als auf einmal die Schreckens-

nachricht kam, daß der Gastwirt unter keiner Bedingung mehr die Fortdauer des zum Erwärmen der Umschläge nötigen Feuers erlauben wollte. Das schien wirklich sehr übel, die vorhin angeführte Erklärung über die Möglichkeit des kalten Brandes schallte fortdauernd in meinen Ohren, die aufgeregte Phantasie eines Kranken malte mir einen schmerzlichen Tod als unvermeidlich vor, und diese Selbsttäuschung wurde dadurch noch erhöht, daß meine Wunde in der Nacht sehr übel zu riechen anfing. Ich nahm also von alledem, was mir in der Welt teuer war, in Gedanken Abschied, beschloß mich unter keiner Bedingung einer Amputation zu unterwerfen und erwartete, trotz allen Vorsätzen, doch mit einiger Bewegung das Herannahen des Morgens, der, wie ich erwähnte, mir mein Todesurteil verkünden sollte.

Am Morgen kam der Weimarsche Chirurg ganz allein, nahm den Verband ab, und als sich nun übler Geruch noch stärker verbreitete, fing er an zu lächeln, worüber ich bei meiner Unerfahrenheit beinahe ärgerlich geworden wäre. Eine wohlthätige Eiterung hatte sich in der Nacht eingefunden und die von ihm besorgte Gefahr des kalten Brandes war dadurch fürs erste beseitigt.

Die Liebe zum Leben ist, wo nicht Pflicht und Ehre gebietet, einzelne trübe Augenblicke abgerechnet, bei dem größten Teil der Menschen doch unverwüstlich, und so fing ich, nachdem das ärztliche Urteil etwas vorteilhafter ausgefallen war, alsbald auch an, Pläne für meine Zukunft zu entwerfen. Geld zu bekommen, dies war das erste und schwierigste, womit ich mich beschäftigen mußte, denn nicht allein daß ich es zu meinem Unterhalt und meiner Pflege brauchte, so war dies auch das einzige Mittel, mich der Aufmerksamkeit der Franzosen und der daraus folgenden Gefangenschaft zu entziehen. Meine Schärpe war das einzige mir

übrig gebliebene Geldmittel, ich verkaufte sie mit großem Verlust für drei Thaler und mußte Gott danken, auch nur dieses zu bekommen. Meine erste Sorge war es nun, mir im Verhältnis meines jetzigen Schatzes ein frisches Hemd zu kaufen, da das meinige von der Kugel zerrissen und über jeden Begriff vollgeblutet war.

In meiner üblen Lage fiel es mir ein, daß der Herzog von Braunschweig vor der Schlacht mich mehreremale an den Magistrat in Einquartierungsangelegenheiten gesendet hatte, und daß ich dabei besonders mit einem Viertelmeister Wolff in freundliche Berührung gekommen war. Diesen Mann ließ ich nun an mein Krankenlager zitieren, er kam schnell und teilnehmend, denn wenige Stunden nachher erhielt ich und mein Stubengefährte, der Leutnant Costhin, ein Einquartierungsbillet bei einer verwitweten Gräfin Backhoff, der Gattin eines ehemaligen dänischen Gesandten in Wien, die seit ihrem Witwenstande schon seit Jahren in Weimar lebte. Schnell ließ ich mich dorthin tragen, und in dem Hause dieser edlen Frau gewannen meine Lebensverhältnisse eine etwas bessere Richtung; nicht allein daß mir sorgsame Pflege und bessere ärztliche Behandlung zu teil ward, sondern auch der Kreis, in dem die Gräfin Backhoff lebte, widmete mir seine Teilnahme. Die damals regierende Herzogin, eine wahrhaft deutsche Fürstin, schickte mir unaufgefordert den Chirurgen des Herzogs und eine Geldunterstützung, und der Hofmarschall Egloffstein sorgte für die Vervollständigung meiner Wäsche.

So konnte ich meiner, wenn auch langsamen Genesung entgegen sehen, und diese bedeutende Pause, in der ich unthätig an mein Lager gefesselt blieb, scheint mir einen schick-

lichen Punkt zu bilden, an dem ich meine Ansichten über die großen Ereignisse des Krieges und über die inneren Verhältnisse des preußischen Heeres und Staates übersichtlich zusammenstellen kann.

Verschiedentlich habe ich es in diesen Blättern schon angedeutet, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die es der preußischen Regierung unbedingt zum Vorwurfe machen, daß sie den Frieden von Basel geschlossen oder nicht Frankreich bald nach dem Schlusse desselben wieder angegriffen habe. Wenn man alle dabei zu berücksichtigenden Verhältnisse ruhig prüft, so stößt man doch auf einige sehr ernste Bedenken, die der preußischen Regierung wohl einen solchen Entschluß schwer machen konnten. Das Einverständnis der Mächte, welche damals gegen Frankreich kämpften, war fortdauernd höchst unvollständig, jede hatte ihre eigene, den anderen geradezu entgegenstrebende Politik; ihre Kriegseinrichtungen waren, im Verhältnis zu den in Frankreich neugebildeten, unvollkommen; jede von ihnen hatte sich mehr als einmal gegen Preußen recht feindselig ausgesprochen, so daß dies alles zusammengenommen den Eintritt in eine neue Koalition für Preußen mehr als bedenklich machen mußte.

Eine gänzliche Wiederherstellung aller früheren Territorialverhältnisse war wohl nicht möglich, dagegen aber wollte jede Macht aus den wieder zu erwerbenden Trümmern so viel als möglich für sich selbst gewinnen und dagegen den anderen so wenig als möglich zukommen lassen. Die Waffengewalt der Franzosen hatte dies bisherige Gleichgewicht oder die bestandenen europäischen Verhältnisse größtenteils zertrümmert; aber die bekannt gewordenen Kontreprojekte der Koalisierten wollten es auch nicht herstellen, und bei einem solchen Benehmen war der Entschluß Preußens

wirklich schwierig. Sollte es seine Kräfte zur Vergrößerung von Oesterreich oder England vergeuden? Dies Verhältnis war ebenso schlimm als die Eroberungssucht Frankreichs.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn in dieser Epoche Friedrich der Unsterbliche in seiner vollen Manneskraft auf dem Throne gesessen, und wir wirkliche Feldherren und wahrhafte Staatsmänner in seiner Umgebung gefunden hätten, es vielleicht möglich gewesen wäre, einen Plan zu entwerfen, der den Egoismus der verschiedenen Kabinette beherrscht und mit dem kühn und klug geführten Schwerte einen neuen dauerhaften Zustand von Europa herbeigeführt hätte. Aber derartige Männer waren nun einmal weder in Preußen noch in den anderen Staaten da, alle ließen sich von der Zeit fortreißen, keiner verstand sie zu lenken. Selbst von dem in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Napoleon muß man jetzt wohl dasselbe sagen; seine Schöpfungen waren größtenteils nicht im Geiste der Zeit gebildet, und so unterlag auch er diesem Irrtum, der wahrscheinlich ebenso einen großen Teil der Gebilde des Wiener Kongresses töten wird.

Wenn man dieses alles nun ruhig erwägt, so möchte man doch wohl die Ansicht, daß Preußen seit dem Basler Frieden keine besondere Aufforderung zu einem Kriege gegen Frankreich hatte, nicht für ganz unbegründet halten. Seit dem Durchmarsche Napoleons durch Ansbach stellte sich die Sache Preußens allerdings viel schwieriger, hier war die Nationalehre öffentlich gekränkt, und dies kann ein selbständiger Staat, die Friedensliebhaber mögen dagegen deklamieren, was sie wollen, niemals dulden; wer einen Schlag ruhig hin-

nimmt, muß darauf gefaßt sein, ihn nächstens doppelt wieder zu bekommen. In meinen Augen bleibt daher die Handlung des Grafen Haugwitz, der eine derartige erhaltene Beleidigung durch das Wundpflaster von Hannover wieder gut zu machen wähnte, eine ebenso leichtsinnige als pflichtwidrige That; indes muß ich doch zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß Preußen bereits früher, wenn auch in kleinerem Maßstabe, Territorialverletzungen an der Demarkationslinie von Oesterreich parteiisch, von Frankreich zu demütig erduldet hatte. Die Hauptschuld der preußischen Regierung liegt hier auf dem Gebiete der Unterlassungssünden.

Was mußte sich die preußische Regierung bei dem Abschlusse des Basler Friedens sagen? Du stehst eigentlich ganz allein in Europa da, deine ehemaligen Verbündeten grollen dir, daß du sie verlassen hast, und die Regierung in Frankreich ist zu heterogener Natur, als daß du mit ihr in eine engere Verbindung treten kannst, du mußt dich also auf dich selbst stützen können. Der Krieg hat bei allen Mächten ihre Streitkräfte bedeutend erhöht, in Frankreich sind demnächst noch durch eine bessere Komposition des Heeres neue und sehr beachtenswerte Kriegselemente hinzugetreten, du mußt also, soweit es nur irgend möglich ist, deine Streitkräfte in gleichem Verhältnis verstärken und verbessern, um dadurch der Chancen, die der Wechsel der Begebenheiten ganz gewiß herbeiführen wird, immer Herr zu bleiben. Die Neutralität in einem allgemeinen Kriege erfordert ebenso ein wohlgeschliffenes Schwert, als der Krieg selbst.

Daß der damalige Zustand von Europa noch einen großen allgemeinen Krieg herbeiführen würde, wurde schon zu jener Zeit in zahlreichen Kreisen, nur nicht in dem

preußischen Kabinette eingesehen. Statt jeden neuen Landeserwerb, so wie es Friedrich der Große gethan, zu einer verhältnismäßigen Erweiterung der Kriegsmacht zu benutzen, fing man dagegen, ohne die Lage von Europa nur irgend zu berücksichtigen, ganz behaglich an, die Meinung zu verbreiten, daß die Ausgaben für den Kriegsstand zu groß und man darin einen Nachlaß eintreten lassen müsse. Welchen Weg der preußische Staat bei seiner eigentümlichen Lage bisher gegangen sei, und auch noch fortdauernd gehen müsse, dies zu berücksichtigen, fiel keinem der Friede predigenden Herren ein. Einsichtsvolle Staatsmänner prüfen und berichtigen jede ihrer Unternehmungen durch die Erfahrungen der Geschichte, selbstgefällige Thoren begnügen sich dagegen mit einer flüchtigen Ansicht des Augenblicks und dem hochmütigen Vertrauen auf ihre neugebackene Weisheit. In jedem Staate sind die erforderlichen Mittel zur Erhaltung seiner Selbständigkeit unbestritten das erste, alles andere Zerstörte kann man wieder gewinnen, nur diese nicht: wem diese Ansicht einseitig soldatisch vorkommen sollte, den bitten wir, einen prüfenden Blick in die Geschichte zu werfen. Für Preußen aber war die obige Vernachlässigung doppelt nachteilig, da die Kraft desselben nicht ausschließlich auf seiner Volksmenge, seinem zusammenhängenden Gebiet wie z. B. bei Frankreich und Rußland ruht, sondern zu einem großen Teil durch ausgedehnte Rüstungen ersetzt und in einem Gleichgewicht mit den übermächtigen Nachbarn gehalten werden muß. Die heutzutage durch so manche Schriftsteller verbreitete Ansicht, die Kriegsausgaben mehrerer Staaten zusammenzustellen, um daraus allgemein gesetzgebende Verhältniszahlen abzuleiten, ist lächerlich; kein Staat bestimmt sich selbst und willkürlich den Umfang seiner Kriegsausgaben, sondern seine Nach-

barn und dereinstigen Feinde. Die Kosten für Dämme und ähnliche Schutzwehren in Holland sind gewiß viel größer als die der Schweiz, aber deswegen kann es doch keinem vernünftigen Menschen einfallen, der niederländischen Regierung wegen der Ausgaben für ihren ‚Waterstaat‘ Vorwürfe zu machen; denn sie sind durch die Lokalität begründet. Mit der Besitznahme von Südpreußen hatte man bereits unter Friedrich Wilhelm II. jenes Beschränkungssystem im Umfange des Heeres angefangen, indem man, trotz dieses Erwerbes, die Armee nur unbedeutend verstärkte. Dies war damals schon ein politisches Uebel, dessen Beibehaltung indes unter der gegenwärtigen Regierung, bei der immer schlimmer werdenden Lage von Europa, im höchsten Grade nachteilig ward. Daß das preußische Heer ebensowohl seinem Umfange als seiner Zusammensetzung nach zu einem Kampfe mit Frankreich nicht hinreichend sei, dies war eine Meinung, die mehrere nicht zu verachtende Stimmen bereits mündlich und schriftlich zu jener Zeit ausgesprochen haben, die aber leider von der Regierung nicht berücksichtigt wurde. Wenn nicht ein Fürst auf dem Throne sitzt, der wirklicher Feldherr, also auch zugleich Staatsmann ist, oder wenn der Fürst nicht durch ein glückliches Geschick einen Premierminister wählt, der ihn in der obigen Hinsicht ersetzt, so fällt die Lenkung der äußeren Staatsangelegenheiten und dadurch endlich auch die des ganzen Staates in die Hände der sogenannten Diplomaten, und das ist gewöhnlich ein großes Unglück. Dies Uebel muß noch größer werden, wenn zwei so bodenlos leichtsinnige Menschen wie der Minister Graf Haugwitz und der geheime Kabinettsrat Lombard zugleich ihren diplomatischen Einfluß in einem Staate ausüben, und dies war der erste Grund, daß Preußen sich

nicht unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm III. in einen fortschreitenden rüstungsfähigen Zustand setzte. Ein zweiter Grund kam leider von einem Teil der Kriegsanführer selbst her, die entweder aus übertriebenem Dünkel mit einigen preußischen Bataillonen durch ganz Europa ziehen zu können glaubten, oder denen, wie wir es später sehen werden, offenbar die Kenntnis zum Entwurf eines zusammenhängenden Verteidigungssystems fehlte. Der dritte Grund, der uns in unserem damaligen behaglichen Einschläferungsgange fortwandeln ließ, kam von einem sehr großen Teil der Zivilbeamten her, die entweder bei ihrer einseitigen Amtsbildung die Notwendigkeit einer Kriegsausgabe nicht begreifen konnten, oder auch mitunter kleinlich-neidisch das bisherige Uebergewicht des Kriegsstandes möglichst beschränken wollten. Zu diesem allen gesellte sich ein Teil der öffentlichen Meinung, doch hauptsächlich nur in den Großstädten: der zunehmende Lebensgenuß wollte keine neuen Auflagen, sondern die Herabsetzung der alten. In dem Augenblick einer großen Weltkrisis suchte materielle Genußliebe unter dem Deckmantel kosmopolitischer Ansichten sich, so gut es anging, zu verbergen. Wo es von dem Staate etwas zu empfangen galt, da waren sie die entschiedensten Patrioten, wenn sie aber geben sollten, dann wurden sie auf einmal friedliche Weltbürger.

So wurde, mit Ausnahme der Exerzierspielereien, alles, was das Kriegswesen anbetraf, unglaublich vernachlässigt. Die Festungen ließ man verfallen; ein Entwurf, die Armee mit neuen Gewehren zu versehen, blieb unausgeführt, und eine beabsichtigte Verstärkung des Heeres mit 60 Reserve- oder Milizbataillonen blieb auf dem Papiere stehen. Der König für seine Person war nicht ohne Be-

sorgnis. Es wurde eine Kommission unter dem Feldmarschall v. Möllendorf niedergesetzt, um Vorschläge über die nötigen Veränderungen im Kriegswesen zu machen. Ihr großes Resultat, was ich selbst in den Akten gelesen habe, war, — daß bei einer neuen Mobilmachung bei jedem Bataillon ein Packknecht weniger gestellt werden könne.

Der König hat mir späterhin einmal im Vertrauen erzählt, daß, als die Probe mit den oben erwähnten neu einzuführenden Gewehren bei der Potsdamer Garnison gemacht werden sollte, man alles dazu in seiner Gegenwart bereitet, nur vergessen habe, kalibermäßige Patronen anzuschaffen; er fügte hinzu: „Ich verlor den Mut, mit solchen Leuten Krieg zu führen.“ Freilich hätte er diesem allen durch seinen Willen und vor allem durch eine bessere Wahl der leitenden Personen abhelfen können, aber dazu fehlte es ihm an Selbstvertrauen, und so kam er dahin, es für ein Glück anzusehen, wenn ein Tag ruhig vorübergegangen war. Die vielfachen Aufforderungen, eine entschlossene Politik anzunehmen, verdrossen ihn; er sah in ihnen nur einen Eingriff in sein königliches Ansehen, nicht einen in außerordentlichen Verhältnissen treu gegebenen Rat und entfernte sich so immer mehr von denen, die ihm in der bevorstehenden Krisis nützlich hätten helfen können, um sich an diejenigen anzuschließen, die um jeden Preis ruhig bleiben wollten.

Man könnte mir vielleicht die Einwendung entgegenstellen, daß ich aus lauter Rüstungsliebe mich über die dazu disponiblen Quellen täusche, indes läßt sich hierauf, wie ich meine, in der folgenden Art ziemlich entscheidend antworten.

Im Jahre 1813 stellte der preußische Staat, wie

wir es später sehen werden, über 300000 Mann, und es leidet also keinen Zweifel, daß er bei dem Umfange von 1805/6 mindestens 400000 Mann aufzubringen im stande war, daß also die Stellung einer Armee von 200000 Mann, die, unabhängig von den nötigen Besatzungen, so disloziert wurde, daß sie in einer kurzen Frist im Felde erscheinen konnte, eigentlich als gar keine schwierige Aufgabe angesehen werden konnte. Was übrigens die dazu erforderlichen Geldmittel anbetrifft, so muß man, da der Krieg von 1806/7 dem Staate und den Privatpersonen gewiß über 200 Millionen gekostet hat, wohl zugeben, daß eine außerordentliche Ausgabe von 100 Millionen, die vollkommen zu den obigen Zwecken ausgereicht hätte, allen Teilnehmern 50 Prozent erspart und noch obendrein bei richtiger Verwendung das innere Gewerbe des Staates bedeutend belebt hätte, während sie nun mit allem übrigen, sei es als Kriegskontribution oder gemachte Schuld, dem Landesvermögen gänzlich entging. Nur durch ein im Verhältnis der Zeitläufte angemessen fortschreitendes Verteidigungssystem konnte der preußische Staat seine Existenz und sein durch den Basler Frieden begonnenes Neutralitätssystem ehrenvoll sichern. Napoleon war in diesem Zeitraume noch zu kalt berechnend, als daß er nicht bei einem solchen vernünftigen Gange der preußischen Regierung sogleich seine Sprache geändert haben würde. Nur nachdem er unsere Lethargie und moralische Schwäche erkannt hatte, ward er übermütig. Wenn es noch eine Möglichkeit gab, einen dauerhaften Frieden in Europa zu stande zu bringen, so konnte dieser nur auf die kriegerische Stellung Preußens, als der einzigen bedeutenden neutralen Macht, begründet werden; aber so ist das Benehmen der Menschen und ihre Verblendung gegen

den in den Weltereignissen ausgesprochenen Gang der Vorsehung.

Ebenso zweckwidrig und unvollständig wie der eben geschilderte Gang der Kriegsleitung wurden nun auch, nachdem es keinen Winkel zum Ausweichen mehr gab und der Krieg unvermeidlich war, die speziellen Vorbereitungen zu dem Feldzuge des Jahres 1806 getroffen. Es wird wenig Kriege geben, in denen in dieser Hinsicht so zahlreiche, oft unbegreifliche Fehler aufeinander gehäuft wurden.

Gegen die französischen Streitkräfte wollte man einen Krieg anfangen, sie aus Deutschland hinauswerfen, und zog doch nicht einmal die ganze preußische Armee zusammen!!! Das ganze in Ostpreußen befindliche vorzügliche Armeekorps und wenigstens noch 20 000 Mann blieben unnütz in den Festungen zurück, des Korps des Herzogs von Württemberg aber teilnahmslos wenige Meilen vom Schlachtfelde.

Mit Napoleon, einem gewiegten Feldherren, wollte man Krieg führen, und versäumte es, zu einer notwendigen Basis an der Elbe, sich in Wittenberg, Dresden und Königstein festzusetzen. Ob man durch das Magazin- oder das Requisitionssystem sich verpflegen wolle, ob bei den französischen Biwaks man die Zelte und den damit verknüpften Troß wirklich beibehalten könne, diese bei dem Entwurf eines Operationsplanes so wichtigen Gegenstände blieben ganz unerörtert, und man beschäftigte sich statt dessen mit einer Menge von Bewegungsentwürfen, die wenig oder gar keine Rücksicht auf den Umfang und die Beschaffenheit unserer Streitkräfte, ihr Verhältnis zu denen des Feindes nahmen. Eine der ersten Operationsideen, mit der man sich lange beschäftigte, war die Ansicht, schnell nach Franken vorzugehen und so die in Süddeutschland noch in vereinzelten Quartieren stehenden Korps der französischen Armee zu überfallen.

Nach diesem Plan sollte die Armee in zwei Heere zerlegt werden, das eine unter dem Befehl des Fürsten Hohenlohe auf der Straße von Plauen nach Bayreuth vorrücken, der Herzog von Braunschweig mit der zweiten Armee auf der Frankfurter Straße um den Thüringer Wald herumgehen, 10000 Mann sollten den Thüringer Wald besetzen und Rüchel mit einem besonderen Korps nach Hessen rücken. Die Armee ward dadurch auf eine beispiellose Art zersplittert, und keiner dieser an dem Schreibtisch herumgestreuten Teile konnte auf dem Felde einen anderen wirklich unterstützen. Ich muß es gestehen, mir ist es unbegreiflich, wie ein Mann wie der Fürst Hohenlohe sich von einem solchen Plan auch nur einen Augenblick konnte irre leiten lassen.

Der zweite Plan, den der Herzog von Braunschweig entworfen oder wenigstens dem Könige den 25. September überreicht hatte, war offenbar taktisch besser wie der vorige; nach diesem sollte die Armee in sechs Kolonnen in der Richtung auf Meiningen und Hildburghausen durch den Thüringer Wald gehen, das Heer blieb also zu einer zu erwartenden Hauptschlacht mehr vereinigt. Ob aber die gewählte Direktion gut war, konnte man wohl bezweifeln; einmal blieb die Hauptstraße aus Franken und Sachsen ganz unbeachtet, und dann schien die gewählte Gegend, mit dem Thüringer Walde im Rücken, für unsere damalige Taktik auch nicht zu einem vorteilhaften Schlachtfelde geeignet.

Meiner geringen Ansicht nach mußten wir, nachdem der Kurfürst von Hessen sich durch die Neutralität von uns hatte trennen lassen, nicht über den Thüringer Wald vorgehen, sondern in Sachsen eine Schlacht annehmen, und zwar in einer unserer Taktik angemessenen Gegend; unsere

versammelten Streitkräfte reichten nicht zu ausgedehnten Operationen zu. Die Lage der französischen Quartiere zeigte es deutlich, daß wir auf unserem linken Flügel angegriffen werden würden. Daß Napoleon vor unserer Front in einem großen Bogen herummarschieren würde, um nach unserem rechten Flügel zu kommen, war doch wirklich von ihm nicht zu erwarten. Ueberdem gab es zwei politische Rücksichten, die, wie es mir scheint, einen entscheidenden Einfluß auf unsere Operationen ausübten. Einmal mußten wir solange als möglich es zu erhalten suchen, daß unser linker Flügel immer in einer direkten Kommunikation mit Oesterreich blieb, und zweitens, es koste was es wolle, Dresden und dadurch den Kurfürsten, sowie die sächsischen Streitkräfte in unserer Hand behalten. Zu diesem wichtigen Zweck mußten wir die Straße nach Dresden nicht dem Feinde preisgeben, vielmehr alle einigermaßen festen Plätze an der Mittelelbe besetzen; nur dann konnten wir ruhiger einer Schlacht entgegensehen. Verloren wir die Schlacht, so gaben uns die Elbplätze einen baldigst zu erreichenden Rückzug und eine Abschnittslinie, hinter der wir uns schnell sammeln konnten.

Zu den damaligen Streitpunkten in der Armee gehörte auch die Frage: welches die eigentliche Rückzugslinie des preußischen Heeres sei, und viele hochgeachtete Männer entschieden sich für Magdeburg und Berlin; ich muß gestehen, daß ich aus folgenden Gründen damals schon diese Absicht nicht teilen konnte. Wurden wir bei Dresden über die Elbe gedrängt und behielten diesen Platz, so war deswegen Berlin noch nicht verloren; Magdeburg und Wittenberg, sowie unsere Stellung hinderten den Feind daran; standen wir dagegen bei Magdeburg und Berlin, und Dresden ging verloren, so war unsere Kommunikation mit

Schlesien mehrfach gefährdet. Die Straße über Dresden war die sicherste Verbindungslinie mit den zu erwartenden Russen und deckte am besten unsere polnischen Provinzen.

Diese eben geäußerten Ansichten wären vielleicht unseren Verhältnissen am angemessensten gewesen, ohne deswegen behaupten zu wollen, daß sie die einzigen waren, welche wir bethätigen sollten; denn selbst einen minder guten Plan kann man im Kriege durch eine größere Energie und Ausdauer in der Ausführung in einen siegreichen verwandeln. Die strategischen Kenntnisse sind eine schöne Sache, aber sie sind jederzeit von der Kraft und dem Geiste, mit denen sie ausgeführt werden, abhängig, erhalten durch die letzteren ihren eigentlichen Wert. Bei der geschilderten Unentschlossenheit und strittigen Ansicht, welche unter den preußischen Feldherren herrschte, erhielt Napoleon ein leichtes Spiel. Viel zu lange hing man an dem Gedanken, über den Thüringer Wald zu gehen, und vernachlässigte dabei ganz die Straße von Plauen nach Dresden. Scharnhorst hat mir gesagt, daß der General Tauenzien den Auftrag gehabt hätte, sich von Hof auf dieser Straße nach der sächsischen Hauptstadt zu ziehen, und nur nach seiner eigenen Ansicht den Rückweg nach Neustadt gewählt habe. Ist dies der Fall, so muß man es als eines der gröbsten Versehen in dem ganzen Feldzuge ansehen; denn nicht allein, daß dadurch der Weg zu einer Veränderung in der sächsischen Politik gebahnt wurde, so erhielt auch Napoleon eine viel größere Unabhängigkeit, um unseren Flügel zu umgehen.

Der unglückliche Ausgang des mutig, aber sehr übereilt unternommenen Gefechtes bei Saalfeld drängte endlich das preußische Heer ganz auf das linke Saaleufer, ein Uebelstand, der vielleicht allein schon als eine Niederlage

anzusehen war. Wenn der Verteidiger eine eingeschnittene Linie, wie hier die Saale, vor seiner Front hat, die ihn vom Feinde trennt, so wird dies gewöhnlich als eine gute Defensivstellung angesehen. Nach meinen Erfahrungen muß ich dies nicht allein verneinen, sondern auch davor warnen; denn wenn man nicht an dieser Grabenlinie Brückenköpfe besetzt behält, die uns erlauben, auf dem anderen Ufer zu streifen, so verliert man sogleich alle Kenntnis von dem Unternehmen des Feindes, man kann in einer solchen Lage gewiß sein, daß man überrascht und unter nachteiligen Umständen zum Schlagen gezwungen wird.

Nachdem wir einmal auf das linke Saaleufer gedrängt waren, war es das einfachste und angemessenste, durch einen Linksabmarsch uns schleunigst der Elbe zu nähern, dadurch vereinigten wir uns nicht allein mit dem bei Halle angekommenen Korps des Herzogs von Württemberg, sondern konnten uns auch ein angemessenes Schlachtfeld aussuchen. Statt dessen wurde nun aus einem Gemisch von Unentschlossenheit und einzelnen strategischen Ansichten beschlossen, den Feind in der Gegend von Weimar zu erwarten.

Zu den großen Uebelständen, welche die Unfälle des preußischen Heeres herbeiführten, muß man auch die unvollkommene Formation des Heeres mit hinzunehmen, hier war alt und neu bunt durcheinander gewürfelt. Daß die Armee zu diesem Feldzuge in Divisionen, jede aus allen Waffen zusammengesetzt, gebildet war, konnte man als eine bedeutende Verbesserung ansehen, die jedoch nur dann ihren vollen Wert entwickeln kann, wenn Anführer und Soldaten im zweckmäßigen Gebrauch einer solchen Einteilung unterrichtet werden. Wer sich Divisionen aus allen Waffen bildet, um solche nach dem alten Gebrauch, Arm an Arm, wie auf dem Revueplatze, aufzustellen, kennt ihren Wert

nicht. Brigaden, Divisionen, Korps, insofern jede dieser Abteilungen selbständig aus allen drei Waffen besteht, müssen wie einzelne Schanzen betrachtet werden, die nur dann nützlich sind, wenn sie in angemessener Entfernung von einander gebraucht werden und sich so, in freier Entwicklung ihrer eigenen Kräfte, zur Erreichung eines großen Zweckes, wechselseitig unterstützen können.

Es war ein Unglück, daß der Fürst Hohenlohe in gewisser Art durch den Befehl des Herzogs von Braunschweig in der Stellung von Kapellendorf festgehalten wurde; sobald die Feinde den Landgrafenberg genommen hatten und nicht gleich wieder heruntergeworfen werden konnten, war es gewiß nicht gut, mit einem im Verhältnis schwachen Korps auf jenem Punkt eine Schlacht anzunehmen, die bei unserer damaligen Taktik mit den langen flottierenden Bataillonslinien nur mit einer völligen Niederlage enden konnte. Ebenso konnte der Flankenangriff, den späterhin der General Rüchel von Weimar aus unternahm, nachdem der Fürst Hohenlohe bereits gänzlich geschlagen war, und bei dem er seine Bataillone gar nur zwei Mann hoch gestellt hatte, auch nur ein trauriges Resultat geben. Bei Auerstädt dagegen war es von preußischer Seite eine Kunst, die Schlacht zu verlieren, alles stand dort eigentlich zu unserem Vorteil; wenn wir unsere Mittel gehörig verwendeten, mußte das Korps von Davoust vernichtet werden. Der Herzog schien, wie ich es auch anzudeuten versucht habe, die Absicht zu hegen, den linken Flügel zu refüsieren und mit dem rechten zu schlagen. Obgleich das entgegengesetzte das bessere gewesen wäre, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn der Herzog unverwundet blieb, wir auch auf diesem Wege die Schlacht gewannen; denn Zahlen- und Terrainverhältnisse, alles sprach günstig für uns,

wenn nur irgend eine zusammenhängende Leitung blieb. Ja, selbst als der Herzog gefallen war und die drei ersten Divisionen ohne Leitung im Gefecht standen, hatte der General Kalkreuth mit den unter ihm stehenden zwei Divisionen den Sieg in seiner Hand, wenn er auf diesem ganz zu übersehenden Terrain links abmarschierte, die einzelnen feindlichen Bataillone, welche uns umgehen wollten, aufrollte und sich so in die rechte Flanke des noch immer in der Front beschäftigten Feindes warf. Das Korps von Davoust mußte mit mäßiger Anstrengung auf diesem Wege zerstört werden. Es war einmal in dem Buche des Schicksals unsere Niederlage verzeichnet, aber nichtsdestoweniger hat Kalkreuth, der sich für den ersten Feldherrn hielt und alle andern verspottete, sich eines großen Fehlers schuldig gemacht.

Diese Kette von strategischen und taktischen Mißverhältnissen wäre schon genügend, unsere Unfälle zu erklären, indes wird dies noch einleuchtender werden, wenn ich jetzt eine Schilderung des damaligen Zustandes des preußischen Heeres versuche, dieser einst von ganz Europa mit Recht bewunderten Einrichtung, welche jetzt in sich zerfiel, weil man es versäumt hatte, sie zur rechten Zeit nach den neuen Entwicklungen im Staaten- und Kriegsleben umzubilden. Alle menschliche Einrichtungen erhalten ihren Wert durch das Verhältnis, in dem sie zu den Ansichten der rastlos fortschreitenden Zeit stehen, und doch giebt es trotz dieser großen Wahrheit immer noch Thoren, die den Strom der Zeit mit der lächerlichen Erhaltung des Bestehenden, d. h. des Altabgelebten, bannen wollen.

Friedrich Wilhelm I., dem nicht allein der preußische Staat so viel, sondern ganz Europa die Grundlagen zu einer verbesserten Administration dankt, hatte bei der Er-

richtung des Heeres auf ein beständiges Zusammenhalten der zwischen 60—70000 Mann bestehenden Kriegsmacht gerechnet, während in den übrigen Staaten damals noch zur Zeit des Friedens größtenteils Reduktionen oder ungemessene Beurlaubungen die Kriegsmacht gänzlich verfallen oder wenigstens sehr zusammenschrumpfen ließen. Durch diesen genial aufgefaßten und musterhaft ausgeführten Gedanken bekam der preußische Staat, der damals kein zusammenhängendes Ganzes bildete, sondern aus zerstreuten Inselgebieten bestand, nicht allein eine bis dahin nicht geahnte Wichtigkeit unter den übrigen Mächten, sondern zugleich auch einen für seine Zeit vortrefflichen Haushalt, da auf anderem Wege die Erhaltung einer so bedeutenden Streitkraft unmöglich gewesen wäre. Was auch ein Teil unserer heutigen Schriftsteller dagegen einzuwenden versuchen möchte, es läßt sich Schritt vor Schritt nachweisen: daß durch diese Heereserhaltung ein innerer regelmäßiger Geldumlauf in dem preußischen Staate begründet wurde, der den Grund legte, auf dem sich die größtenteils ungünstig belegenen Provinzen ihren Wohlstand zu erbauen anfingen.

Zwei Verhältnisse fingen indes bald nach Annahme des eben geschilderten Planes an, eine in ihren Folgen nicht günstige Abänderung desselben herbeizuführen. Erstens hatte Friedrich Wilhelm I. eine ihn mächtig beherrschende Vorliebe für große, lang gewachsene Menschen. Das Inland konnte nicht so viel große Männer, als der König zu haben wünschte, herbeischaffen, wohl aber fand man diese in dem buntscheckig zerstückelten Deutschland; da indes bei dem König fortdauernd Liebhaberei und Oekonomie sich wechselseitig zügelten, so kam man endlich auf den Ausweg, den Kapitänen und Rittmeistern zu erlauben, außer der Revue bis zur Hälfte ihrer Kompagnien und Eskadronen

die Soldaten in die ihnen zugewiesenen Kantons oder Ergänzungsbezirke zu beurlauben, um für die so ersparten Löhnungen große Ausländer anzuwerben.

Der zweite Grund zu einer großen Veränderung des ersten Planes lag in einer Unbehilflichkeit der damaligen Zeit. Des Königs Grundgedanke war eine allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste, dem er auch redlich und als achtenswertes Beispiel sich selbst und die Prinzen seines Hauses unterwarf. Der weiteren Ausführung dieses richtigen Gedankens setzten indes die Sitten der Zeit und der scharfe Unterschied der Stände große Schwierigkeiten entgegen. Der Adel fand sich bald darein, gegen die Aussicht der Weiterbeförderung seine Dienste von unten anzufangen, und der Bauer, so wie der ärmere Bürger unterwarf sich der neuen Dienstpflicht ebenso aus patriotischem Gefühl als gewohnter Resignation. Nur mit dem reicheren Bürgerstande gab es schwierige Verhältnisse. Auf weitere Beförderung zu dienen, hatten nur wenige von ihnen Lust; sich mit dem unterthänigen Bauer in Reih und Glied zusammenzustellen und der auf diesen berechneten Zucht zu unterwerfen, widerstrebte der Zeitansicht. Das neue Kantongesetz wurde in Hinsicht des reicheren oder gebildeten Bürgerstandes zuweilen mit roher Gewalt von den unumschränkt handelnden Hauptleuten ausgeübt, man holte z. B. Kandidaten von der Kanzel, um dem Kalbfell zu folgen. Dies alles gab eine Gegenwirkung, und da zu dieser geschickt die Besorgnis hinzugefügt wurde: daß Handel und Gewerbe durch die allgemeine Einziehung leiden könne, so kam man endlich auf den übelsten aller Auswege und befreite die Besitzer eines gewissen Vermögens gegen eine in die Werbekasse zu bezahlende Abgabe von der Einstellung. Unbestritten hat Vermögen und Besitz eine viel größere Ver-

pflichtung, das Vaterland zu verteidigen, als der arme Taglöhner, und doch sind die Reichen immer schamlos genug, sich von dieser Pflicht loszumachen, glauben viel zu thun, wenn sie sich mit ein paar hundert Gulden loskaufen.

Diese beiden angeführten Veränderungen gaben dem ursprünglich nationalen Heer nach und nach eine ganz veränderte Gestalt.

Durch das Beurlaubungssystem wurden nicht allein eine Menge später noch zu erörternder Pflichtwidrigkeiten herbeigeführt, sondern auch die in der Anlage beabsichtigte stets bereite Rüstungsfähigkeit des Heeres ging ganz verloren. Kein preußisches Bataillon konnte schnell marschieren, es mußte erst seine oft entfernten Beurlaubten abwarten.

Die angegebene ausländische Werbung führte auch mehrere dem Werte des Heeres nachteilige Verhältnisse herbei. Bis zu dem siebenjährigen Kriege blieb den Kompagnie- und Eskadronchefs die Beurlaubung und Werbung auf eigene Rechnung überlassen, und man sah bei der Anwerbung neben vorteilhaftem Aeußeren doch auch immer etwas auf gute Führung. Im Laufe dieses blutigen Kampfes indes mußte der König zur Ersetzung des großen Abganges selbst Rat schaffen und sich deshalb oft an Abenteurer wenden, die ihm, mit Anwendung von Gewalt oder Verführung, neben einzelnen guten Menschen den Abschaum aller Länder zuführten. Während des Kriegs selbst konnte man, bei der Beschränktheit der preußischen Ersatzquellen, unmöglich anders verfahren, man mußte Gott danken, Menschenfiguren aufzutreiben, ohne auf ihren moralischen Wert zu sehen; allein dadurch ging auch nach und nach die Achtung für sittliche Würde ver-

loren, was ein trauriges Erbteil der kommenden Friedensjahre wurde.

Nach dem Hubertusburger Frieden bestimmte der König, daß die Kompagnien und Eskadronen außer der Exerzierzeit nur 76—80 Mann bei den Fahnen behalten, die übrigen für königliche Rechnungen beurlauben sollten.

Von den bedeutenden Summen, die dadurch erspart wurden, gab der König zuerst, je nachdem er mit dem Benehmen der Regimenter im Kriege zufrieden gewesen war, den Hauptleuten, um sie etwas für den Verlust ihrer Einnahme zu entschädigen, eine fortdauernde Zulage von dem Werte von zehn bis zwanzig Soldatenlöhnungen monatlich; von dem übrig bleibenden aber ließ er durch besonders dazu kommandierte Offiziere im Reich und an der polnischen Grenze die nötige Anzahl der Ausländer fortdauernd anwerben, deren Stärke im Durchschnitt auf die Hälfte der Kompagnie oder Eskadron bestimmt war.

Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß von den jährlich in die Armee tretenden ausländischen Rekruten höchstens die Hälfte leichtsinnige, aber nicht durchaus verderbte Menschen waren, während die andere Hälfte aus Nichtsnutzigen bestand, die das Desertieren von einem Dienst zum anderen, um im neuen Handgeld sich berauschen zu können, zu dem Gewerbe ihres Lebens machten, in der Zwischenzeit aber durch Betrug und Diebstahl sich eine Zulage in ihrer Garnison zu erhaschen suchten. Mit solchem Gesindel bei den Fahnen und den unaufhörlichen Exzessen und Diebereien, die sie verübten, verlor nicht allein der gesamte Soldatenstand die Achtung seiner Mitbürger, sondern es wurde auch eine gewaltsame Behandlung des Soldaten notwendig oder wenigstens üblich, die selbst die

Besseren unter ihnen herabwürdigte und mutlos machte. Mitten im Lande war es die unaufhörliche Sorge der Hauptleute, die Desertionen zu verhüten; jede Nacht wurden Offiziere und Unteroffiziere kommandiert, die zum Nachsetzen bereit sein mußten; in den großen Garnisonen standen Lärmkanonen bereit, um den benachbarten Dörfern ein Signal zu geben, da diese die Verpflichtung hatten, gegen eine Prämie die ihnen zunächstliegenden Pässe zu besetzen und Deserteure aufzufangen. Von den dienstthuenden Soldaten, d. h. denen, die das ganze Jahr bei den Fahnen blieben, bekam höchst selten einer die Erlaubnis, vor das Thor zu gehen; viele durften die Straße, selbst ihre Kaserne nicht verlassen; man legte je einen Unsicheren und einen Sicheren in eine Schlafstelle zusammen, der letztere mußte für das Dableiben des ersteren stehen, hatte das Recht, ihm des Nachts die Schuhe zu verschließen, und wurde gewöhnlich mit Spießruten bestraft, wenn trotz dieser Vorkehrungen doch sein Bettgefährte einen Augenblick des Schlafes zum Entweichen benutzt hatte. Natürlich steigerte sich im Umgange mit solchen Menschen die gewaltsame Behandlung unaufhörlich; die Willkür erhielt einen ungemessenen Spielraum.

Friedrich Wilhelm II., dem, wie ich es früher schon erwähnte, die Armee so manche menschenfreundliche Einrichtung verdankt, hob diese eben geschilderte allgemeine Werbung auf. Er gab jedem Truppenteil eine gewisse Summe, einem Infanterieregiment z. B. 6000 Thaler jährlich, um damit, wie in früherer Zeit, sich die nötigen ausländischen Rekruten selbst zu werben, wobei die Erteilung einer Kapitulation zu zehnjähriger Dienstzeit dem Regiment zu strenger Pflicht gemacht wurde. Allein der Geist des unrechtmäßigen Erwerbes war schon zu tief in

der Armee verbreitet, um nicht schnell auf Auskunftsmittel zu denken, sich aus diesen Werbegeldern neue Einnahmequellen zu bilden. Ein im Reiche angeworbener Rekrut kostete durchschnittlich 8—10 Dukaten Handgeld und vielleicht ebensoviel Transportkosten bis zur Garnison; dagegen aber waren zu der Zeit die Russen in Polen bis hart an die preußische Grenze gerückt und hatten damals eine sehr starke Desertion; dies benutzten einige gegen die Grenze stehende Regimenter in der folgenden Art. Die preußischen Husaren, welche einen Grenzkordon bildeten, nahmen die russischen Deserteure an, suchten das, was ihnen davon gefiel, für sich aus und lieferten die übrigen als Rekruten gegen einen Dukaten Handgeld und einen Dukaten Transportkosten an die hinter ihnen stehenden Infanterieregimenter. Diese, z. B. das Regiment, bei dem ich damals stand, behielten solche Leute einige Wochen auf Probe; schlugen sie gut ein, so wurden sie eingereiht, war man dagegen mit ihnen unzufrieden, so wurden sie nach einem im voraus getroffenen Abkommen zu entfernteren Regimentern geschickt, die nicht eine solche wohlfeile Grenzwerbung machen konnten.

Ein zweiter Weg, so viel als möglich die Werbegelder zu ersparen, war folgender. Die 76 Ausländer, welche eine jede Infanteriekompagnie haben sollte, wurden in den jährlich an das Oberkriegskollegium einzureichenden namentlichen Listen zu schneller Uebersicht mit roter Tinte geschrieben. Nun aber rechneten die Regimenter zu dieser Klasse nicht allein die herangewachsenen, in der Garnison erzeugten Söhne ausländischer Soldaten, sondern auch die im Kanton aufgegriffenen heimatlosen Leute, Söhne der Hirten 2c. Dies wurde so ausgedehnt, daß endlich das Oberkriegskollegium für die Einstellung dieser Klasse von

Menschen eine aus den Werbegeldern zu zahlende Steuer einführte.

Auch in der Ergänzung des Heeres mit Inländern waren seit dem siebenjährigen Kriege sehr nachteilige Veränderungen vorgegangen, zu denen leider der große König selbst bei seinem achtenswerten Bestreben, den Flor des Landes zu erhöhen, oft zu bereitwillig die Hand bot. Sobald eine Regierung sich in das Gebiet der Befreiungen von der Kriegsverpflichtung einläßt, giebt sie die einzig haltbare Rechtsbasis dieser wichtigen Staatseinrichtung auf und schwankt unaufhörlich zwischen parteiischer Begünstigung und hartem Druck. Die Verteidigung des Vaterlandes ist entweder eine heilige Pflicht, und alsdann kann kein Lebensvorteil sie verdrängen, oder sie wird eine gegen die Armut ausgeübte Gewaltthat. Derartige Ansichten konnte man aber noch nicht von jener Zeit erwarten, und so wurden ganze Städte und Gegenden ausgenommen, weil dies die Fabriken oder den Flor der Hauptstädte begünstigen sollte, bald dieses oder jenes Gewerbe befreit und das kleinste Besitztum oder Vermögen zu den begünstigten Klassen als Ernährer der Familie gerechnet. Wer ist denn aber mehr Ernährer einer Familie, der Sohn einer Taglöhnerswitwe oder der Erstgeborene reicher Bauern und Bürger? Die Kriegs- und Domänenkammern waren hier in Erfindung neuer Ausnahmsgesetze unerschöpflich, denen gemeinhin noch die nachteilige Klausel angehängt ward, daß wenn das befreite Individuum liederlich werden sollte, es zum Soldatenstande eingezogen werden könne.

Die eigentliche Last der Heeresergänzung fiel also auf die Taglöhnerfamilien und arme Handwerker, die nicht imstande gewesen waren, sich ein Besitztum zu erwerben.

Ebenso nachteilig hatten sich durch zunehmenden Mißbrauch die ökonomischen Verhältnisse in der Armee gestaltet. Bei der Errichtung des Heeres war die Bekleidung desselben in zwei Teile geteilt. Rock, Weste, Hosen wurden unter dem Namen der großen Montierungsstücke von einem besonders dazu errichteten Departement an die Armee geliefert. Für jedes Stück einer bestimmten Anzahl Wäsche und Fußbekleidung, unter der Bezeichnung kleiner Montierungsstücke, bekam dagegen der Hauptmann oder Rittmeister eine feststehende Summe, um die Leute seiner Kompagnie oder Eskadron damit zu versorgen. Im Anfang waren diese Etatspreise auskömmlich, als aber der Geldwert sank, wurden sie unzulänglich, und nun fing man an, entweder die Sachen viel schlechter zu geben, oder die Termine ihrer Tragzeit willkürlich zu verlängern. Von den kleinen Montierungsstücken ging endlich dieses widerrechtliche Abknappen auch auf die großen über. Die Röcke, ursprünglich zum Zuknöpfen bestimmt, wurden in den Regimentern immer kürzer geschnitten, um dadurch im ganzen eine nicht unbedeutende Ellenzahl zu ersparen. An den Westen, welche mit Aermeln angefertigt werden sollten, ließ man diese zum Vorteil der Hauptleute ganz wegfallen und bestimmte so die Tragezeit eines jeden Montierungsstückes oft um die Hälfte länger, als es der Etat vorschrieb.

Von den 76 Mann, welche bei einer Infanterie-Kompagnie auch außer der Exerzierzeit unter dem Namen Dienstthuer bei der Fahne bleiben sollten, hatte man, um die gestiegenen Etatspreise zu decken, es nachgegeben, daß jeder Hauptmann 26 Mann unter dem Namen Freiwächter zu seinem Vorteil, jedoch nur innerhalb der Mauern der Garnisonsstadt beurlauben, dagegen aber außer der einbehaltenen Löhnung ihnen alle übrigen Kleidungsstücke eines

Dienstthuers, sowie auch den Servis (das Quartiergeld) geben sollte. Aus den erlaubten 26 Freiwächtern wurden oft 50 und mehr; sie blieben nicht in der Stadt, sondern wurden auch ins Kanton entlassen und in Hinsicht der Kleidung und des Quartiergeldes zum Vorteil des Kompagniechefs wie die königlichen Beurlaubten behandelt. In den Garnisonen blieben bei den Fahnen außerhalb der Exerzierzeit nur 30, höchstens 40 Mann per Kompagnie zum Dienst, die dadurch einen unverhältnismäßigen Wachtdienst zu bestreiten hatten. Nach der Vorschrift sollte jeder Soldat drei Nächte frei haben, dann erst eine Wache thun; dies wurde aber der fehlenden Mannschaft wegen oft auf zwei, ja auf eine Nacht herabgesetzt und durch dieses fortdauernde müßige Leben in den Wachtstuben ein neues Beförderungsmittel der Liederlichkeit erzeugt.

Das Gesetz bestimmte, daß der inländische Rekrut sechs Wochen vor der Exerzierzeit, die einen Monat dauerte, zur ersten Dressur eingezogen, und dann noch zur Vervollständigung derselben bis zur nächsten Revue, also ein Jahr zu Dienst bleiben sollte. Dies hätte aber die Zahl der Freiwächter vermindert, und deshalb also wurde jeder Rekrut nach beendeter Revue, also nach zehn Wochen Dienst ohne Rücksicht auf den Zustand seiner Ausbildung beurlaubt.

Diese ewigen Plackereien und Gesetzüberschreitungen gaben den Hauptleuten und Rittmeistern eine für den Dienst höchst nachteilige Stellung zu ihren Untergebenen. Anstatt daß ein solcher Vorgesetzter als der Vater seiner Soldaten erscheinen soll, bekam er hier die Stelle eines wuchernden Krämers. Selbst den Besseren unter ihnen war es in der That recht schwer, bei diesen ganz unzweckmäßigen Einrichtungen sich einen freien Standpunkt zu erhalten. Das bestimmte Gehalt eines Hauptmanns bestand nur aus 800 Thalern;

davon war eine bedeutende Anzahl von Zulagen an Regimentsquartiermeister, Auditeur, Feldprediger, Regimentschirurg, Adjutanten, den Offizier, der seine Kompagnie kommandierte, oft an alle Offiziere seiner Kompagnie (bei der Kavallerie und dem Regiment, bei welchem ich stand, gaben die Kapitäne ihren Offizieren freien Tisch), seinem Feldwebel und Capitain d'armes monatlich zu zahlen. Daher war er genötigt, auf eine Vergrößerung seines Einkommens zu denken. Je nachdem nun ein Hauptmann dies mit den angegebenen Mitteln verstand und die Lage der Garnison ihm günstig war, konnte er sein jährliches Einkommen mit Einschluß des baren Gehaltes wohl auf 1500—2000 Thaler bringen, das fiel aber alles weg, sobald es zum Kriege kam; alsdann blieben dem Hauptmann nur 800 Thaler Gehalt übrig, von denen er bestimmt noch zur Beschaffung der alsdann teureren kleinen Montierungsstücke zuschießen mußte. Ist es wohl möglich, eine verkehrtere Kriegseinrichtung zu erdenken als diese? Der Soldat soll sich auf den Krieg freuen, wenigstens nicht vor ihm fürchten, und hier konnte jeder verheiratete Kapitän (und das waren die meisten) nur mit Schrecken daran denken, daß ihm die Vaterlandsverteidigung die Hälfte seiner Einnahme rauben würde. Bei der Kavallerie fanden diese unwürdigen Plackereien mit den Montierungsstücken im Durchschnitt weniger statt, dagegen hatte sie eine besondere, dem Lande sehr kostspielige Quelle, die sie noch mehr bereicherte. Das Land lieferte damals gegen einen sehr niedrigen, festen Preis die für die Reiterei nötige Fourage. In den meisten Provinzen waren die adeligen Güter von dieser Lieferung frei, die nur von Bauern und sogenannten kölmischen Gütern getragen wurde; jeder Bauer lieferte also im Durchschnitt ein nicht großes

Quantum, was oft von sehr weit her zu den Garnisonen gefahren werden mußte. Nun erwarteten aber den Ablieferer an den Quartiermeister eine solche Menge von Ausstellungen über die Beschaffenheit der Fourage oder willkürliche Verzögerungen bei der Abnahme, daß der Bauer ein reichliches Uebermaß hingab, um nur fortzukommen, wodurch sich ein Ueberschuß an Fourage bildete, der dem Eskadronchef und in gewissen Prozenten auch seinem wohlgenährten Quartiermeister zufiel.

Bei der Schilderung der Zusammensetzung des Heeres habe ich schon hin und wieder auf die harte und unzweckmäßige Behandlung des Soldaten hingedeutet; doch verdient dieser auf den moralischen Standpunkt des Heeres so mächtig einwirkende Gegenstand noch eine genauere Schilderung.

Die im Jahre 1806 in der Armee gebräuchlichen Strafen, Spießruten, Stockschläge, Hiebe mit kleinen mit Draht bezogenen Röhrchen, stammten aus einem früheren Zeitalter her und standen mit den später entwickelten Sitten und Meinungen in einem schneidenden Widerspruch, der dadurch noch erhöht wurde, daß die Zivilgesetzgebung bereits den größten Teil ähnlicher Strafen in ihrem Bereich abgeschafft und die Anwendung der beibehaltenen jedesmal von einem richterlichen Ausspruch abhängig gemacht hatte. Bei dem Militär dagegen war, mit Ausnahme der Spießruten, die körperliche Züchtigung größtenteils dem Ermessen des jedesmaligen Befehlshabers anheim gestellt; es konnte einmal ein Diebstahl mit vierzig Schlägen und eine Anzugsunordnung 2c. mit fünfzig bestraft werden. Rücksichtslos züchtigte man den Soldaten auf öffentlichen Plätzen, ja zuweilen reizte die Zahl der Zuschauer den Dünkel eines eitlen Anführers zu einem Mißbrauch des ihm verliehenen

Strafrechts. Allerdings verabscheute eine ansehnliche Zahl von Offizieren diese gewaltsame Mißhandlung ihrer Untergebenen und hochgeachtete Männer, wie z. B. Feldmarschall Möllendorf, machten dies zur Hauptaufgabe ihres Dienstlebens; aber sie bildeten keineswegs die entscheidende Mehrheit.

Diese Verfahrungsart erniedrigte nicht allein fortdauernd den Soldatenstand in der öffentlichen Meinung, sondern sie raubte dem Krieger auch ein gewisses Selbstgefühl, welches als die Quelle des Mutes anzusehen und deshalb unentbehrlich ist.

Daß die Subordination, der Kriegsgehorsam eine der Hauptgrundlagen jeder bewaffneten Macht sein müsse, kann keinem Zweifel unterliegen. Das Gelingen der Kriegshandlungen ist nur durch die bereitwillige Aufopferung der einzelnen Mitstreiter zum Wohl des Ganzen möglich; ihr Erfolg hängt von günstig benutzten Augenblicken ab und ist also nur durch unbedingtes Gehorchen in der Ausführung gesichert, und die größte Verstandeskraft auf einem untergeordneten Standpunkt kann niemals auf den Ueberblick Anspruch machen, um im Augenblick des Handelns sämtliche Motive des Anführers gehörig würdigen und darauf gestützt tadeln zu können.

Wir können uns drei Hauptmittel zur Erzeugung und Erhaltung des Gehorsams denken, Furcht, Interesse, Pflicht- und Ehrgefühl. Ebenso findet eine große Verschiedenheit statt, ob ich die Bedingung des geleisteten Gehorsams bloß an die Erfüllung der gebotenen That knüpfe, oder sie zugleich von gewissen mechanischen äußeren Respektsformen abhängig mache. Der aus Pflicht- und Ehrgefühl geleistete Gehorsam ist, was auch einzelne durchaus beschränkte Menschen dagegen ängstlich zu brummen belieben, unstreitig die

vorzüglichste Gattung; es ist ja das Motiv, welches ein Offizierkorps beleben soll und daher, wenn es alle Kriegerklassen belebt, die innere Kraft des Heeres nur noch verstärken muß. Allein wenn man ins praktische Leben blickt, wird man wohl zugeben müssen, daß bei so großen Gesellschaften, wie die bewaffnete Macht es ist, auch die Interessen und die Furcht zur Erhaltung des Kriegsgehorsams in diesen bunten Vereinen wirken müssen. Dies ist die praktische und rechtliche Ansicht. Diejenigen Anführer aber, die zur Willkür geneigt oder sehr beschränkten Geistes sind, wollen nicht allein die Furcht zum alleinigen Hebel des Kriegsgehorsams machen, sondern wollen auch noch, daß sich in jeder von dem Soldaten vollzogenen Handlung äußere Furcht gegen den Vorgesetzten ausspreche. Das war ihr Ziel, nach dem sie hinsteuerten, sie glichen darin dem famosen Landvogt Geßler und seinem aufgesteckten Hute. Fortdauernde Furcht, in der Seele des Menschen erzeugt, vernichtet die mutigen Anlagen, welche entweder die Natur oder die Erziehung vor seinem Eintritt in den Soldatenstand in ihn legte; dies ist wohl unwiderleglich. Nächstdem aber ist jeder Gehorsam nur ein Teil der notwendigen geistigen Kriegserfordernisse. Das Gelingen selbst der kleineren Kriegshandlungen ist nicht allein von dem Gehorsam und der erlernten Kunstfertigkeit, sondern auch von dem guten Willen, mit dem es vollzogen wird, abhängig. Daß ein Bataillon auf einmal so losschieße, daß das Ohr nur einen einzigen Knall zu hören bekommt, das kann der Gehorsam erzwingen, aber keineswegs, daß jeder Soldat auch richtig gezielt und alle seine Fähigkeiten zur Tötung eines Gegners wirklich benutzt habe. Man hat es wohl, wenn auch dunkel, hin und wieder gefühlt, daß der Kriegsgehorsam nur ein Teil des wirklichen Bedürfnisses sei,

und so hat sich nach und nach, um diesem Mangel abzuhelfen, die Disziplin oder Kriegszucht in dem Wirkungskreis des Soldaten ausgebildet. Eine richtige Kriegszucht, besonders bei einem stehenden Heere, hat nicht allein den Zweck, die Soldaten gehorsam und manierlich zu machen, sondern sie soll auch in seinem Geiste die Anlagen des Mutes und der Tapferkeit wecken, vervollkommnen, ihn durch das Mittel einer vernünftig geleiteten Ehre zu den Beschwerden und Aufopferungen des Krieges vorbereiten. Dieser einzig richtige Weg aber erfordert eine sehr besonnene Behandlung sowohl des ganzen Kriegsstandes, als jedes einzelnen Mitgliedes, und diese Anstrengung von seiten der Anführer entspricht selten der geistigen Trägheit der Vorgesetzten. Sie wollen sich nur das Befehlen leicht machen, im Frieden so gemächlich als möglich leben und benutzen daher größtenteils, also auch damals im preußischen Heere, die ihnen durch die Subordination und Disziplin gegebene große Macht, um die wirklichen Kriegsanlagen in ihren Untergebenen zu unterdrücken. Daher kommt auch hauptsächlich das Einrosten der stehenden Heere im langen Frieden; durch Niederlagen müssen sie gewöhnlich erst aus ihrem Schlaf geweckt werden, sich von den erlernten Spielereien der Exerzierplätze und von der erworbenen Lakaiendisziplin los machen, um wieder mutige Kriegsleute zu werden. Der König hatte aus großer Gutmütigkeit seit dem Antritt seiner Regierung häufig zu viel Nachsicht in der Behandlung der Kriegszucht und des Dienstes eintreten lassen. Niemals, selbst bei den gröbsten Subordinationsvergehen, hatte der König sich entschließen können, die in einem solchen Fall wohlverdiente Todesstrafe vollziehen zu lassen, und dadurch, wenn auch wider seine Absicht, zu der schnellen Auflösung des Heeres in dem Augenblick der Ge-

fahr bedeutenden Vorschub gegeben. Ebenso übernachsichtig wurden Vergehen höherer Offiziere oder derer, die bedeutende Fürsprache hatten, bestraft oder ganz übersehen. Im Gegensatz gegen die Maxime des großen Friedrich, den Offizier jederzeit außerhalb seiner Heimat anzustellen, begünstigte man jeden Tausch, der dem Offizier die Betreibung seiner Privatgeschäfte so recht bequem machte, und so löste sich nach und nach der eigentliche Dienst und das Hingeben für denselben auf, der kriegerische Geist versank in den Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens.

Dabei steigerte sich eine höchst verderbliche Spannung zwischen dem Zivil- und Militärstande mit jedem Tage. Seit Errichtung des Heeres waren dem Kriegsstande im preußischen Staate bedeutende Ehrenvorzüge vor den anderen Ständen beigelegt. Dieses Verhältnis, ebenso durch den Entwickelungsgang des preußischen Staates, als auch den tiefen Blick, daß die Kriegstugend der Selbständigkeit des Staates wegen im allgemeinen stets hoch geehrt werden müsse, begründet, war ebensowohl ein Gegenstand des Neides als auch vielfachen Mißbrauches geworden, besonders seit Friedrich der Große aufgehört hatte, mit fester Hand die wechselseitigen Gegenwirkungen zu zügeln. Es wurden oft Streitigkeiten zwischen dem Zivil und Militär bekannt, in denen die Offiziere nicht so streng, als sie es verdient, bestraft, hin und wieder sogar durch parteiische Vorgesetzte beschützt waren. Dies erzeugte viel böses Blut und es bildete sich weniger in der Nation, als zwischen den Zivil- und Militärbeamten während der langen Friedenszeit dadurch eine Scheidewand, die vielfache Hemmungen in dem Gange der Regierungsmaschine erzeugte und die Eintracht, welche zwischen allen Beamtenzweigen stattfinden, diese wiederum mit der Nation verbinden soll, sehr vielfach zerstörte.

Wenn wir es zur Vollständigkeit des Gemäldes nun noch versuchen, eine übersichtliche Zeichnung des Offizierkorps der preußischen Armee im Jahr 1806 zu geben, so scheint es am vorteilhaftesten, es zu diesem Zweck in die folgenden drei großen Klassen zu teilen.

Die erste begreift alle diejenigen in sich, welche noch aus der Zeit des siebenjährigen Krieges ihre Soldatenbildung erhalten hatten. Es waren in dieser Klasse zwar wenige Männer, die praktische Kriegserfahrung mit wissenschaftlicher Bildung vereinten, aber fast alle hatten eine ganz gute Kriegsansicht, eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Erhaltung des preußischen Staates und ein richtiges persönliches kriegerisches Ehrgefühl. Leider nur unterlagen diese achtenswerten Männer größtenteils der Last ihrer Lebensjahre; die geringste körperliche Anstrengung erschöpfte sie, und so ging ihr Einfluß auf die Armee, der sonst gewiß sehr vorteilhaft gewesen wäre, fast ganz verloren. Die zweite Klasse, welche alle diejenigen begreift, die erst nach dem siebenjährigen Krieg in Dienst getreten waren und nun die Einnahme von Kompagnien und Eskadronen bereits eine geraume Zeit genossen hatten, kann ich nach meiner Ueberzeugung nicht so vorteilhaft zeichnen als die erste Klasse. Die Mehrheit dieser Klasse litt an vernachlässigter Jugendbildung und einseitiger Weltansicht; sie waren vielmehr Drillmeister in einer einzelnen Waffe als wirkliche Feldsoldaten. Die dritte Klasse, welche alle jüngeren Offiziere in sich begreift, war nicht so übel. Wenn auch bei vielen von ihnen, besonders denen, die in dem väterlichen Hause auf dem Lande erzogen waren, die Bildung noch sehr unvollständig geblieben war, so wurde im allgemeinen doch das Bedürfnis nach Kenntnis in dieser Klasse wohl gefühlt; man wußte oft nur nicht, wie man

es anfangen sollte, und hatte dabei noch häufig mit dem Spott oder der Laune unwissender Vorgesetzten zu kämpfen. Daß diese jungen Offiziere im Durchschnitt den Krieg wünschten, war natürlich, und ich bin überzeugt, daß bei einer etwas guten Anführung man bei dem regen Ehrgefühl dieser Menschen sehr viel hätte machen können. Eigentliche umfassende Kriegsbildung gab es überhaupt im Verhältnis zu der Größe der Armee sehr wenig. Im siebenjährigen Kriege, dieser großen Kriegsschule, hatte den strategischen Teil Friedrich eigentlich ganz ausschließlich besorgt, so daß höchstens nur bis zu dem Wirkungskreise eines Detachement- oder Korpsanführers sich praktische Begriffe in den Reihen der Generale und ihrer Gehilfen entwickeln oder durch Tradition in der Armee bei dem Wißbegierigen sparsam vererben konnten. Man scheute eigentlich das wissenschaftliche Nachdenken über den Krieg. Noch Ende der achtziger Jahre sagte mir ein geachteter General wörtlich: „Es ist gar nicht gut, viel gebildete Generale zu haben; der Feldherr und dann noch einer, der die Vorhut kommandiert, das ist hinreichend; die anderen sind nur zum anbeißen da, sonst giebt es Kabalen."

Dieser Uebelstand wurde hauptsächlich im Frieden durch die Einrichtung der Inspektionen, die immer nur aus einer Waffe bestanden, erhalten und befestigt. Dies war ein sicheres Mittel, alle Generale in bloße Exerziermeister zu verwandeln; sie lehrten nur immer eine Waffe und noch dazu in Reglementsevolutionen ohne Anwendung auf das Terrain zu gebrauchen, und es ist kaum glaublich, was für lächerliche Vorstellungen über den Gebrauch der anderen Waffen oft bei den Offizieren stattfanden.

Daß diese Schilderung nicht zu scharf entworfen ist, dies zeigen leider die früher erwähnten zum Kriege ge-

troffenen Vorkehrungen und entworfenen Operationspläne; sie sind ein nur zu getreuer Maßstab für den Umfang unserer damaligen Kriegsintelligenz.

Nur der Oberst v. Scharnhorst verdient hier als eine ehrenvolle Ausnahme genannt zu werden. Durch praktische Kriegserfahrung und ernstes Studium gebildet, hatte er das Gebiet des Kriegswissens als ein großes zusammenhängendes Ganzes überblicken gelernt. Vielfach hatte er seit dem Eintritt in unseren Dienst, jedoch größtenteils ohne Erfolg, auf unerläßliche Abänderungen in unserer Taktik, um sie zu einem Kampfe mit Frankreich geschickt zu machen, aufmerksam gemacht und nächstdem noch in der von ihm geleiteten Kriegsschule den Keim zu praktischer Kriegskenntnis gelegt. Grolman, Tiedeman, Clausewitz, Oppen und mehrere andere seiner Schüler bewiesen, daß Scharnhorst Feldsoldaten zu bilden, die höhere Kriegsrichtung in ihnen zu entwickeln verstand.

Wenn man alle diese geschilderten Verhältnisse ruhig zusammen nimmt, sollte sich dann nicht die Ueberzeugung ergeben, daß im Jahr 1806 die preußische Armee nicht mehr ein eigentliches Kriegsheer war. Erinnerungen waren ihr allerdings geblieben, aber diese hatten nur einen thörichten Dünkel genährt, der einen Teil unserer Unfälle herbeiführte und, wie dies gewöhnlich der Fall ist, eine große Zahl von Menschen plötzlich aus dem Gefühl des Hochmuts in das der äußersten Schwäche warf.

So erklären sich am einfachsten die großen Unfälle, welche das preußische Heer nach dem Verlust einer einzigen Schlacht beinahe zauberähnlich auflösten. In wilder Flucht zogen die bei Auerstädt und Jena geschlagenen Haufen nach dem Harz auf Magdeburg zu, dabei noch immer in zwei unabhängigen Abteilungen, unter dem Fürsten Hohenlohe

und dem General Kalkreuth, welcher nun die früher unter dem Herzoge von Braunschweig gestandenen Truppen führte. Von diesen letzteren hatte sich die von dem Prinzen von Oranien (jetzigen Könige der Niederlande) befehligte Division, an die sich der verwundete Marschall Möllendorf anschloß, ganz auf ihre eigene Hand nach Erfurt geflüchtet und ergab sich dort im Angesicht des Herzogs von Weimar, der mit einem Korps, welches bis dahin im Thüringer Walde gestanden hatte, diese Eingeschlossenen befreien wollte, auf eine unwürdige Art nebst der Festung auf die erste Drohung der anrückenden Franzosen.

Die Heeresüberreste, welche nach der Elbe zogen, lösten sich mit jedem Marsch, mit Ausnahme der Division des Herzogs von Weimar, welche auf einem besonderen Wege nach Tangermünde in guter Ordnung blieb, immer mehr auf, da zu ihrer Verpflegung, zur Wiederherstellung der Ordnung teils nichts geschehen konnte, teils auch nichts Umfassendes und Kräftiges unternommen wurde. Die Nachricht, daß ein Waffenstillstand geschlossen, der Friede nächstens zu erwarten sei, hatte sich unvorsichtig in diesen unordentlichen Haufen verbreitet, es war ein willkommener Trost für diese des Krieges satten Männer. Soldaten und Offiziere gingen, wenn sie in die Nähe ihrer Friedensgarnisonen kamen, ganz unbefangen nach Hause. Als die vom Feinde zwar verfolgten, aber doch nicht besonders gedrängten Scharen in Magdeburg angekommen waren, erhielt der Fürst Hohenlohe den wahrhaftig nicht zu beneidenden Oberbefehl über das Ganze, indem der General Kalkreuth den König, der, um nach Preußen zu gehen, hier das Heer verließ, begleitete. Dies war ein neues Unglück, die Abreise des Monarchen schlug den Mut aller Soldaten, die sonst immer gewöhnt waren, ihren König mitten im

Unglück unter sich zu sehen, vollends nieder, man glaubte, daß nun alles aufgegeben sei. Wer die persönliche Seelenruhe des Königs mitten in der Gefahr kennt, kann nur der Ueberzeugung Raum geben: daß der Entschluß, das Heer zu verlassen, nicht aus seiner Brust kam, sondern ihm von einseitigen Ratgebern gegeben wurde.

Fürst Hohenlohe, dem sein Unstern ein Chaos bewaffneter Männer unter dem Namen einer Armee untergeordnet hatte, unterlag dieser höchst schwierigen Aufgabe. Daß es ihm mit angestrengteren Märschen und besseren dazu getroffenen Vorkehrungen möglich gewesen wäre, sein Korps nach Stettin zu bringen, zeigt ein Blick auf die Karte. Selbst bei Prenzlau war die Sache noch keineswegs so nachteilig entschieden, als es die fieberhafte Phantasie des Obersten Massenbach erblickte. Die an jenem Orte geschlossene Kapitulation muß auf dem Standpunkte des Krieges immer streng gemißbilligt und bestraft werden; aber wenn dieses geschehen ist und das menschliche Gefühl den unglücklichen Feldherren zu seinen letzten kummervollen Tagen begleitet, dann darf es wohl in Anrechnung gebracht werden, daß Hohenlohe in einer selten schwierigen Lage war, daß Massenbach wie ein böser Genius ihm fortdauernd zur Seite blieb; die Nemesis hat Hohenlohe streng gezüchtigt, viele andere jener Zeit, die ein größeres Sündenregister auf sich geladen hatten, sind glücklicher durchgekommen.

Aus diesem unglücklichen bunten Zuge wußte Blücher nur allein auf eine hervorstechende Art die Kriegsehre seiner Untergebenen zu retten. Der Zug nach Lübeck, bei dessen Anordnung ihm Scharnhorst einflußreich als Chef seines Stabes zur Seite stand, zeigte wenigstens der Welt, daß es doch noch Preußen gebe, die nicht allen Mut verloren hatten.

Ebenso schlimm wie auf dem offenen Felde ging es nun mit der Reihe unserer Festungen, ohne daß diese trüben Erscheinungen eigentlich überraschen konnten, denn hier war vielleicht noch mehr als bei der Erhaltung der Armee gesündigt. Teils war sehr wenig zur fortschreitenden Erhaltung derselben geschehen, hauptsächlich aber hatte man zu Gouverneuren und Kommandanten nur alte, durchaus abgelebte Greise gewählt und ihnen ebenso invalide Artillerieoffiziere gegeben. Ja, als wenn es an diesen Mißgriffen noch nicht genug gewesen wäre, so waren z. B. der Kommandant von Magdeburg, Oberst Du T ...., und der von Küstrin, Oberst J ...., eben beides Männer, die, so unglaublich wie es ist, doch schon einmal wegen Mangel an Mut verabschiedet gewesen waren und nur hinterher durch Konnexionen sich wiederum so wichtige Anstellungen zu erschleichen gewußt hatten.

So fielen ohne alle Belagerung, oft nur von einem Trompeter aufgefordert, in schmachvoller Reihe Hameln, in dessen Mauern sich außerdem noch ein Korps von 6000 Mann guter Truppen unter dem General Le C ... befand, Erfurt mit der Division des Prinzen von Oranien, Magdeburg mit einer zahlreichen Besatzung und ebenso ansehnlicher Generalität, unter der der Graf W ...., höchst nachteilig den altersschwachen Gouverneur von K ..... fortdauernd zur schnellen Uebergabe bearbeitete, Spandau, Stettin, welches nur von einer Seite auf dem linken Oderufer von den Franzosen berennt war, und Küstrin, welches alle andern womöglich noch dadurch überbot, daß der Kommandant Oberst v. J .... sich über die Oder setzen ließ und dem Feinde entgegenging, um die Kapitulation ja schnell abzuschließen. Seine Gattin, als sie dies unselige Vorhaben erfuhr, warf sich ihm am Strande, ehe

er in den Kahn stieg, zu Füßen, um ihn von diesem schändlichen Schritte zurückzuhalten, aber der Kammerpräsident v. S.......... riß die heldenmütige Frau zurück und beschleunigte die Abfahrt des feigen und durch sein Zureden noch mehr bethörten Kommandanten. Es ist kaum glaublich, was für eine Masse von Erbärmlichkeit sich damals unter einem großen Teil besonders der sogenannten gebildeten Stände zeigte. Verweichlicht in jeder Hinsicht durch langen Friedensgenuß, immer nur gewöhnt, den eigenen Vorteil als das Ziel ihres Strebens anzusehen, war der Gedanke an mutige Pflichterfüllung und Aufopferung für das Vaterland aus ihrer Seele gewichen; männliche Empfindungen konnten nicht in der Brust solcher moralischen Kastraten blühen. Der Minister Graf S....., der als Generalkontrolleur eigentlicher Premierminister war, sich einen großen Ruf in seinem Kreise zu verschaffen gewußt hatte, das Vertrauen des Königs genoß, hatte den kriegerischen Rang auch zu einem Gegenstande seines eitlen Strebens gemacht. Weil er früher einmal als Leutnant gedient, hatte er sich nach und nach zum General der Kavallerie und zweiten Präsidenten des Oberkriegskollegiums ernennen lassen, ja jetzt noch beim Ausbruch des Kriegs die Stelle eines Gouverneurs von Berlin zu diesem allen gefügt; seine Thaten in diesem Amte beschränkten sich bei der Nachricht der verlorenen Schlacht auf eine Proklamation an die Stadt mit der bekannten Ermahnung: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht;“ dann zog er eilig nach Preußen, ersetzte aber ganz seiner würdig die erledigte Gouverneurstelle durch seinen Schwiegersohn, den bekannten Fürsten H......., einen Menschen, der seit der Uebergabe von Mainz, wo er General in Mainzischen Diensten war, in höchst üblem Kriegsruf stand, in Preußen niemals

gedient hatte; dieser würdige Stadtgebieter machte es zu seiner ersten Amtshandlung, daß er die angeordnete Wegschaffung von 10 000 Gewehren vom Zeughause zu Berlin, die zu Wasser noch sehr gut geschehen konnte, sogleich hintertrieb, „weil dies die in einigen Tagen zu erwartenden Franzosen übelnehmen könnten.“ Napoleon mag seine politischen Gründe gehabt haben, weßhalb er bei seinem Einrücken in Berlin mit diesem Fürsten H....... die bekannte großmütige Komödie spielte; daß aber H....... gewiß nichts Nachteiliges gegen die Franzosen im Sinne hatte, kann ich verbürgen und nur noch hinzufügen: daß im Jahr 1810 der französische Gesandte Marsan den Auftrag vom Kaiser Napoleon erhielt, weil der König den H....... nicht besonders günstig behandelte, seinen Protektor zu machen und ihn dem Könige als einen sehr gut gesinnten Mann zu empfehlen.

Dies war, jedoch nur in sehr gedrängter Schilderung, die Kette von Unfällen, die die Schlacht von Auerstädt in dem preußischen Staate herbeiführte. Oft vergrößert, oder, besonders durch die süddeutschen Zeitungen, boshaft entstellt, strömten sie mir auch auf meinem Krankenlager in Weimar zu und machten selbst bei der gütigen Pflege, die ich in dem Hause der Gräfin Backhoff fortdauernd genoß, die ersten Wochen meines Krankenlagers zu einer sehr harten Prüfungszeit. Von der eingedrungenen Kugel glaubte man mich nach vielfacher Beratung nicht befreien zu können und lange blieb es zweifelhaft, ob ich den vollen Gebrauch meines Fußes wiederbekommen würde. Vor mir lag die Aussicht eines invaliden Körpers, begleitet durch den Untergang des teuren Vaterlandes, und an dies alles geknüpft noch obenein die zerstörte Hoffnung zu irgend einer festen Lebensbahn. Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ver-

wundung, nachdem ich nur etwas den Gebrauch meiner Glieder wiederbekommen hatte, schrieb ich an meine Braut und einen lieben Oheim in Königsberg in Preußen mit der an den letzteren gerichteten Bitte, mir von einem Kapital, welches er für mich in Verwahrung hatte, schnell eine Geldsumme zuzusenden, allein bald darauf wurden durch die Kriegsverhältnisse alle direkte Kommunikationen mit Ostpreußen unterbrochen, und ich kam dadurch um die Hoffnung, nicht länger von der wohlthätigen Vorsorge fremder Menschen leben zu dürfen. So kreuzten sich moralische und physische Schmerzen unaufhörlich, raubten mir größtenteils allen Schlaf. Meine Stube war im Erdgeschoß, und mein Bett stand mit dem Kopfende ganz hart an einem Fenster. Ich lag hier auch eine Nacht fast kleinmütig, als mich auf einmal kaum zwei Schritte von meinem Kopfe die Schnarre des Nachtwächters aufschreckte, der dann hinterher aus dem bekannten Kirchenliede die Stelle:

„Was Gott, der Herr erschaffen hat,
Das will er auch erhalten,
Darüber wird er früh und spat
Mit seiner Gnade walten“

zwar rauh, aber für mich unbeschreiblich wohlthätig sang. Man muß sich in einer solchen Lage, wie ich sie eben schilderte, selbst befunden haben, um den großen Eindruck, den dieser Gesang bei mir hervorbrachte, sich lebhaft vorzustellen; eine Menge kleinmütiger Zweifel, die mich soeben beunruhigten, waren wie verschwunden, und ich blickte mit neuem Vertrauen für meine Zukunft zu dem Allmächtigen empor, der mich so oft schon väterlich schützte. Noch oft auf meinem späteren Lebenswege hat mir die Erinnerung an den Gesang meines alten Nachtwächters nützliche Dienste geleistet. Dabei fingen sich auch nun um diese Zeit die

ersten Spuren zu meiner gänzlichen Herstellung an zu zeigen, und so behauptete die Natur ihre Rechte; meine Phantasie beschäftigte sich wieder mit der Zukunft und baute Luftschlösser für mein Vaterland und natürlich dabei auch für mich selbst. Ich konnte an einem Stock schon etwas in der Stube herumhinken, als sich auf einmal die vergrößerte Nachricht von einem allgemeinen Volksaufstande in Hessen verbreitete, indem die Landleute eine in dem Städtchen Hersfeld postierte Kompagnie Italiener überfallen und vernichtet haben sollten. Dies war die erste politische Nachricht, die meine alten Kriegsgedanken wieder bei mir weckte. Ich wollte zu den Hessen gehen, obgleich dies der damalige Zustand meiner Wunde noch nicht zugelassen hätte, und sah im Geiste schon alle Kommunikationen des Feindes durch diesen Volksaufstand gehemmt, als mir nur zu schnell die Kunde der gänzlichen Unterdrückung jenes gutgemeinten, aber vereinzelten Unternehmens bei Hersfeld zukam und mich aus meinem zu schnell begonnenen Traume weckte.

Es würde undankbar sein, wenn ich hier nicht die mir zu teil gewordene gütige Behandlung in Weimar, nicht bloß in der Familie der Gräfin Backhoff, sondern, nachdem ich an einem Stocke etwas ausgehen konnte, von Menschen aus allen Ständen, erwähnen sollte. Von den damals in Weimar noch lebenden großen Männern hatte die nähere Bekanntschaft Wielands ein großes Interesse für mich; ich schien ihm auch nicht ganz zu mißfallen, er sowohl als Bertuch redeten mir mehreremale zu, die kriegerische Laufbahn ganz aufzugeben und mich den Wissenschaften zu widmen, doch der Haß gegen die Feinde meines Vaterlandes lag zu tief in meiner Brust, als daß ich einem solchen Gedanken hätte Raum geben können. Zu Goethe mochte

ich nicht hingehen; teils hatte seine äußere stolze Erscheinung für mich zu wenig Einladendes, teils lobte er auch in jener Periode die Franzosen mir etwas zu viel. Wenn im ganzen auch der Winter von 1806—1807, welchen ich in Weimar verlebte, unter den damaligen Verhältnissen wenig größere Geselligkeit darbot, so war für den einzelnen doch Gelegenheit genug, einen Kreis gebildeter deutscher Männer kennen zu lernen. Mit Begierde verschlangen wir die einzelnen vom Kriegsschauplatz kommenden Nachrichten, trauerten über jeden Fortschritt Napoleons und erfreuten uns der einzelnen Züge, die auf einen gelungenen Widerstand der verbündeten Heere zu deuten schienen.

Die unter dem Adel und einem Teil der Geistlichkeit in dem damaligen Südpreußen ausgebrochene Revolution hatte das schnelle Vorrücken Napoleons über die Oder bis Warschau möglich gemacht. Das französische Heer fand in dieser gegen Preußen aufgestandenen Provinz im Anfange eine sehr bereitwillige Unterstützung. Der Pole, welcher bei seinem wankelmütigen Charakter jede sich darbietende Gelegenheit zu einer Veränderung begierig ergreift, stürzte sich auch hier blind in Napoleons Arme, der nach ihrer Meinung von nun an keinen anderen Zweck haben konnte und sollte, als ein Königreich Polen in den von ihnen beliebten Grenzen wiederherzustellen. Der unter der Zeit der preußischen Regierung sichtbar gewonnene Wohlstand wurde nun benutzt, um die Verpflegung des französischen Heeres und die neu begonnenen polnischen Rüstungen bestens zu fördern. Dies erleichterte also, wie schon erwähnt, das Vorgehen Napoleons, erweiterte wahrscheinlich seine ursprünglichen Kriegspläne, verscheuchte die Verständigung zu einem Frieden, und er fand bis an das linke Weichselufer um so weniger einen Aufenthalt, da

unvorsichtigerweise die preußische Garnison in Warschau aus Regimentern bestand, die nur aus den Bewohnern der Provinz zusammengesetzt waren und die daher, von ihren Geistlichen und Mitbürgern vielfach bearbeitet, bei der Annäherung des Feindes größtenteils auseinanderliefen; nur die Offizierkorps dieser Regimenter und ein sehr kleiner Stamm entkamen nach Ostpreußen und wurden dort den Ueberresten des preußischen Heeres, dem von dem General L'Estocq befehligten Korps einverleibt. Als aber die Franzosen von Warschau aus an dem rechten Weichsel- und Narewufer vorgehen wollten, fanden sie nicht allein weniger Teilnahme in der damaligen Provinz Neuostpreußen, sondern auch alle nachteiligen Einwirkungen eines ihnen bis dahin fremden Klimas. Der Russen Widerstand in der Schlacht bei Pultusk war ernsthafter, als ihn Napoleon lange erfahren hatte, und auf Grund desselben schrieb sich nicht allein der schlaue Bennigsen den Sieg zu, sondern auch in Weimar und in ganz Deutschland glaubte man in der ersten Zeit fest an die zu erwartenden wichtigen Folgen dieses Sieges. Ebenso verbreitete sich durch vertrauliche Mitteilung die Nachricht von dem Entschlusse Preußens, den Krieg in Verbindung mit Rußland gegen Frankreich fortzusetzen. Recht zweckmäßige Aufforderungen des Königs zu mutigem Kampfe und Anordnungen zur Bestrafung der feigen Anführer wurden mit Jubel in Thüringen aufgenommen, jeder bekannt gewordene einzelne Vorteil der Preußen und Russen im Gegensatz gegen die süddeutschen Zeitungen redlich vergrößert. Die Schlacht bei Eylau krönte diese Hoffnungen. Mit Recht ward sie in unseren kleinen geselligen Zusammenkünften als Sieg gefeiert, denn es lag nur an Bennigsen, die Ausdauer des russischen Heeres und den glücklichen Erfolg des mutigen

Angriffes, den das preußische Korps unter dem General L'Estocq an diesem Tage ausführte, gehörig und als einen folgenreichen Sieg zu benutzen.

Reise von Weimar nach Ostpreußen.

Günstigerweise war um diese Zeit meine Wiederherstellung ziemlich beendet. Ich konnte ohne Stock gehen, und selbst ein Versuch, zu Pferde zu steigen, hatte mir zwar etwas Schmerzen gemacht, aber doch die Ueberzeugung gegeben, daß ich wieder Dienste thun könnte. So hatte die Zeit das erste und wichtigste Bekümmernis glücklich beseitigt; aber zu der Erfüllung des mich nun mit jedem Tage lebhafter bestürmenden Wunsches, nach Preußen zu gehen und dort an dem Kampfe aufs neue teilzunehmen, fehlte noch die Kleinigkeit Geld. Aber auch hier trat die Vorsehung unerwartet und günstig ins Mittel; an einem Abende kam der soeben aus Leipzig von einer kleinen Reise heimgekehrte Weimarische Kammerrat Ortman mit der frohen Nachricht zu mir, daß von einem Kaufmann aus Königsberg bei dem Bankier Frege in Leipzig mir ein offener Kredit eröffnet sei. Mein alter Oheim, der Oberst v. Radecke, hatte jenes früher erwähnte Schreiben erhalten und mit väterlicher Sorgfalt auf dem angeführten Wege für die Erfüllung meines Wunsches gesorgt. Ich konnte nun eifrig zur Ausführung meines längst gehegten Vorhabens schreiten.

Von den Wegen, die sich mir zur Erreichung meines Zieles darboten, mußte ich auf den geraden Weg durch Brandenburg und über die Weichsel bei der Stellung der Franzosen in Ostpreußen verzichten, und nach vielem Hin- und Herüberlegen blieb mir nur der durch die österreichischen Staaten als der sicherste offen. Ich beschloß, ihn

als Gärtnergeselle, der Dienste sucht, zurückzulegen, und meine lieben Freunde an der Ilm besorgten mir unter dem Namen Hermann Beyer nicht allein Paß, Kundschaft und Dienstscheine, sondern auch Empfehlungen an Gärtner in Prag und Krakau. Ich studierte in der größten Geschwindigkeit mir etwas Gärtnertechnik zusammen, erhob von Frege ein paar hundert Thaler und konnte nun mit eigenen Mitteln meine Wanderschaft antreten. Um diese wenigstens für eine Strecke noch zu erleichtern, gab mir ein Schwiegersohn der Gräfin Backhoff, der Oberforstmeister v. Stein, nicht allein seine Reitpferde bis zur böhmischen Grenze, sondern zugleich auch noch einen offenen schriftlichen Auftrag, für seine Gärten in Franken Baumstämme zu kaufen.

So ritt ich denn am 23. März wohlgemut aus Weimar. Mein Weg führte mich ohne Unfall über Kahla und Triptis auf Plauen. Die Ungewohnheit meiner Lage machte mich im Anfang sehr besorgt; wenn mich die Leute auf der Landstraße zufällig starr ansahen, machte mir dies immer einen kleinen Schauer, weil ich, obgleich eigentlich ohne Grund, an die Möglichkeit einer Entdeckung meiner unrichtigen Pässe und dadurch an das gänzliche Mißlingen meiner Unternehmung dachte. Nur in Plauen mußte ich am andern Mittag eine innere Unannehmlichkeit erdulden; ich hatte mir in einem Gasthause für mich und den mich begleitenden Reitknecht ein kleines Mittagsmahl geben lassen, als sich auf einmal die Stube von jungen, eben durchmarschierenden bayrischen Offizieren anfüllte, die, während sie sich auch restaurierten, in einer ganz ungewöhnlich bösartigen Weise ohne Aufhören über Preußen loszogen. Niemals habe ich so undeutsche Gesinnungen gehört, als sie hier ausgestoßen wurden, und unter anderen Verhältnissen

zweifle ich, ob es mir möglich gewesen sein würde, dies geduldig anzuhören; hier aber, wo meine Reise und meine ganze Existenz auf dem Spiele stand, mußte ich jede meiner nationalen Empfindungen bekämpfen und schlich mich daher so schnell, als es ohne Aufsehen geschehen konnte, aus der Stube, nicht ohne den Wunsch, mit diesen französierten Deutschen wo möglich auf offenem Felde zusammenzukommen. Mein heutiges Nachtquartier war Adorf, wo die mir von Weimar mitgegebenen Pferde zurückgingen und ich am anderen Morgen mit dem Ränzel auf dem Rücken wohlgemut auf Eger zuwanderte. Allein an dem ersten österreichischen Zollamte kam ich für einige Minuten in ein höchst unangenehmes Verhältnis. Es war dort eben der Befehl eingegangen, nur solche Reisende einzulassen, deren Pässe von österreichischen Gesandten visiert wären. Dies war nun wirklich ein Donnerschlag, und vergebens erschöpfte ich in der ersten Zeit eben so meine Worte als Anerbieten, der Zollbeamte blieb seiner Pflicht treu, und es schien um mein Vorhaben geschehen, bis er glücklicherweise Empfehlungsschreiben an verschiedene bekannte Gärtner in den Hauptstädten unter meinen ihm vorgelegten Papieren entdeckte. „Sie wollen also bei uns Dienste suchen," fragte mich der gute Mann, und da ich dies bejahte, erlaubte er mir den Eintritt und wies mich an den Kreishauptmann in Eger. Hier mußte ich erst ein Verhör auch im Gebiet der Gärtnerei ausstehen, und Gott weiß, verstand der Kreishauptmann davon noch weniger als ich, oder wollte er mich durchlassen: genug, nachdem ich unter nicht kleiner innerer Besorgnis eine Menge hochtrabender Redensarten über den Saftumlauf, männliche und weibliche Blüten ꝛc. herausgestottert hatte, über die ich späterhin selbst lachen mußte, bekam ich die Erlaubnis zur Weiterreise.

Von Eger also setzte ich nun ungehindert meine Wanderung, wie es einem Gärtnergesellen geziemt, über Karlsbad auf Prag fort, jedoch nur um die unangenehme Entdeckung zu machen, daß ich meinem verwundeten Fuß zu viel zugetraut hatte; in der Wunde empfand ich bedeutende Schmerzen, und die noch nicht ganz vollendete Narbe drohte aufzugehen. Dies hätte nun wirklich recht böse werden können, denn außer dem verursachten Aufenthalt konnte ein Gärtnergeselle nicht ganz füglich einem Arzt eine Schußwunde zeigen; aber auch hier, wie so häufig in meinem Leben, trat ein glückliches Ereignis unerwartet hinzu und riß mich aus dieser peinlichen Lage. Die österreichische Staatswirtschaft gab mir, wenn auch absichtslos, die Mittel, meinen kranken Fuß zu schonen. Die außerordentliche Menge von Papiergeld, welche damals die österreichischen Staaten überschwemmte, hatte dieses so entwertet, daß es gegen Silbergeld nur 30 Prozent galt, und, was für meine Lage das angenehmste war, man machte bis dahin noch nicht wie späterhin einen Unterschied im Verkehr bei der Bezahlung mit Papier oder Courant, so daß sich also ohne mein Zuthun mein Geldvorrat verdreifacht hatte und ich, nachdem ich dieses glückliche Verhältnis entdeckte, nun sehr erwünscht die Mittel besaß, den übrigen Teil meiner Reise mit dem Postwagen nach Neuostpreußen zurücklegen zu können.

Da ich diesen aber nur in Prag besteigen konnte, so mußte ich bis dahin noch hinken und auf ledig gehenden Wagen mich auf kleinen Strecken zu erleichtern suchen, und so kam ich am Abend des zweiten Tages ziemlich angegriffen in dem Städtchen Schlan an. Bald am Thore winkte mir ein gewöhnlicher Gasthof mit seinem Schilde einladend entgegen; ich trat ein, forderte bescheiden

Nachtquartier, die Dienstmagd sah mich von oben bis unten an und wies mir dann mit den Worten: „Wir beherbergen hier keine Handwerksgesellen," kurz die Thüre. Dies war böse, aber noch schlimmer war es, daß mir in einem zweiten und dritten Gasthause ganz dasselbe begegnete, so daß ich endlich ziemlich mühselig auf meinen Stock gestützt auf der Mitte des städtischen Marktes stand und verdrießlich die Gasthausschilder anblickte. Nach einer Herberge fragen mochte ich nicht, denn einmal war es nicht wahrscheinlich, daß eine dergleichen für die Gärtner in Schlan anzutreffen war, und dann mußte ich dort auf ein schärferes Examen als bei dem Kreishauptmann in Eger rechnen; bei diesem unmaßgeblichen Gedankengange fiel mir endlich ein zierliches Weinschild ins Auge, und nach langem Ueberlegen blieb mir nichts anderes übrig, als hier noch einen Sturm zu wagen; ich forderte sehr demütig ein Glas Wein, zeigte dabei gleich, um Zutrauen zu erwecken, größeres Papiergeld, was ich wechseln wollte, und durch dieses, meinen Kredit begründende Mittel kam ich endlich nicht allein, nachdem der Gastwirt, der zugleich die Polizei versah, meinen Paß gehörig beantlitzt hatte, zu einem recht guten Nachtquartier, sondern der Wirt brachte mich auch am andern Morgen auf einem nach Prag zurückgehenden Wagen unter.

Nach einem Aufenthalt von einem Tage ging von hier die Postkutsche nach Krakau ab, und ich rollte nun ganz gemächlich nach dem geliebten Vaterlande. Da ich mich in meinem Postwagen aus Vorsicht immer sehr schweigsam verhielt, so begegnete mir auch wenig Bemerkenswertes. Um mich her beklagte die Postgesellschaft gewöhnlich Preußens Schicksale und hielt seinen gänzlichen Untergang für gewiß; während ich die dadurch in mir geweckten trüben

Empfindungen natürlich nicht äußern mochte, steigerten sie sich nur noch, als unser Weg uns über einen Teil des Schlachtfeldes von Collin führte; auch zu jener Zeit sah es mit Preußen sehr betrübt aus; dies war der Gedanke, der sich endlich meiner bemächtigte und mir eine neue Hoffnungsbrücke baute.

In Brünn hätte ich mir bei einem Haar durch eine Unvorsichtigkeit einen unangenehmen Handel bereiten können, und zwar sonderbar genug durch ein Gelüste, dem ich sonst durch mein ganzes Leben nicht gefröhnt habe, nämlich durch einen Anfall von Leckerei. Wir kamen gerade zur Mittagszeit in der genannten Stadt an und fuhren gleich vor einem ansehnlichen Gasthofe vor. Auf dem bereits gedeckten Tisch lagen zwei Speisezettel, deren einer lauter Fleisch-, der andere nichts als Fastenspeisen enthielt. Von diesen letzteren hatte ich oftmals von Gutschmeckern preisend erzählen hören, und so wandelte mich die Lust an, dies auch einmal zu versuchen. Ich ließ mir also eine Fastenspeise geben, fand sie ganz wohlschmeckend und bildete mir daher meinen ganzen Mittag aus lauter derartigen Schüsseln, ohne daran zu denken, daß ich deswegen beobachtet werden könnte. Als wir aber wieder die Postkutsche bestiegen, setzte sich auf einmal ein katholischer Ordensgeistlicher, der zu der Reisegesellschaft gehörte und sich bis dahin sehr entfernt von mir gehalten hatte, neben meinen Sitz mit den Worten: „Da ich gesehen habe, daß Sie ein rechtgläubiger Christ sind, so will ich lieber bei Ihnen als neben den anderen Sündern sitzen.“ Ihm gerade zu sagen, daß ich nur aus Neugierde oder Mutwillen Fastenspeisen gegessen hätte, schien mir in meiner damaligen Lage, und unbekannt mit den inneren Landesverhältnissen, etwas bedenklich, und mich für einen Katholiken auszugeben, dagegen unwürdig, so

daß ich zu einigen diplomatischen Redensarten meine Zuflucht nahm, und als mein sehr zelotischer Nachbar immer eifriger in mich drang, verschanzte ich mich hinter das Vorrecht eines Tag- und Nachtreisenden und schlief zu seinem großen Aerger ein. Glücklicherweise erreichten wir bald die nächste Station, wo ich von meiner gefährlichen Nachbarschaft erlöst wurde.

In Olmütz mußten wir, die Wiener Post abwartend, einen Tag liegen bleiben. Es traf sich, daß in dem Gasthause, in dem ich einkehrte, die Gesellschaft ebenso wie in dem Gasthause, welches ich in Prag bewohnt hatte, größtenteils aus österreichischen Subalternoffizieren bestand. Ich hielt mich meinem angenommenen Stande gemäß in einer gewissen Entfernung. Allein wider meinen Willen ward ich in ihren Kreis gezogen und lernte ebenso ihre Gutmütigkeit als auch ihr gegen die anderen Stände wenigstens nach preußischem Maßstabe sehr gedrücktes Verhältnis und zugleich ihre Unbekanntschaft mit gewöhnlichen Lebensansichten, sobald diese außer ihrem täglichen Kreise lagen, kennen. Die Frau Gastwirtin in Olmütz, eine wohlbeleibte stattliche Figur, die, wie es schien, das ganze Hauswesen, den Ehegemahl mit eingerechnet, streng regierte, hatte mich aufgefordert, sie und ihre Tochter des Abends nach dem Schauspiel zu begleiten. Dort fand sich noch ein Artillerieleutnant zu uns, der, wie ich erfuhr, der Verlobte der Tochter war. Wir gingen gemeinschaftlich bei einem etwas rauhen Winde nach Hause, und unterwegs hofmeisterte die Mutter, und also in Gegenwart von zwei jungen Männern, die Tochter auf das ernsthafteste: daß sie aus Eitelkeit nur einen Kattunrock über das Hemde und die von diesem gedeckten Gliedmaßen gehangen habe und beschrieb dies und die daraus entstehenden üblen Folgen



mit einer solchen Offenheit, daß ich, trotz einer guten Portion Soldatendreistigkeit, doch einmal über das andere mein Erröten fühlte; so sind die Sitten der Länder verschieden, was in dem einen eine weibliche Zunge sich auszusprechen schämen würde, gilt in dem anderen als eine ganz unverfängliche Redensart.

Durch Böhmen und Mähren war ich von den Behörden, denen ich in jeder Stadt meine Pässe zeigen mußte, mit sichtbarem Mißtrauen behandelt worden.

Als ich aber Tetschen erreicht hatte, änderte sich meine Lage plötzlich. Es bestand von hier bis Bialystok in Neu-Ostpreußen mit Genehmigung der österreichischen Regierung eine offene Straße für alle, welche von Schlesien zur Armee nach Preußen wollten, und die Behörden zeigten jedem derartigen Pilger große Bereitwilligkeit zur Beförderung seines Zweckes, so daß ich von hier ab ohne alle weiteren peinlichen Verhöre meine Reise über Krakau und Lublin nach Siemiaticze, dem äußersten damaligen preußischen Posten, fortsetzen konnte.

Der erste Teil meines so lange genährten Wunsches war also glücklich erreicht; ich stand wieder auf preußischem Boden, war wieder unter preußischen Beamten und hatte Ursache genug, Gott recht herzlich dafür zu danken. In Bialystok, wohin mich mein Weg nun führte, fand ich an dem Kammerpräsidenten Wagner einen alten Freund und Bekannten, der mir nicht allein die erste zusammenhängende Uebersicht unserer damaligen Lage gab, sondern mir auch einen Vorspannpaß zu meinem schnelleren Fortkommen einhändigte, durch dessen Hilfe ich über Augustowo und mit kurzem Aufenthalt in Gumbinnen am 28. April in Bartenstein, dem damaligen Hauptquartier der beiden verbündeten Monarchen und ihres Feldherren, des Generals Bennigsen, eintraf.

So hatte die wunderbare Fügung des Schicksals mich nun wieder nach jener Stadt zurückgeführt, aus der ich vor ungefähr einem halben Jahre voller Hoffnungen meinen Kriegszug antrat. Ich war wieder in den Mauern, die mit geringen Unterbrechungen beinahe zwanzig Jahre hindurch meinen Aufenthaltsort bildeten und in denen ich unter manchen Kreuz- und Querzügen vom Jünglinge zum Manne reifte. Aber unter welchen Veränderungen betrat ich diese Straßen, wie hatte sich für den Augenblick die ganze innere Form dieser sonst ruhigen Landstadt verändert, wahrlich, die Zauber eines Feenmärchens sind nicht viel Größeres hervorzubringen im stande. Aus jenem Fenster, aus dem mir sonst der Blick eines Kameraden freundlich zuwinkte, starrte nun das sorgenschwangere Gesicht eines Diplomaten, der in dem gegenwärtigen Hauptquartier neue Kriegsbündnisse zu schließen beabsichtigte. Eine Dachstube, in der ehedem ein ehrlicher Unteroffizier mit seiner Ehehälfte und einer zahlreichen Schar künftiger Vaterlandsverteidiger hauste, beherbergte jetzt einen mit Stern und Kreuzen geschmückten Kriegsherren; die oberen Fenster unseres alten Medizinapothekers, die man sonst nur an Feier- oder Reinigungstagen geöffnet zu sehen gewohnt war, bildeten jetzt die Wohnung des Königs, und in den Zimmern des Superintendenten, in denen ich sonst häufig mit diesem Schach gespielt hatte, wohnte der Kaiser Alexander, der nun in diesem geistlichen Hause ebenso eifrig die Politik trieb, als seinen lebhaften Blick nach den schönen Kindern des Landes umherschweifen ließ. Kurz, wohin ich auch nur blickte, fand ich eine kaum glaubliche Veränderung aller bisherigen Verhältnisse: die Einwohner des Ortes, die provinziellen Sitten, der ruhige Charakter einer Landstadt, alles war in den Hintergrund getreten; ein Gemisch

fremder Sprachen, hauptsächlich von russischen Kriegern und zahlreichen französischen Gefangenen, die man frei herumgehen ließ, gebildet, durchschwirrte die Straßen, auf denen aus allen Ecken herbeigeströmte Marketender und Kaufleute ihre Waren feil hielten und dem Orte das Ansehen einer großen Messe gegeben haben würden, wenn nicht sich kreuzende Kriegstransporte und Durchmärsche eine anderweitige Tendenz ausgesprochen hätten. Ich konnte im Anfang nicht aufhören, diesen sonderbaren Metamorphosen bis in das kleinste Gäßchen nachzuspüren. Doch nur zu bald lenkte sich mein Blick auf die eigentliche Veranlassung zu diesem Wechsel, verdrängte die ersten Aufwallungen der Freude und Neugierde, weckte in dem preußischen Herzen tiefen Kummer; ich konnte es mit diesen aufgeregten Gefühlen, mit diesem Vergleichen der Vergangenheit mit der Gegenwart in der Stadt nicht aushalten, ich mußte, um Luft zu schöpfen, ins Freie und lief so nach einem aus alter Zeit mir lieben Erholungsorte, dem hart an der Stadt gelegenen Schloßberge, auf dem wenigstens damals noch einzelne Mauertrümmer der alten deutschen Ritterburg umherlagen. Hier lag das Getöse der vielfach belebten Stadt unter mir, und mein Blick schweifte unter den Wachtfeuern umher, die sich bei dem Anfange der Dämmerung nun in den zerstreuten Kantonnements zu zeigen anfingen. So glaubte ich nun ungestört meinen Träumereien nachhängen und meinen künftigen Lebensplan ruhig überdenken zu können. Doch schnell ward ich durch eine Unterhaltung in verschiedener Sprache geweckt, aus dem weitgedehnten Gebiet meiner Träume in die platte Wirklichkeit gezogen. Eine jener weltbürgerlichen Schönen, die in dem Erguß ihrer Liebe keiner politischen Nationalfeindschaft Raum geben, hatte an der Hand eines

gefangenen italienischen Offiziers und eines donischen Kosaken hart hinter mir auch auf den alten Schloßtrümmern sich einen Ruheplatz ausgesucht, und die Laute vom Po oder dem Tiber sowie die Sprache vom Don vereinigten sich mit dem natangischen Provinzialdialekt und einiger lebendigen Mimik, um auf den Mauersteinen keuscher Ordensritter der Venus eine Hymne zu singen. Dies war für den heutigen Tag das letzte lebende Bild, welches in bunter Reihe bei mir vorüberzog. Glücklicherweise hatte das letzte Tableau einen solchen Anstrich von Karikatur, daß ich dadurch meine gewöhnliche heitere Lebensansicht wieder erhielt und mit Lachen meiner durch die Güte meines ehemaligen Hauswirts erhaltenen Schlafstelle zueilte; es war dies die Kammer, in der ich sonst mein Sattelzeug aufbewahrte, indes unter den gegenwärtigen Umständen ein sehr anständiges Unterkommen.

Wenn der Mensch auch noch so vielseitig seine Pläne überlegt, sie ohne Nebenzwecke mit der redlichsten Absicht unternimmt, niemals kann er doch des Erfolges derselben gewiß sein, da eine Menge fremder Einwirkungen, die außer dem gänzlichen Bereich unserer Kräfte liegen, bei dem Gelingen oder Mißlingen eines Unternehmens entscheiden. Der Mensch soll daher zwar überlegen und seine Entwürfe ordnen, als wenn er Herr der Begebenheiten sei, aber wenn er dies redlich gethan hat, dann soll er auch demütig zu dem emporblicken, der alle Weltbegebenheiten lenkt, und sich etwas Glück erbitten.

Dies letztere ward mir nun bei meinem gegenwärtigen Unternehmen wieder recht auffallend zu teil. Ich war für meine Angelegenheiten zu einer sehr glücklichen Stunde nach Bartenstein gekommen; die Souveräne und ihre Begleiter, mit Ausnahme des Generals Bennigsen, der indessen

dem allgemeinen Strome nachgeben mußte, dachten in jenem Augenblick an nichts als an das Ergreifen der Offensive, und dazu brauchte man Offiziere. Ich ward daher, als ich mich meldete, sehr gütig aufgenommen, einzelne Notizen, die ich aus Deutschland und Oesterreich mitbrachte, schienen nützlich, und so stellte mich der König gleich wieder als Kapitän im Generalstabe bei einem russischen Korps, welches am Narew stand, an, befahl mir, nach Königsberg zu gehen und mich so schnell als möglich wieder zu equipieren. Auch dies ward mir durch ein Zusammentreffen glücklicher Ereignisse ungewöhnlich erleichtert. Ein Bedienter, der schon viele Jahre bei mir war, hatte von dem Schlachtfelde von Auerstädt drei meiner Pferde und den größten Teil meiner Sachen nach Preußen gerettet; liebe Freunde, die ich unter den Gutsbesitzern in Preußen hatte, teilten sich sogleich in die Pferde, jeder fütterte eines für mich aus, und ich fand sie alle wohlbehalten wieder, so daß ich nur noch kleiner Ankäufe bedurfte, um meine neue Bestimmung anzutreten. Bei diesem schnell in Königsberg abgemachten Geschäft wurde mir auch noch die Bekanntschaft der nachher so berühmt gewordenen Frau von Krüdener zu teil, sie hielt sich damals in Königsberg auf und beschäftigte sich, noch ohne die geringste Spur von Schwärmerei, die sie späterhin so irre leitete, auf eine sehr thätige und edle Art mit der Pflege der zahlreichen Kranken in den Lazaretten. Durch einen meiner Freunde hatte sie meine Bestimmung zu dem russischen Korps am Narew erfahren, ließ mich zu sich bitten und gab mir einen mir sehr vorteilhaft gewordenen Brief an den Befehlshaber desselben, den General Tutschkow, indem sie mir sagte: daß es ihr Hauptzweck sei, durch jedes ihr zu Gebote stehende Mittel zum guten Einverständnis zwischen Russen und Preußen beizutragen. Natürlich mußte

ich ihr recht herzlich dafür danken, und ich kann wohl sagen, daß ich mich selten einer interessanteren weiblichen Unterredung erinnere, als mit dieser damals in jeder Hinsicht recht liebenswürdigen Frau, die mit äußerer großer Anspruchslosigkeit die Formen feiner Weltbildung sehr glücklich verband.

Die Kämpfe in Ostpreußen.

Nachdem ich nun nach Bartenstein zurückgekehrt war und meine neuen Dienstanweisungen erhalten sollte, scheint es mir vorher zum besseren Verständnis der nun zu schildernden Ereignisse notwendig, eine zusammenhängende Uebersicht des Feldzuges in Ostpreußen bis zu dieser Periode zu geben, um daran die Schilderung der wechselseitigen Stellungen beider kriegführenden Teile in dem Augenblick meiner Wiederanstellung knüpfen zu können. Es wird wenige Feldzüge geben, die so unvorbereitet und daher auch übel geordnet wie der im Jahre 1806 an der Weichsel eröffnet wurden; dies muß man in billige Erwägung ziehen, wenn man die nun folgenden Unternehmungen richtig beurteilen will.

General Bennigsen war bekanntlich mit einem zur Unterstützung der preußischen Armee in Sachsen bestimmten russischen Hilfskorps auf dem Marsch gegen die Weichsel begriffen, als ihn die Nachricht von dem Verlust der Schlachten von Jena und Auerstädt ereilte. Unter diesen Verhältnissen war es ihm nicht zu verargen, daß er seinen Marsch nur bis zur Weichsel ausdehnte und hier eine Stellung von Thorn bis Warschau zu nehmen versuchte. Bei Thorn stand der preußische General L'Estocq mit den in Ostpreußen gesammelten und aus Sachsen geflüchteten

Truppen; Warschau wurde durch die preußische Division des Generals Sedmoralzky besetzt und hatte zugleich unter dem preußischen General Köhler eine Besatzung von einigen Regimentern. Die Insurrektion in Südpreußen machte bei der Schlaffheit der Regierung und dem gänzlichen Mangel allgemeiner Maßregeln reißende Fortschritte. Unvorsichtig hatte man die aus lauter Eingeborenen gebildeten Regimenter in dieser Provinz gelassen, die sich nun durch ungewöhnliche Desertionen auflösten. Dies alles beunruhigte den General Sedmoralzky dergestalt, daß er, ohne einen besonderen Angriff abzuwarten, Warschau verließ und sich mit den ihm folgenden Ueberresten der preußischen Garnison auf das rechte Weichselufer zog, worauf nun Bennigsen ebenfalls besorgt gemacht wurde und nicht allein einen übereilten Rückzug gegen Ostrolenka antrat, sondern auch dem General L'Estocq befahl, Thorn zu verlassen und sich in der Richtung auf Nowogrod am Narew mit ihm zu vereinigen.

Auf diesem Rückzuge erhielt Bennigsen nun die Nachricht, daß ein gleich starkes Korps wie das seinige (circa 50—60 000 Mann) unter dem General Buxhövden zu seiner Verstärkung im Anmarsch sei und der Feldmarschall Kamenskoy zum Oberbefehlshaber ernannt wäre. Bennigsen faßte nun den Entschluß, wieder vorzurücken (vielleicht hatte er auch vom Kaiser den Befehl dazu bekommen); die Franzosen waren indes bereits auf das rechte Weichselufer übergegangen und hatten Thorn besetzt, so daß die russischen Vorposten nur bis zur Wkra, L'Estocq bis Strasburg vorzugehen imstande waren. Daß Preußen die Festung von Thorn vernachlässigt und ebensowenig bei Modlin eine Festung erbaut hatte, entschied hauptsächlich über den folgenden nachteiligen Gang des Feldzuges. Blieben die

beiden genannten Punkte in den Händen der Preußen, so wäre Napoleon in dieser Jahreszeit wahrscheinlich nicht auf das rechte Weichselufer übergegangen.

Auf diesem Vormarsch nach der Wkra traf der Feldmarschall Kamenskoy, dem das Korps unter dem General Buxhövden in kurzer Entfernung folgte, bei Bennigsen ein. Kamenskoy war ein alter, abgelebter Mann voller Sonderbarkeiten, der dabei noch die Manie hatte, auf eine nicht glückliche Art die Eigentümlichkeiten Suworows nachzuahmen. Seine physischen Kräfte waren bald erschöpft; er beurteilte die Kriegslage durchaus unrichtig und befahl auf einmal einen übereilten Rückzug bis nach der russischen Grenze. Diese Anordnungen, sowie viele Blößen, die er sich gab, benutzte Bennigsen mit der ihm eigenen Schlauheit, um den alten Kamenskoy für schwachsinnig zu erklären und sich seinem Kommando zu entziehen. Die Franzosen hatten unterdes die russische Linie an der Wkra überwältigt und rückten in den Richtungen auf Pultusk, Golymin, Chiechanow und Mlawa vor. Bennigsen konzentrierte den größten Teil seines Korps bei Pultusk und entschloß sich, hier die Schlacht anzunehmen, während Buxhövden bei Makow angekommen war und eine Division zur Unterstützung von Bennigsen nach Golymin vorgeschoben hatte. Die Standhaftigkeit der russischen Truppen, sowie der durch die üble Jahreszeit ganz aufgeweichte Boden, der den Franzosen keine Seitenbewegungen erlaubte, vereinigten sich und ließen so Bennigsen den Wahlplatz behaupten, der aus diesem Grunde und mit einigem Recht sich als Sieger ansah.

Wäre die russische Armee nicht eigentlich ohne Kommando gewesen, und hätte eine Mitwirkung des Buxhövdenschen Korps, welches bereits so nahe stand, stattgefunden,

so würde dies den Sieg weit entscheidender gemacht haben und die französische Armee, welche durch das ihr fremde Klima mehr als die russische angegriffen war, ohne Zweifel wieder über die Weichsel geworfen worden sein. Allein eine Vereinigung mit Buxhövden, der der ältere General war, lag durchaus nicht in dem Plane von Bennigsen, und so zog er trotz seinem Siege erst nach Ostrolenka und ging dort sogar auf das linke Narewufer unter dem Vorwande, daß es an Lebensmitteln fehle, über. Buxhövden forderte Bennigsen fortdauernd auf, sich mit ihm zu vereinigen und die Offensive gegen den Feind zu ergreifen, allein Bennigsen, der hier nur ganz allein nach seinen egoistischen Plänen handelte, setzte seinen Rückzug unter nichtigen Vorwänden fort und vermied jede Zusammenkunft mit Buxhövden. Als Bennigsen auf diese Art in Nowogrod angekommen war, kam Buxhövden unerwartet zu ihm, und nun wurde festgesetzt, daß Bennigsen auf das rechte Narewufer übergehen und daß dann beide Generale einen Marsch, durch die Seen in Ostpreußen gedeckt, unternehmen und sich auf die linke Flanke des Feindes werfen wollten. Am andern Morgen aber erklärte Bennigsen, und zwar in dem Augenblick, in dem eine Division des Buxhövdenschen Korps vor seinen Augen den Narew passierte, daß wegen des Eisganges er mit seinem Korps nicht über den Fluß kommen könne und daher nach Tykoczin marschieren müsse, um sich über Goniadz und Ossowiecz bei Kolna mit Buxhövden zu vereinigen. Die Franzosen verfolgten diesen fortgesetzten Rückzug der Russen nur mittelmäßig; sie bedurften in vielfacher Hinsicht der Erholung, und ihr Hauptheer sollte zwischen Thorn und Ostrolenka Kantonierungsquartiere beziehen. Um diese Zeit erreichte Bennigsen sein durch Verzögerung schlau erstrebtes Ziel; die kaiserliche Antwort auf

seinen Bericht von der Schlacht von Pultusk kam zurück, und infolge derselben ward Buxhövden zurückberufen und dem Sieger bei Pultusk der Oberbefehl über das ganze Heer erteilt.

Nun entschloß sich Bennigsen, den früher von Buxhövden vorgeschlagenen Plan auszuführen. Ein Korps unter dem General Essen blieb zur Täuschung der Franzosen am Narew stehen, während die russische Armee, verdeckt durch die Ostrolenkaer und Johannesburger Wildnis, schnell die in Ostpreußen befindliche zahlreiche Kette von Seen durchzog. Der linke Flügel der Franzosen unter Bernadotte und Ney war in dieser Zeit gegen Königsberg bis Eylau vorgedrungen, Bennigsen, bei dem Städtchen Rhein angekommen, glaubte diese beiden französischen Korps abschneiden zu können und wählte deshalb die Marschlinie auf Heilsberg und Liebstadt. Der General L'Estocq vereinigte sich mit dieser Bewegung und drang zur Deckung der russischen rechten Flanke aus dem Innern von Ostpreußen über Mohrungen gegen Graudenz vor. Die Franzosen unter Bernadotte und Ney entzogen sich indes durch schnelle Märsche dem sie bedrohenden Manöver und entkamen nach einzelnen kleinen Verlusten glücklich, indem sie sich in der Richtung auf Gilgenburg ihrem Heere zu nähern suchten.

Bei Liebstadt angekommen, machte Bennigsen auf einmal Halt, gab die bis dahin geführte Offensive auf und schob nur Vorhut nach Allenstein und Liebemühl vor. Napoleon hatte unter der Zeit sein Hauptheer bei Ortelsburg gesammelt und ging nun zum Angriffe über, indem er fortdauernd den russischen linken Flügel und die Kommunikationen mit Königsberg bedrohte, wodurch Bennigsen zu dem fortgesetzten Rückzuge nach diesem seinem Hauptdepot

veranlaßt wurde, so daß das L'Estocqsche Korps, welches einen größeren Bogen zu beschreiben hatte, dadurch in Verlegenheit geriet und ein Teil desselben bei Waltersdorf auch einen sehr bedeutenden Verlust erlitt. Bei Eylau nahm Bennigsen bekanntlich die Schlacht an. Die russische Infanterielinie schlug die durch die Stadt vordringenden Angriffe der Franzosen mehreremale und mit großer Energie zurück; ob Bennigsen wegen der in seiner linken Flanke vordringenden französischen Kolonnen besorgt wurde oder sonst andere Gründe hatte, um die Schlacht abzubrechen, ist mir unbekannt, da ich nicht Augenzeuge war; genug, er befahl den Rückzug. Unter dieser Zeit kam L'Estocq mit einem Teil seines Korps, hauptsächlich von dem Chef seines Generalstabes, dem damaligen Obersten Scharnhorst, geleitet, aus der Gegend von Zinten auf dem russischen rechten Flügel an, ging rasch hinter der Linie nach dem linken Flügel und warf sich dort mit großer Entschlossenheit auf die französische Kolonne, die er auch vollständig zurückschlug. Dadurch waren nicht allein auf der ganzen Linie die französischen Angriffe zurückgewiesen, sondern auch auf dem linken Flügel etwas Terrain gewonnen. Da indes der bereits zurückgerittene Feldherr den Rückzug einmal befohlen hatte, so konnte diese inzwischen eingetretene Siegesepisode nur zu einem ruhigeren Rückzuge benutzt werden, den das russische Heer auch auf Königsberg, als seinen Magazinort, fortsetzte. Scharnhorst erwarb sich hier wiederum das Verdienst, daß er dem General L'Estocq vorschlug, nicht jener Direktion zu folgen, sondern sich in der Richtung von Domnau nach der Alle zu ziehen; dadurch blieb er nicht allein, wenn die Franzosen die Russen verfolgen wollten, in der Flanke der ersteren, sondern deckte auch dem Bennigsenschen Heere seine einzige Rückzugsstraße

von Königsberg über Wehlau nach Tilsit. Unter allen diesen Umständen verfolgte Napoleon die Russen bis Königsberg nur sehr vorsichtig, ging endlich sogar bis an die Passarge zurück. Sein Heer, welches sich nach dem Urteil aller Augenzeugen bedeutend aufgelöst hatte, mußte neu geordnet werden und war der Erholung höchst bedürftig. Bennigsen brach darauf auch aus Königsberg wieder vor; statt aber die Franzosen mit Energie zu verfolgen, deren Rückzug auf diesen Fall bis zur Weichsel bereits angeordnet war, mußten die Russen an der Alle Halt machen und dort Quartiere beziehen.

Es mag sein, daß dem russischen Heere auch einige Erholung wünschenswert schien und daß seine Verpflegung nicht die vorzüglichste war. Allein, — so haben mir es wenigstens Augenzeugen versichert — sowohl die russischen Truppen, als auch besonders das L'Estocqsche Korps waren wohl imstande, die viel mehr entkräfteten Franzosen bis zur Weichsel zu verfolgen. Hierauf ging Bennigsen nicht ein, und unter dem Vorwande, seine Verpflegung zu ordnen und die aus dem Innern von Rußland anmarschierenden Verstärkungen abzuwarten, machte er, wie schon erwähnt, an der Alle Halt und gab dadurch die ihm von der Gunst des Schicksals gebotenen Siegesfrüchte eigentlich aus den Händen. Denn da Napoleon sich nicht weiter gedrängt sah, so blieb er an der Passarge stehen, bemächtigte sich der großen Getreidevorräte in Elbing, die man wegzuschaffen oder zu vernichten verabsäumt hatte und ohne die das französische Heer nicht füglich am rechten Weichselufer hätte subsistieren können, und erhielt dadurch die Mittel, durch seine bei Osterode und an der Passarge sehr geschickt gewählte Stellung die Belagerung von Danzig zu decken. Das Hauptquartier Napoleons war erst in Osterode, als

er aber sah, daß die Feinde Halt machten, kam es nach dem Schlosse Finkenstein bei Mohrungen. Der linke Flügel hatte die Stadt Braunsberg und das linke Ufer der Passarge besetzt, auch auf mehreren Punkten am rechten Ufer dieses Flusses Brückenköpfe, die Mitte stand in Guttstadt, der rechte Flügel in Allenstein, dahinter kantonierten die übrigen Armeekorps bei Liebstadt, Mohrungen und Osterode. In Neidenburg hielt ein polnisches Korps neu errichteter Truppen die Verbindung mit dem französischen Korps am Narew, dessen Hauptquartier in Pultusk war. Die Stellung der Armee unter Bennigsen war dagegen folgende. Der rechte Flügel, welchen das L'Estocqsche Korps bildete, stand gegen Braunsberg und am rechten Ufer der Passarge, die Mitte des russischen Heeres bei Heilsberg, wo man an einer verschanzten Stellung arbeitete, und der linke Flügel reichte bis gegen Seeburg. Der Hetmann Platow mit 5000 Kosaken, einem Jäger- und einem Husarenregiment hatte Ortelsburg, Passenhain und Willenberg besetzt und bildete so die Verbindung mit dem russischen Korps am Narew, welches in der Gegend von Ostrolenka stand und zu dem ich gegenwärtig bestimmt war.

Von den preußischen Behörden, bei denen ich mich nun zu meinem Abgange meldete, erhielt ich nur gutgemeinte, aber sehr allgemeine Aufforderungen: um den russischen General, zu dem ich jetzt hingehen sollte, zu einer kühnen Offensive zu ermuntern, damit das seinem Falle schon nahe Danzig gerettet würde. Den Tag vor meiner Abreise wurde ich denn auch zu diesem Feldherren gerufen, der das Haus bewohnte, welches früher mein alter General Wildau inne hatte, und mich sogar in derselben Stube empfing, in der ich Jahre lang täglich als Adjutant bei meinem ehemaligen Regimentschef war.

Bennigsen, eine lange, hagere Gestalt, zwar etwas durch Krankheit und Alter angegriffen, aber mit einem guten kriegerischen Anstande und geläufiger Rede, eröffnete sogleich das Gespräch, indem er von nichts als angreifen und vernichten des Feindes sprach. Allein das Gespräch blieb fortdauernd in dem Gebiete allgemeiner Redensarten, von einem zusammenhängenden Plan war nicht die Rede und nachdem dies etwa eine Viertelstunde gedauert haben mochte, bekam ich noch einige für meine Persönlichkeit wohlwollende Aeußerungen, worauf sich der General in sein Zimmer zurückzog. Indem ich nun den Inhalt dieser mich nicht sonderlich befriedigenden Rede noch einmal in Gedanken durchlief, fiel es mir auch ein, mich nach der Ursache des Klopfens umzusehen, welches ich während der ganzen Unterredung hinter mir gehört hatte. Was war es? Der damalige Chef des Generalstabes, der General Steinheil, nagelte mit eigener hoher Hand die bekanntlich aus 25 Sektionen bestehende sogenannte Schröttersche (eigentlich Engelhardsche) Karte von Ost- und Westpreußen an die Wand des Zimmers. Dieses häusliche Einrichten war in der That ein starker Kontrast gegen die mir soeben angekündigten unaufhaltsamen Offensivoperationen.

Wenn ich es mir hier noch vorbehalte am Schlusse des Feldzugs über das Benehmen von Bennigsen einige Bemerkungen niederzuschreiben, so glaube ich doch den folgenden ihn betreffenden Zug seiner Eigentümlichkeit wegen jetzt schon mitteilen zu können. Ein litauischer Jude, Namens Meyrowitz, war der Hauptlieferant des russischen Heeres, welches durch ihn fortdauernd schlecht verpflegt ward; nichtsdestoweniger erfreute sich der Lieferant einer besonderen Gunst des Feldherrn, und diese ging so weit, daß Meyrowitz jeden Morgen ein Frühstück in den Vor-

zimmern des Generals in Bartenstein anordnete. Jedermann, vornehm oder gering, buhlte um die Gunst, zu diesem auch mit Schinken und Wurst wohl versehenen Frühstück eingeladen zu werden, denn es war dies die sicherste Gelegenheit, mit Bennigsen über Geschäfte zu sprechen.

Nach alledem, was ich in dem Hauptquartier über unsere damalige Lage erfahren hatte, war es in der That mehr das Gefühl der Pflicht und der Haß gegen den Feind meines Vaterlandes als die gegründete Hoffnung des Gelingens, die mich mit aller möglichen Eile zu meiner neuen Bestimmung trieb, doch auf dem Wege dahin gab es unerwartet einen neuen Unfall, der sehr leicht meine ganze Wirksamkeit beenden konnte. Ich hatte mir in Königsberg ein junges Pferd gekauft, welches ich auf dem Marsch thätig zu machen suchte, dies wäre vielleicht auch recht gut gegangen, wenn nicht die Wege, damals mit marschierenden Trupps, Wagenkolonnen 2c. überdeckt, dem jungen Tiere jeden Augenblick fremde Gegenstände gezeigt, es fortdauernd aufgeregt hätten. Bei einer solchen Veranlassung strafte ich es zu übereilt, und so sprang das Pferd aus dem Wege heraus in eine zur Seite liegende tiefe Grube, wo wir uns einigemal übereinanderwälzten. Daß bei diesem Uebereinanderschlagen weder ich noch mein Pferd einen bedeutenden Schaden litt, ist mir wirklich jetzt noch rätselhaft, und nebenbei hatte ich noch das große Glück, daß ich nicht auf meinen verwundeten Fuß, sondern auf die gesunde Seite fiel. Wieder zu Pferde zu steigen, war mir trotz aller Anstrengung nicht möglich, und ich mußte mich auf den Wagen, der meine Sachen enthielt, heben lassen. Ich empfand im Anfange sehr bedeutende Schmerzen, da ich mir aber im nächsten Dorfe Umschläge von kaltem Wasser machen ließ, so trat meine gesunde Natur auch wieder ins Mittel, ich konnte,

wenn auch fahrend, meine Reise fortsetzen und erreichte mit einer sehr geringen Verzögerung die mir gegebene Bestimmung und das ungefähr zwei Meilen von Ostrolenka auf dem linken Narewufer belegene Dorf Grodzisk, in dem der General Tutschkow sein Hauptquartier hatte.

Der General empfing mich sehr wohlwollend, und ich hatte bald Gelegenheit, in ihm einen höchst achtenswerten Mann kennen zu lernen. Auch mit seiner Umgebung gelang es mir, in ein recht freundliches Verhältnis zu treten, so daß ich für meine Person mit dieser Anstellung wohl zufrieden sein konnte. Minder günstig war dagegen meine Stellung in Hinsicht des mir aufgegebenen Bemühens: daß dieses Korps die Offensive ergreifen solle. Denn als ich mit den Redensarten von Bennigsen hervortrat, bemerkte ich sehr bald, daß auf eine derartige Unternehmung nicht zu rechnen sei. Tutschkow erwiderte mir, daß dazu ein bestimmter Befehl von Bennigsen notwendig sei, und dies um so mehr, da die Hauptarmee schon seit Monaten jeden Gedanken auf einen Angriff selbst aufgegeben habe. Aus allen Reden unseres Hauptquartiers ward es klar, daß man kein Vertrauen zu der Aufrichtigkeit der von Bennigsen geäußerten Meinungen hege und daß man sehr vorsichtig gegen ihn zu Werke gehen müsse, da er hauptsächlich immer mit seinen Privatzwecken beschäftigt sei. Ob dies alles begründet war oder hauptsächlich aus einer Abneigung gegen Bennigsen als Ausländer entsprang und zugleich eine Quelle in einem weit verbreiteten Mißtrauen, welches ich damals in der russischen Armee unter den höheren Offizieren bemerkte, hatte, will ich nicht geradezu entscheiden, wahrscheinlich waren alle soeben angeführten Dinge hiebei im Spiel.

Das Tutschkowsche Korps bestand zur Zeit meiner

Ankunft aus zwei Divisionen und mochte ungefähr 18000 Mann stark sein. Die Stellung desselben war folgende: Eine Vorpostenlinie, größtenteils aus Kosaken gebildet, beobachtete den Narew von Rozan bis gegen Sierock. In Wonzewo und Czerwin waren zwei Lager, jedes zu zwei Regimentern Infanterie, formiert, wobei die zu diesen Lagern gehörige Reiterei in den umliegenden Dörfern kantonierte; den Narew von Rozan bis Ostrolenka beobachtete der General Siewers mit einem Dragonerregiment. Mit der Avantgarde des ganzen Korps stand der damalige Generalmajor, gegenwärtige Feldmarschall Fürst Wittgenstein in Ostrolenka. Von Ostrolenka zog sich eine Kosakenlinie über Dilewo und Rossogen nach der Stellung des Hetmann Platow; als Unterstützung jener Linie stand der Fürst Wolkonsky mit seiner Division bei Lipniky am Skwa.

Von der Stellung und Stärke des Feindes hatte man nicht ganz vollständige Nachrichten; Sierock und Pultusk waren durch die bayrische Division besetzt und an beiden Orten Brückenköpfe angelegt; in Drensewo, Ostrolenka gegenüber, stand ein französisches verschanztes Lager von zirka vier Bataillonen; zwischen diesen erwähnten festen Punkten wurde der Narew auf seinem linken Ufer von französischer Seite, besonders des Nachts, durch Pikette bewacht; in Przasnitz sollte die Reserve des ganzen von Massena befehligten Korps stehen.

Man sieht aus dieser Uebersicht, daß die Russen keinen überlegenen Feind gegen sich hatten, und daß bei der zerstreuten französischen Stellung es ihnen wohl möglich gewesen wäre, auf einen Punkt mit Uebermacht zu fallen und bis zu einer erst von Osterode möglichen Verstärkung, wozu doch immer einige Tage gehörten, dem Feinde bedeutenden Nachteil zuzufügen.

Es wäre hierbei noch der günstige Umstand zu benutzen gewesen, daß die damalige Provinz Neuostpreußen sich im allgemeinen nicht besonders günstig für die Franzosen ausgesprochen hatte, im Gegenteil, vorzüglich bei dem Bauernstande, die Vertreibung derselben wünschte.

Noch zur Zeit der Schlacht von Heilsberg habe ich von polnischen Gutsbesitzern am Bug den früher schon von ihnen gemachten Antrag bekommen, ein Aufgebot zur Landesverteidigung zu veranstalten, und ich bin für meine Person überzeugt, daß, wenn nicht einseitige militärische Ansichten dies verhindert hätten, diese Männer sich ganz kräftig für uns gezeigt haben würden.

Ungefähr drei Wochen nach meiner Ankunft ward der General Tutschkow krank und erhielt zum Nachfolger den Grafen Tolstoy, den ich seiner persönlichen Verdienste wegen ebenfalls sehr bald hochachten lernte, der indes auch auf der defensiven Bahn seines Vorgängers blieb. Nur einzelne unbedeutende Postengefechte störten daher von Zeit zu Zeit den beinahe friedlichen Zustand unserer Postierungen, bei denen ich im bunten Wechsel der Zeit gegenwärtig diejenigen Stellungen mit verteidigen mußte, die im Feldzuge 1794 unsere damaligen Feinde inne hatten. Die bemerkenswertesten Gefechte waren erstlich ein Ausfall der Bayern aus Sierock und Pultusk, wie es schien, um sich Lebensmittel zu verschaffen, den aber der russische General Löwis bald glücklich zurücktrieb, und dann ein von dem General Tolstoy angeordneter und durch den Grafen Wittgenstein gut ausgeführter Ueberfall auf das vorhin schon erwähnte Lager bei Drensewo. Die Franzosen, durch die Ruhe einiger Wochen sicher gemacht, überließen sich ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit im Wachtdienst, so daß die teils durch Ostrolenka, teils auf Fähren und durch eine Furt

über den Narew am Morgen vordringenden russischen Kolonnen das Lager förmlich umkreisten und nach einem nur geringen Widerstande die Besatzung desselben teils niedermetzelten, teils zu Gefangenen machten, so daß wenige zu entkommen Gelegenheit hatten.

Unter die verschiedenen Aufträge, die mir bei meiner gegenwärtigen Anstellung zu teil geworden waren, gehörte auch der: daß ich aus den gemachten französischen Gefangenen oder Ueberläufern die Deutschen, besonders Westfalen aussuchen und zum preußischen Dienst anwerben sollte. Als ich unter mehreren hundert Gefangenen, die bei dem Ueberfall von Drensewo in die Hände der Russen geraten waren, zu meiner Werbung umherging, redete mich ein Franzose, der ein gebildeter Mensch zu sein schien, mit der Bitte an, ihn für einen Westfalen zu halten und unter dieser Firma von der nicht ohne Grund gefürchteten Reise nach Sibirien zu befreien. Ich konnte natürlich auf ein solches Ansuchen nicht eingehen und versprach ihm nur, mit dem Offizier seiner Eskorte zu reden, allein dies war ihm nicht genug und steigerte nur seine Besorgnis bis zur Verzweiflung, so daß er auf einmal aus dem leisen Gesprächston fiel und in der Ekstase eines Theaterhelden laut ausrief: Mais mon Dieu, voyez donc je suis Prussien! Diese eigenmächtige Naturalisation erregte allerdings ein allgemeines Gelächter, befreite den armen Schelm indes nicht von seiner weiteren Reise.

Außer den beiden erwähnten größeren Gefechten gaben nur noch die Kosaken, dieses achtenswerte Kriegsvolk, unserem langweiligen Leben zeitweilen einige Abwechslung. Ihre immerwährende Thätigkeit, ihr vorzüglicher Ortssinn ließ sie schnell jede Nachlässigkeit des Feindes entdecken, und mit großer Schlauheit von jenen Blößen Vorteil zu

ziehen. So z. B., um nur eine von ihren Neckereien zu erzählen, hatten sie bemerkt, daß die Franzosen in der Spitze eines ausspringenden Bogens des Narew des Nachts ein Pikett ausstellten, welches sich auf einer und derselben Stelle im Gebüsch an einem großen Feuer recht gütlich that und beim Anbruch des Tages sich von diesem Posten ganz zurückzog. Darauf gründeten die Kosaken nun ihren Plan, baten sich von dem nächsten Artillerieoffizier eine gefüllte Granate aus, und zwei von ihnen schwammen am Tage unbemerkt über den Narew, um die Granate auf dem erwähnten Feuerplatz leicht in der Asche zu verscharren. Unbesorgt kam am Abend das französische Pikett wieder auf seinem Platz an, bereitete sich sein Feuer, von dem es indes nur zu bald und nicht ohne Schaden durch die Explosion der Granate verscheucht wurde.

Man muß den Kosaken nicht nach dem Maßstabe der sogenannten zivilisierten Nationen messen, auf diesem Standpunkte erscheint er allerdings roh und zur Gewaltthat geneigt. Aber sieht man in ihm nur das durch lange Sitte ausschließlich zum Krieger gebildete Kind der Natur, dann wird man bald viele ganz bemerkenswerte Seiten an ihm entdecken, deren Besitz uns selbst bei unseren erlernten Kenntnissen zu wünschen wäre. Die Ausdauer, die Thätigkeit, der Ortssinn, das natürliche Urteil des Kosaken sind wirklich bewundernswert, und die schwierigsten Aufträge führt er durch diese Eigenschaften in einem ihm ganz fremden Lande, ohne die Sprache der Einwohner zu verstehen, vortrefflich aus. Dabei ist der Kosak, wenn er nicht bereits leidenschaftlich aufgeregt ist, gutmütig und seinen Vorgesetzten treu ergeben. Ich habe bei meinem mehrfachen Aufenthalt bei der russischen Armee oft Kosaken zu Ordonnanzen gehabt und mich immer ungern von ihnen ge-

trennt. In der unverdorbenen menschlichen Natur liegt der echte Kern von Gold, gegen den mir unsere Kultur nur als Silber erscheint.

Endlich fingen auch die im Innern von Rußland vorbereiteten Heeresverstärkungen an nach und nach einzutreffen, freilich aber so vereinzelt und spät, daß die großen Begebenheiten ohne ihre Mitwirkung entschieden wurden.

Die erste Verstärkung, die dem Tolstoyschen Korps im Anfang Juni zukam, war ein durch den Knees Urakoff geführter Baskirenpulk; der einäugige, schon hochbetagte Anführer stand mit sieben seiner Söhne diesem asiatischen Kriegshaufen vor und ward seiner Eigentümlichkeit wegen ein mir willkommener Gegenstand der Neugierde, doch kann ich leider nicht sagen, daß das Resultat meiner Beobachtungen ganz besonders günstig für diese Nomaden war. Der Baskire steht in jeder Hinsicht als Mensch und auch als Krieger unter dem soeben geschilderten Kosaken. Abschreckend unreinlich, weniger kriegs- als raublustig, war der Kriegsnutzen, den man von ihnen ziehen konnte, in der That nur sehr gering. Ihre langen Spieße bewegten sie nur sehr unbehilflich, und Pfeil und Bogen, die sie führten, waren der Wirkung nach eigentlich nur eine Spielerei. Ich werde späterhin noch Gelegenheit haben, einen nationalen Zug dieser mongolischen Abkömmlinge anzuführen. Wenige Tage nach der obigen Nomadenverstärkung führte auch ein Fürst Gortschakow eine im Innern von Rußland ganz neu errichtete und ganz gut ausgerüstete Division dem Korps zu, welches durchaus um wenigstens zehntausend Streiter verstärkt wurde. Der Fürst Lobanow war zu gleicher Zeit mit zwei ähnlichen Divisionen bei Olita am Memelstrom angekommen.

Wenn diese und ähnliche noch verheißene Verstärkungen meine Kriegshoffnungen aufs neue belebten, so wurden sie leider durch die Nachricht der Uebergabe von Danzig sehr bald wieder niedergeschlagen. Durch Nachlässigkeit einiger russischen Bataillone waren die von ihnen auf dem Holm (einem Teil der Befestigung von Danzig) besetzten Schanzen und mit ihnen die Verbindung der Stadt mit Weichselmünde verloren gegangen. Eine unter dem Befehl des Grafen Kamenskoy zur Wiedereinnahme des Holm bei Weichselmünde unternommene Landung und Angriff der Holmschanzen oder vielmehr des vorliegenden Wäldchens war an der Uebermacht der Feinde gescheitert; in der Stadt soll es an Munition gemangelt haben, und dies alles führte die Kapitulation von Danzig herbei; die Garnison erhielt freien Abzug, sie hatte noch keines der eigentlichen Werke verloren.

Wenn es für jeden Soldaten unbegreiflich sein mußte, daß Bennigsen ruhig dem Fall von Danzig in Bartenstein zugesehen hatte, ohne einen eigentlichen Versuch zum Ersatz zu wagen, so muß es ebenso unbegreiflich erscheinen, daß er jetzt, nachdem Napoleon einen Teil des Belagerungsheeres an sich gezogen hatte, unerwartet gegen das französische Heer eine freilich nur kurze Offensive ergriff. Man kann, um diese Widersprüche auszugleichen, nur annehmen, daß der bestimmte Wille des Kaisers dem kranken russischen Feldherren diese kurze offensive Aufregung abgepreßt habe.

Die auf Guttstadt und nach der Passarge gerichtete Unternehmung des russischen Heeres war, obgleich das L'Estocqsche Korps wegen Unvollständigkeit der ihm aus Bartenstein zugekommenen Befehle nicht die ihm zugeschriebene Aufgabe lösen konnte, und die von dem General,

nachmaligen Feldmarschall Sacken geführte Kolonne angeblich auch zu spät kam (wofür dieser General in Ungnade fiel und degradiert wurde), in ihren ersten Erfolgen ganz gut ausgefallen. Das Neysche Korps, welches die Vorhut des französischen Heeres bildete, war mit bedeutendem Verlust über die Passarge gedrängt, es stand in der Hand von Bennigsen, sich mit Ueberlegenheit auf das bei Allenstein postierte Korps von Davoust zu werfen; doch von alledem geschah nichts. Nach den günstigen Erfolgen der beiden ersten Tage fing Bennigsen auf einmal an, ohne eigentliche Veranlassung, zu zaudern, und endigte damit, daß er in die gar nicht besonders gewählte und verschanzte Stellung bei Heilsberg zurückging. Hier fand die bekannte Schlacht statt, die außer Menschenverlust eigentlich nichts entschied. Als aber die Franzosen auf der Straße nach Königsberg um die linke Flanke der Russen herum zu marschieren anfingen, verließ Bennigsen seine Stellung, zog nach Bartenstein, von da nach Friedland, wo ohne allen Zweck wiederum eine blutige Schlacht geliefert wurde, nach welcher Bennigsen unaufhaltsam über Wehlau an die Memel zog, während L'Estocq, um nicht abgeschnitten zu werden, Königsberg schleunig räumen mußte und nach Tilsit aufbrach, wo denn das ganze verbündete Heer, noch vor Ankunft der nicht besonders heftig verfolgenden Franzosen, über die Memel ging.

Die Nachrichten dieser Kette von Unfällen, die anfangs in Siegesgerüchte verdreht, dann wiederum als Unglücksfälle noch bedeutend vergrößert wurden, kamen Schlag auf Schlag nach unserem Hauptquartier Grodzisk und erregten dort mit vollem Recht große Bestürzung. Da ich meinerseits keine amtliche Veranlassung hatte, an einen nahen Friedensschluß zu glauben, sondern im Gegenteil auf eine

hartnäckige Fortsetzung des Krieges rechnen zu können glaubte, so hielt ich es für meine Pflicht, den General Tolstoy darauf aufmerksam zu machen, daß unsere momentane Lage vielleicht noch vorteilhaft verwertet werden könnte. Ich that dies in einer schriftlichen Eingabe, in welcher ich als ausführbar nachwies, die neu angekommene Division am Narew gegen den Feind, der sich ganz ruhig verhielt, stehen zu lassen und mit den beiden andern Divisionen in Eilmärschen in der Richtung auf Lyck und Goldap vorzurücken, dort die Vereinigung mit dem vorhin erwähnten von Oliva kommenden Fürsten Lobanow zu suchen, um so mit einem Korps von ungefähr 40 000 Mann im Rücken der französischen Armee aufzutreten. Allein die damaligen russischen Verhältnisse gestatteten einem detachierten untergeordneten General allerdings kaum, einen solchen extemporierten Stoß auf seine eigene Hand zu machen. Dies gab mir auch General Tolstoy zu verstehen, der sonst wohl der Mann gewesen wäre, für die ihm anvertraute Sache auch ohne Befehl einzutreten. Der General hatte denn in der That diese Verhältnisse ganz richtig beurteilt; denn nachdem wir eine geraume Zeit ohne alle Nachrichten aus dem großen Hauptquartier geblieben waren, kam vom russischen Kaiser der Befehl an Tolstoy, nach den russischen Grenzen zurückzugehen. Demgemäß wurde Ende Juni der Rückzug vom Narew auf Tykoczin und Bialystok vom Korps angetreten. Die Franzosen verfolgten uns sehr schwach, und das Korps konzentrierte sich in einem Lager bei Bialystok, indem es eine Vorpostenkette am rechten Narewufer von Choroszcz bis über Surasz aufstellte.

Bei diesem Rückzuge kam ich in die Lage, die nachteiligen Urteile, welche über die russischen Kommissariatsbeamten in der Armee herrschten, recht positiv bestätigt zu

sehen. Bei dem Beginn des Rückzuges hatte mir Tolstoy den Auftrag gegeben, dafür zu sorgen, daß das der Angabe nach nicht unbedeutende russische Magazin in Tykoczin nach der russischen Grenze verlegt würde. Ich schickte sofort einen mir zugeteilten Offizier nach Tykoczin und ließ den Landrat sowie den Bürgermeister zur thätigen Mitwirkung bei Räumung des Magazins auffordern. Diese Behörden versicherten mir, als ich selbst nach der Stadt kam, daß die Ausleerung des Magazins völlig ausgeführt sei, und ich beeilte mich, dies an Tolstoy zu melden. Kaum war dies geschehen, als ich mich durch eine zahlreiche Judenschaft umringt sah, die sämtlich schreiend meinen Beistand in Anspruch nahm, weil der russische Oberst das (während der Zeit der preußischen Besitznahme in der Stadt erbaute) schöne Magazin anzustecken im Begriff sei. Natürlich eilte ich sogleich dahin; der Herr Oberst wollte mir im Anfange nicht Rede stehen, sagte mir aber endlich: er habe die großen Vorräte nicht alle retten können und müsse jetzt, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fielen, das Magazin abbrennen. Da dies ein entschiedener Widerspruch mit dem war, was mir von den preußischen Behörden angezeigt worden, und was ich vor wenig Stunden dem kommandierenden General gemeldet hatte, so forderte ich nun von dem auch hinzugekommenen Landrat und dem Bürgermeister eine pflichtmäßige Erklärung, ob das Magazin geräumt sei oder nicht; beide blieben bei ihrer früheren Meldung, während der Oberst an einem Schuppen bereits Feuer anlegen ließ. Hierüber sehr aufgebracht, ließ ich nun die Magazinthüre einschlagen. Wir fanden nur eine unbedeutende Quantität verdorbenes Stroh in dem sonst leeren Gebäude, so daß also die Angabe des Landrates völlig bestätigt war. Das Feuer wurde gelöscht, ich aber,

sehr erregt über solche Gaunerei, hatte vielleicht einigen Grund, dem Herrn Oberst nicht ganz höflich zu begegnen. Ich eilte nun Tolstoy nach, um ihm diesen Vorgang zu melden. Dieser achtungswerte Mann gab mir indes bald zu verstehen, daß es in Rußland Gebrechen giebt, die durch ihre Verzweigung so mächtig sind, daß der einzelne Mann gegen sie nicht aufkommt. Ich habe auch später erfahren, daß am Bug eine ganze Reihe von russischen Magazinen bei diesem Rückzuge mit angeblich großen Vorräten verbrannt ist, bei denen der wirkliche Bestand wahrscheinlich nicht größer als der in Tykoczin gewesen ist.

Bald nachher traf die Nachricht ein, der Waffenstillstand sei geschlossen und die Friedensunterhandlungen hätten begonnen. Das Tolstoysche Korps bezog in der Umgegend seiner bisherigen Stellungen Kantonnements, und das Hauptquartier kam nach Bialystok.

Der General hatte hier von dem vorhin erwähnten Baskierenpulk 20 derselben unter Anführung des jüngsten Sohnes des Knees Urakow als Stabswacht bei sich behalten, die insgesamt in dem Hause eines preußischen Regierungskanzlisten einquartiert wurden, der auch nebenbei Landwirtschaft trieb und in dem an seinem Hause befindlichen geräumigen Garten ein paar Wirtschaftspferde weiden ließ. An einem Morgen kam dieser Mann in großer Bestürzung zu mir und erzählte mir, der junge Knees Urakow hätte mit seinen Getreuen ihm eines seiner beiden Pferde in der Nacht getötet und auch schon größtenteils verzehrt. So ungewöhnlich mir nach unserer Sitte das auch im ersten Augenblick erschien, so fand sich bei näherer Untersuchung die Sache doch völlig bestätigt. Die Baskieren hatten dem lang unterdrückten Verlangen nach Pferdefleisch nicht länger widerstehen können, und die ge-

ringen Ueberreste des ihrer Küche verfallenen Rosses zeigten deutlich, daß sie diesem nationalen Leckerbissen ganz ordentlich zugesprochen hatten. Sr. Durchlaucht dem Knees Urakow kam diese Mahlzeit teuer genug zu stehen, da er auf Tolstoys Befehl dem Eigentümer 10 Dukaten bezahlen mußte, womit des letzteren Verlust vollkommen ersetzt war, während wir unseren Reitknechten anbefahlen, die Stallthüren des Nachts recht sorgfältig zuzuhalten.

Da infolge des Waffenstillstandes und des nach allen Nachrichten als gewiß zu erwartenden Friedens der Krieg als beendigt anzusehen war, so scheint es mir nicht unangemessen, zu den vorausgegangenen Mitteilungen über die einzelnen Begebenheiten des Krieges hier jetzt noch eine kurze Uebersicht dieses unglücklichen Kampfes und der Gründe anzuschließen, welche seinen traurigen Ausgang herbeiführten.

Daß dieselben Gründe, welche die üble Einleitung des Feldzuges in Sachsen im Jahre 1806 veranlaßten, auch hier einwirkten, ist wohl sehr natürlich. Die natürliche Unentschlossenheit des Königs hatte nach der Schlacht von Jena eher zu- als abgenommen. Sein damaliger Generaladjutant, der Oberst von Kleist, dem eigentlich durch seine Stellung die Geschäfte des Kriegsministers zufielen, war durchaus nicht geeignet, in einer solchen Krisis diesen wichtigen Zweig zu leiten und zu organisieren. Kleist war ein höchst rechtschaffener, persönlich sehr tapferer Mann, aber so an den alten Formen klebend und so schwarz in die Zukunft blickend, daß, wenn in seiner Gegenwart nur bloß von möglichen neuen Einrichtungen gesprochen wurde, er schon in Schrecken geriet. Ein zweiter Generaladjutant, der General Köckeritz, hatte viel Aehnliches in den Charakter-

anlagen mit Kleist, nur daß er noch schwächer als Kleist war. Ohne eigene Urteilskraft — er hat mir selbst einmal wörtlich gesagt: „ich bin recht unglücklich, wenn zwei Parteien über eine Sache mit mir sprechen, denn sie wissen es immer so einzukleiden, daß ich gar nicht weiß, wer recht hat“ — ward er unaufhörlich von unwürdigen Leuten gemißbraucht, empfahl häufig im vollen Vertrauen die Nichtswürdigsten dem König. Dabei war Köckeritz aus zunehmender Bequemlichkeitsliebe ein abgesagter Feind des Krieges.

Von den bedeutenderen Generalen, die dem König nach Preußen gefolgt waren oder die er dort vorfand, war auch keiner geeignet, in diesen wichtigen, durchaus neu sich bildenden Verhältnissen ein Ratgeber desselben zu werden.

Graf Kalkreuth stand dem Range nach am höchsten. Er war in der Kriegsführung, wie sie zur Zeit des siebenjährigen Kriegs im Gebrauch war, nicht unerfahren, aber ein so eingefleischter Egoist, daß alles andere dafür in den Hintergrund trat. Sein ganzes natürliches Talent hatte sich dem gesellschaftlichen Witz und einer fortdauernd scharfen Kritik über alles, was ihm vorkam, zugewendet, dies war die Sphäre, in der er sich unaufhörlich bewegte, und bei diesem fortdauernden Witzhaschen war in ihm die Kraft zum Schaffen und Handeln in der Gefahr verloren gegangen. Den Befehl über das preußische Korps im Felde hatte er abgelehnt, weil er nicht unter Bennigsen dienen wollte, nach seinem Gouvernement Danzig war er späterhin nur abgegangen, weil er es nicht vermeiden konnte.

Der zweite nach ihm, General Rüchel, stand als Mensch und Patriot viel höher als Kalkreuth. Rüchel war ein tapferer Soldat, nicht ohne einzelne Kenntnisse, doch waren sie wenig oder gar nicht geordnet. Dabei hatte er

einen ungewöhnlichen Dünkel, sah mit Verachtung auf Napoleon und seine Kriegseinrichtung herab und mißhandelte alle Welt, indem er den Ausdruck einer brutalen Heftigkeit für ein Kennzeichen innerer Kraft zu halten schien. Ein solcher Mann war nicht zur Beherrschung dieser Krisis geeignet, und er griff daher aus seiner Stellung als Generalgouverneur von Preußen zuweilen störend in den Gang der Begebenheiten ein.

Der General L'Estocq, welcher das im Felde stehende Korps befehligte, war wohl zum Führer eines Korps geeignet, obgleich durch Kränklichkeit und Alter in seiner Thätigkeit gehemmt.

Der General Phull, der mit dem König als Generalquartiermeister gekommen war, verließ ihn auf eine eigentümliche Weise, denn bei einer Sendung, welche er nach Petersburg erhielt, trat er, ohne zurückzukommen, in russische Dienste.

Scharnhorst, Oberst und Chef des Generalstabes bei L'Estocq, war damals noch zu wenig bekannt, sonst ist es keinem Zweifel unterworfen, daß er alle nötigen Kenntnisse und geistigen Mittel besaß, um dem Kriege in Preußen eine für uns vorteilhaftere Richtung zu geben.

Ebensowenig genügend war der Kreis der Zivilbeamten, welche in den gegenwärtigen Verhältnissen zur Lenkung der Staatsgeschäfte herantreten mußten. Ein großer Teil seiner Minister war bei dem Anrücken der Franzosen in Berlin geblieben und hatte sich, den Herrn v. Voß an der Spitze, Napoleon unterworfen.

Von den nach Preußen dem Könige gefolgten Ministern war der in der ersten Zeit einflußreichste der Graf Schulenburg, unter dem Titel eines Generalkontrolleurs der Finanzen eigentlich der Premierminister. Kleinliches Interesse und die Sorge für seine Privatverhältnisse waren in ihm

vorherrschend. Aus geringfügigen Ursachen verließ er in Königsberg den Dienst und ging auf seine Güter nach Magdeburg, um durch diesen Schritt sie vor jeder Beeinträchtigung zu schützen.

Der Graf Haugwitz, welcher als Minister der auswärtigen Angelegenheiten dem Könige gefolgt war, mußte, sobald die Fortsetzung des Kriegs mit Rußland beschlossen war, diese Stelle verlassen und zog sich auf seine Güter nach Schlesien zurück. Er war damals ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, sein aus Leichtsinn und mystischer Schwärmerei zusammengesetzter Charakter hatte ihn auf eine für den preußischen Staat irrige Bahn geführt.

Der Minister Stein war mit edler Entschlossenheit ebenfalls dem Könige gefolgt, und dies war kein kleiner Entschluß, da seine bedeutenden Besitzungen im Nassauischen in den Händen der Franzosen lagen. Unglücklicherweise behandelte man ihn nicht mit der Rücksicht und Zartheit, auf die er wohl Anspruch machen konnte, und dies veranlaßte ihn, da er seine Talente unbenutzt sah, sich im Laufe des Kriegs auf seine Güter zurückzuziehen.

Nach dem Abgange des Grafen Haugwitz hatte der General Zastrow eine Zeitlang das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten inne, er mußte jedoch dem Minister Hardenberg Platz machen, weil Kaiser Alexander für diesen eingenommen war.

Hardenberg hatte in der damaligen Zeit seine schon Jahre lang ausgesprochene Abneigung gegen eine Verbindung mit Frankreich zur Empfehlung. In einer späteren Zeit hat Hardenberg dem preußischen Staate bedeutende Dienste geleistet, in dem damaligen Augenblick war seine Stellung vielleicht zu unbestimmt oder von ihm nicht in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt, als daß er dadurch einen

bedeutenden Einfluß auf die augenblicklichen Rüstungen hätte ausüben können.

Die erlebten Unfälle vergrößerten noch die Unentschlossenheit des Königs, und so überließ er sich dem Kaiser Alexander, dessen gefälliges Wesen ihm ebenso wohl gefiel als die mechanischen Kriegsformen der Russen, welche von nun an das Ideal des Königs wurden.

Bei der Ankunft des Königs am Ende des Jahres 1806 in Graudenz hatten ihm die ostpreußischen Stände durch eine besondere Deputation, an deren Spitze der damals im Lande ansässige Herzog von Holstein stand, das Anerbieten einer freiwilligen Landesbewaffnung gemacht, die, richtig behandelt, bei dem kräftigen Geist der dortigen Einwohner gewiß bedeutend werden konnte. Dies wurde aber abgelehnt, da die damaligen Kriegsratgeber des Königs dem Gedanken einer Landesbewaffnung nicht geneigt waren. Wenn Preußen die ihm noch disponiblen Landesstriche, so wie es die Wichtigkeit des Augenblicks erforderte, zu benutzen verstand, so konnte es unbedenklich seine Streitkräfte mit 40 000 Mann in wenig Wochen vermehren. Bei den Landleuten in den preußischen Provinzen zeigte sich eine große Teilnahme zur Wiederherstellung der verloren gegangenen Kriegsehre. Vielfache Erfahrungen haben bei mir die Ansicht festgestellt: daß in den Augenblicken der Gefahr das Gefühl der Vaterlandsliebe im Durchschnitt viel kräftiger in den ärmeren, sogenannten unteren Ständen schlägt, sie zu Aufopferungen bereitwilliger macht als bei den Vornehmen und Reichen; bei den meisten von diesen letzteren ist die Tugend in so viel Baumwolle eingewickelt, daß sie selten zur Thätigkeit kommt.

Eine zweite nachteilige Einwirkung im Gang des Feldzugs, die wahrscheinlich durch ein umsichtigeres Benehmen

der preußischen Regierung hätte vermieden werden können, war die unvollkommene Verpflegung des russischen Heeres, die nicht ohne Einfluß auf die Operationen blieb.

Endlich hätte Rüchel nicht unterlassen sollen, Königsberg in einen Kriegsplatz zu verwandeln. Die Lokalität der Umgegend von Königsberg ist hiezu sehr günstig, die Aufräumung des schon vorhandenen Wallgrabens und einige vorgelegte starke Schanzen mit Blockhäusern würden bei einer Besatzung von 10000 Mann, wozu man ein für allemal die Rekrutenbataillone bestimmen konnte, Königsberg vor einem Handstreich gesichert, der Armee eine große Freiheit in ihren Operationen gegeben haben.

Werfen wir nun einen ähnlichen Ueberblick auf die inneren russischen Verhältnisse dieses Krieges, so bietet sich uns zuerst der Kaiser Alexander dar. Jung und liebenswürdig, wie er damals war, gab ihm seine gefällige Art der Rede ein großes Uebergewicht; allein so vorteilhaft der erste Eindruck war, den der Kaiser machte, so blieb er doch nicht dauernd, da man sehr bald mehr Liebenswürdigkeit als Thatkraft in demselben entdecken mußte. Daß Alexander den Krieg, besonders im Anfang, mit aller Kraft führen wollte, leidet keinen Zweifel. Er fühlte das gefährliche Uebergewicht Napoleons sehr richtig, der natürliche Wunsch, sich für Austerlitz zu rächen, bewegte ihn lebhaft, und er war mit mehr als gewöhnlicher Anhänglichkeit dem Könige und seiner Gemahlin zugethan; seine wohlwollende und schwärmerische Lebensansicht ließ ihn das Bestreben, das Unglück dieser Fürsten womöglich auszugleichen, als einen Ritterdienst ansehen. Allein Alexander war kein Feldherr und daher auch nur ein unvollkommener Staatsmann.

Dabei hatte Alexander mit einer ziemlich starken

Partei unter den vornehmen Russen zu kämpfen, die dem Kriege keineswegs geneigt waren; der eine Teil von ihnen sah die Zerstörung Preußens und alle Siege Napoleons als etwas für Rußland ganz Indifferentes an, da Frankreich es doch niemals wagen dürfe, den Thron der Zaren anzugreifen; der andere wünschte geradezu eine Verbindung mit Napoleon, um in Friede und Einigkeit Europa unter sich zu teilen. So unumschränkt die Gewalt eines russischen Kaisers auch gegen jeden einzelnen seiner Unterthanen ist, so haben die Meinungen der ihn umgebenden Koterien doch einen viel größeren Einfluß auf seinen autokratischen Willen, als man sich dies im Auslande klar zu machen geneigt ist, und es gehört ein eiserner Charakter wie der Peters des Großen dazu, um diese Parteieinwirkungen fortdauernd zu zügeln. Aus diesen Verhältnissen entstand daher auch ein schwankender Gang des Krieges. Der Kaiser und seine Ratgeber verabsäumten es, sobald man sich im November 1806 zur Fortsetzung des Krieges entschlossen hatte, den Rüstungen gegen Napoleon gleich von Hause aus den nötigen Umfang zu geben. Wer sich nicht entschließen kann, einen Krieg von Hause aus mit Anstrengung aller Kräfte zu führen, der macht schlechte Geschäfte. Rußland hat allerdings bei seiner ungewöhnlichen Ausdehnung mit großen Schwierigkeiten, namentlich mit dem Zeitverlust zu kämpfen, ehe es seine Verstärkungen aus dem Innern des Landes auf den entlegenen Kriegsschauplatz bringen kann, doch leidet es keinen Zweifel, daß hier wohl eine größere Beschleunigung der Rüstungen notwendig und auch möglich gewesen wäre. Man konnte sich ohne besondere Divinationsgabe sagen, daß Truppen, die erst Ende Juni oder Anfang Juli bei der Armee eintreffen sollten, so ziemlich alles entschieden finden würden.

Der Mangel eigener Kriegskenntnis des Kaisers Alexander gab ferner dem Pläneschmieden der verschiedenen Parteien und der dadurch genährten Unthätigkeit des Generals Bennigsen einen schädlichen Spielraum. Sobald der Kaiser es nicht durchsetzen konnte, daß seine Armee vor dem Falle von Danzig, und ehe das dortige Belagerungsheer wieder bei Napoleon eingetroffen war, die Offensive ergriff, konnte man wohl vorhersehen, daß kein Feldherrengeist im Hauptquartier der Verbündeten wiederum Sieger sein würde.

Um dieses groben strategischen Fehlers willen, vor dem Fall von Danzig nicht die Offensive ergriffen zu haben, klagte die öffentliche Stimme ziemlich allgemein den General Bennigsen als einen erkauften Verräter an. Das war nun gewiß nicht der Fall; aber eine Menge einzelner Umstände wirkten auf das Benehmen des Generals so ein, daß man, ohne diese zu kennen, sich in der That zuweilen eines ähnlichen Verdachtes nicht erwehren konnte. Bennigsen war besonders im Jahre 1807 körperlich sehr leidend; er litt an heftigen Steinschmerzen, so daß er z. B. während der Gefechte bei Guttstadt nicht zu Pferde bleiben konnte, sondern auf der Erde liegen mußte, und so konnte wohl bei einem bejahrten Manne der Blick und die Thatkraft gelähmt werden. Dann aber hat es mir auch nie geschienen, als wenn Bennigsen eine besondere Kriegslust und den Wunsch, durch seine Siege in der Geschichte zu glänzen, in seiner Brust getragen habe. Durch List hatte er, wie wir gesehen haben, Buxhövden (wahrscheinlich zum Schaden der allgemeinen Sache) vom Kommando verdrängt. Er hatte sich durch die Tage von Pultusk und Eylau ein Renommee für den Frieden gesichert, das wieder aufs Spiel zu setzen er keine Lust hatte. Er mochte als

Ausländer sich ferner auch nicht in einen inneren Parteienkampf einlassen; wohl aber schloß er sich an die an, welche, den Großfürsten Konstantin an der Spitze, aufs eiligste den Frieden machen wollten.

Endlich muß man auch wohl noch auf die Rechnung der hier bestimmenden Gründe setzen, daß er bekanntlich an dem Tode des Kaisers Paul sehr stark beteiligt war und daß ihm in Widerspruch mit den eigentlichen Gesinnungen des Kaisers Alexander, sowie trotz des Hasses der verwitweten Kaiserin bis dahin im Drange der Umstände, sowie durch glückliche Ereignisse eine stillschweigende Amnestie zu teil geworden war. Aber das Schwert des Damokles hing doch fortwährend über seinem Haupte und würde sicher auf ihn niedergefallen sein, wenn ein großes Unglück auf seine Rechnung gekommen wäre; ein solches Verhältnis kann wohl vorsichtig machen.

Nur selten stößt man bei Bennigsen auf eine Spur eigenen Unternehmungsgeistes, und wenn er je einen derartigen Schritt that, so war es entweder zur unrechten Zeit, oder er machte heute einen kleinen Offensivschritt und morgen dagegen zwei große Rückschritte. Sein Schlachtensystem war ganz nach dem alten Exerzierschlendrian ohne Rücksicht auf die Verfahrungsart Napoleons gebildet. In zwei Treffen wurde das russische Heer ohne Vorsorge für seine Flügel aufgestellt, und da nun Napoleon jede Schlacht mit einer Umgehung verband, so waren die Russen dadurch, nachdem sie ihre Frontlinie auf das hartnäckigste verteidigt hatten, am Ende doch geschlagen. In der so übel angeordneten Schlacht bei Friedland wurden die Russen eigentlich mutwillig geopfert.

Die russische Armee war bei Eröffnung dieses Feldzuges recht zweckmäßig in Divisionen, aus allen Waffen

gebildet, eingeteilt; statt diese nun, sowie die Franzosen ihre Korps, als selbständige Körper zu brauchen, wurden sie am Tage der Schlacht immer Arm in Arm in langen Linien aufgestellt und so der Ueberflügelung preisgegeben. Es ist nichts unzweckmäßiger und lächerlicher, als die Armeen in selbständige Brigaden, Divisionen und Armeekorps einzuteilen und sie dann doch in zwei Treffen nach dem Schema der alten Ordres de Bataille aufzustellen; dies muß jedem Feldsoldaten einleuchten, aber leider sind die alten Drillmeisterideen noch viel zu wenig aus den Köpfen gebannt, und die Armeen gehen im Frieden auch gegenwärtig im Jahr 1834 immer auf diese bequeme Bahn des Schlendrians zurück.

Unter den Gründen, welche in der letzten Zeit höchst übereilt den Frieden mit Napoleon herbeiführten, habe ich auch schon des Großfürsten Konstantin erwähnt, und es scheint mir daher nicht überflüssig, eine Skizze dieses kaiserlichen Bruders zu zeichnen. Wenn die Natur Alexander mit liebenswürdigen Formen und angenehmer Sitte reichlich ausgestattet hatte, so erschien in diesen Hinsichten Konstantin als sein vollständiger Gegensatz. Eine echte Kalmückennase bildete mit seinem sonst europäischen Gesicht einen unangenehmen Kontrast; sein ganzes Wesen und Benehmen zeugte von großer Leidenschaftlichkeit und einer fortdauernden Aufgeregtheit, die dadurch noch widriger wurde, daß er absichtlich sich als einen roh energischen Mann bemerkbar machen wollte. Den Spielereien des Garnisondienstes mit kindischem Eifer zugethan, mißbrauchte er die Vorteile seiner Geburt und seines militärischen Ranges, um durch Gewaltmittel bei den ihm untergebenen Truppen ein nutzloses, lächerliches Ideal von Exerzierfertigkeit zu erzwingen, während die ganze Welt wußte,

daß es seinen Nerven durchaus an Stärke gebrach, um vor dem Feinde Kriegspflichten zu erfüllen. Man hat von ihm die ihn ganz charakterisierende Aeußerung: daß er nur darum Frieden wünsche, um wieder exerzieren zu können. Eine derartige Natur war bei dem geringsten Unfalle leicht für die Notwendigkeit eines Friedens gestimmt; dies benutzte Bennigsen sehr schlau und schickte gleich nach der Schlacht von Heilsberg den Großfürsten an den Kaiser ab, um diesen unter Vorspiegelung aller möglichen Gefahren zu einem Frieden, er möge kosten, was er wolle, zu bereden. Dies gelang denn auch nur zu gut, der Kaiser sah nur die erlittenen Verluste, nicht die sich ihm darbietenden Mittel. Er bot die Hand zum Frieden, und durch seine Phantasie verleitet, wurde er noch während der Unterhandlungen aus einem Feinde in einen Freund und enthusiastischen Bewunderer Napoleons, wenigstens für einige Zeit, verwandelt.

Daß die zu Tilsit begonnenen Friedensunterhandlungen unter diesen Umständen bald beendet waren und für Preußen sehr nachteilig ausfielen, während Rußland durch den Besitz von Bialystok selbst noch einigen Gewinn machte, durfte eigentlich nicht befremden. Man hätte darauf vollständig gefaßt sein können, und doch, muß ich gestehen, hat mich die Nachricht von den Bedingungen des Tilsiter Friedens tief, vielleicht über die Gebühr erschüttert; ich sah mein teures Vaterland in jenem Augenblick ohne Rettung zu Boden geschmettert und glaubte in die Erde sinken zu müssen.

Die Reformperiode in Memel.

Wie es im Leben gewöhnlich geht: wenn der Mensch sich erst von einer Gedankenrichtung beherrschen läßt, wird sein Urteil einseitig; so war es auch hier der Fall. Sehr scharfsinnig rechnete ich mir alle Schwächen und Uebel unserer damaligen Lage vor und vergaß dabei nur, daß der Blick des Menschen in die Zukunft immer nur ein sehr beschränkter sein kann, da es ihm an Mitteln fehlt, die Wege der Vorsehung sich vorher zu enthüllen. Genug, da ich infolge meines verwundeten Fußes noch außerdem mancherlei Beschwerden hatte, so schrieb ich an den König und bat um meinen Abschied, sowie um Verleihung einer während des Kriegs erledigten Postmeisterstelle; ich wollte mich in einem Winkel der Erde verstecken und dabei die so lange verzögerten Pflichten gegen meine Braut erfüllen. Vielleicht war mein an den König gerichtetes Schreiben nur zu deutlich der Ausdruck meiner vorhin geschilderten Empfindungen; der König schlug mir sehr gnädig mein Abschiedsgesuch ab und befahl mir, nach Beendigung meines bisherigen Geschäfts nach seiner gegenwärtigen Residenz Memel zu kommen, wo er weiter über mich bestimmen würde.

Ich langte den 21. August 1807 in Memel an, um nun wieder in den Kreis meiner Kameraden und Landsleute einzutreten, von dem ich eigentlich seit der Schlacht von Auerstädt entfernt gelebt hatte. Aber welche trübe Erinnerungen wurden gerade durch dieses Wiedersehen geweckt. Der preußische Staat, der mehr durch seine innere Entwickelung als seine numerischen Kräfte in die Reihe der bedeutenden Staaten getreten war, war jetzt auf einen

kleinen, unbedeutenden Teil seiner früheren Besitzungen beschränkt, und überall stieß man, statt früherer wohlgefügter Ordnung, auf einzelne unzusammenhängende Trümmer. Aber selbst die Fortdauer dieses zerstörten Lebens schien noch zweifelhaft. Die Franzosen, die nach den Bestimmungen des Tilsiter Friedens um diese Zeit Preußen bereits bis zur Weichsel geräumt haben sollten, hatten unter den nichtigsten Vorwänden an der Passarge zwei Märsche von Königsberg Halt gemacht und schienen von dort nicht weichen zu wollen. Mit großer Wahrscheinlichkeit, und durch mehrere Nebenumstände verstärkt, hatte sich das Gerücht verbreitet: daß Napoleon nur den gänzlichen Abmarsch der russischen Armee nach der türkischen und finnischen Grenze abwarten wolle, um dann durch schnelles Vorgehen den preußischen Staat gänzlich zu zerstören. Wir standen so Monate lang in der Erwartung eines nutzlosen Todeskampfes oder einer schimpflichen Unterwerfung. Dabei war dieser kleine Teil von Preußen, welcher dem Könige zur Disposition blieb, durch den Krieg außerordentlich verheert, in Königsberg und längs der Passarge herrschte der Typhus, so daß an dieser letzteren Linie, welche seit der Schlacht von Eylau der eigentliche Kriegsschauplatz gewesen war, buchstäblich ganze Dörfer ausstarben, vielleicht aber dadurch auch mehr als durch die angefangenen Verhandlungen endlich der Rückzug der Franzosen auf das linke Weichselufer bewirkt wurde; denn es ist eine wohlthätige Erscheinung im Weltleben, daß sich häufig aus dem entschiedenen Bösen doch auch hin und wieder etwas Gutes erzeugt.

Ueberall herrschte daher in unserem Memeler Kreise tiefe Niedergeschlagenheit und Mißstimmung. Den Kaiser Alexander sah die preußische Regierung in jenem Augenblick als einen Mann an, der absichtlich seinen Bundes-

genossen aufgeopfert hatte, doch that sie ihm nach meiner Ansicht unrecht. Daß er, und selbst im wohlverstandenen Interesse Rußlands, bei dem Friedensschlusse mehr für Preußen hätte thun können, leidet wohl keinen Zweifel, allein bei der Ansicht, die er durch Vorstellungen anderer von der Gefährlichkeit seiner Lage in dem Augenblick einmal bekommen hatte, glaubte er den Frieden durchaus notwendig und ließ sich dann hinterher durch den überlegenen Geist Napoleons täuschen.

Auch über die Vorgänge beim Abschlusse des Friedens selbst herrschte Unwille und Kummer. Allgemein wurde die Königin beklagt, die von Napoleon bei den Unterhandlungen in Tilsit recht unzart behandelt worden war; er wollte sie fühlen lassen, daß sie den König zum Kriege aufgemuntert hatte. Minder günstig als in Hinsicht der Königin lauteten die Urteile über das Benehmen des Königs, man glaubte, daß mehreres in seinen Aeußerungen Napoleon erbittert habe.

Hardenberg hatte sich, sobald der Entschluß, Friedensunterhandlungen anzufangen, gefaßt war, wegen seiner ausgesprochenen Abneigung gegen Frankreich von den Geschäften zurückgezogen, so daß gerade in den wichtigsten Augenblicken der König keinen gewiegten Ratgeber um sich hatte. So war der Abschluß des Friedens von preußischer Seite in die Hände des Feldmarschalls Kalkreuth und des Grafen Goltz gekommen. Kalkreuth hatte diesen Auftrag mit Eifer ergriffen; er sah ihn als die sichere Grundlage an, durch die er Premierminister werden wollte, und suchte sich aus diesem und mehreren anderen Gründen durch seine Gefälligkeit eine Stütze an Frankreich zu erwerben.

Der Graf Goltz war aber in keiner Hinsicht dazu geeignet, diesem Unwesen eine bessere Richtung zu geben.

Goltz war einer jener flachen, glatten Menschen, wie sie in unseren heutigen diplomatischen Kreisen sich gewöhnlich ausbilden. Er war bis dahin preußischer Gesandter in Petersburg gewesen, hatte den Kaiser nach Preußen begleitet; aus Not, weil man keinen anderen hatte, war er zu den erwähnten Friedensunterhandlungen gezogen und aus eben diesem Grunde auch hinterher Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden.

Wenn sich auch so die öffentliche Meinung in dem kleinen Kreise, den die in Memel versammelten Offiziere und Civilbeamten bildeten, unzufrieden oder kummervoll hin und her bewegte, so war doch der König, die Königin und seine Familie ein sehr schöner Bindepunkt geworden, an den sich jedes dem Vaterlande noch nicht entfremdete Herz anschloß. In einem zwar ganz guten, aber selbst für einen Privatmann nicht großen Hause lebte das Königspaar so einfach, wie es wohl von Personen ihres Standes selten stattgefunden haben mag. Durch das gemeinschaftlich erlittene Unglück war ein neues Band zwischen dem Throne und dem Volke geknüpft; mit den Entbehrungen, die die Notwendigkeit erzeugte, war auch ein großer Teil der lästigen Formen, die doch auch selbst an dem nicht schwelgerischen preußischen Hofe bis dahin eine Scheidewand gezogen hatten, verschwunden; denn überall, wo es einen Kreis von Hofleuten giebt, sind diese nur der äußeren Form hingegebenen Menschen fortdauernd bemüht, neue Schranken und Zeremonien zu erfinden, die eigentlich keinen anderen Zweck haben, als ihre eigene Beschränktheit zu verbergen und das Hofleben unerträglich langweilig zu machen. Hier aber zeigte sich der König in edler bürgerlicher Einfachheit, zu der ihn eigentlich sein innerer Sinn hinzog, und die Königin würzte dies noch mit der großen

geselligen Liebenswürdigkeit, die sie ebenso besaß als anzuwenden verstand; mit edler Aufopferung vieler wertvollen, ihnen gewiß teuren Gegenstände waren beide bemüht, außerordentliche Mittel zur Unterstützung der vielen Notleidenden im Lande herbeizuschaffen.

Zu der einfach besetzten Tafel ward jeder gebildete Mann, ohne Rücksicht auf frühere Etikette, eingeladen; Spaziergänge an dem ziemlich öden Seestrande bei Memel, kleine Lustfahrten nach einem benachbarten Dörfchen, in dem ein gewöhnliches Gasthaus mit einem ähnlichen Garten prangte, dies war die Summe der Lustbarkeiten, welche die Erheiterungen des Hofes bildeten.

So wie die Zeit den ersten Eindruck des betäubenden Schmerzes, den der Friede verursacht hatte, zu mildern anfing, trat die in der Brust der Preußen geweckte Erbitterung gegen Napoleon immer stärker hervor, es war ebenso aus dem Schmerzgefühl über erlittene Verluste als aus der Beschämung über die unerwarteten Niederlagen gebildet und wirkte so mit doppelter Kraft, erzeugte bei einer großen Mehrheit das Gefühl der Rache. Scharnhorst, Gneisenau, der Kabinettsrat Beyme, der geheime Finanzrat Schön und der damalige Major Grolman bildeten in Memel in der obigen Hinsicht einen schönen Vereinigungspunkt, an welchen sich jeder dem Vaterlande treue Mann mit Freuden anschloß und nach seinen Kräften zu dem Versuch einer Wiederherstellung des Staates zu wirken anfing.

Ueberdies forderten alle Verwaltungszweige und der innere Notstand schleunig den Verhältnissen angemessene neue Einrichtungen. Vorurteilsfreie Bürger und Soldaten vereinigten sich in der Ansicht, daß unsere Kriegsordnungen einer gänzlichen Umgestaltung bedürften. Hauptsächlich verlangte die öffentliche Meinung die Abschaffung der bis-

herigen, früher geschilderten Oekonomie der Kompagnie- und Eskadronchefs, eine Besetzung der Offizierstellen nicht bloß durch den Adel, sondern aus allen Ständen, und eine menschlichere Behandlung des Soldaten.

In der Civilverwaltung war man zu der Ueberzeugung gekommen, daß statt der bisher nur zur Zersplitterung führenden Provinzialminister mehr Einheit gebende Realminister notwendig wären; daß den Landeskollegien eine größere Beweglichkeit und Umsicht in ihrem Geschäftsgange wünschenswert sei; daß die Regierung die bis dahin oft überhörten Ansprüche der Zeit, gegenwärtig als einzige Rettung, in den Kreis ihrer Gesetzgebung aufnehmen müsse. Man verlangte gleichen Anspruch des Bürgerstandes zu den höheren Beamtenstellen, freien Ankauf der adeligen Güter durch Bürgerliche, Aufhebung der Unterthänigkeit, Abschaffung der Zunftmißbräuche und der Beschränkung der Gewerbe auf die Städte, kurz einen Sieg der praktischen Vernunft über veraltete Vorurteile.

Zu allen diesen Bedürfnissen kam noch ein anderes, schwieriger zu beseitigendes Uebel, die hauptsächlich durch die sogenannten Landschaften oder landschaftlichen Vereine herbeigeführte Verschuldung des Adels. So wohlthätig auch der schon unter Friedrich dem Großen ausgeführte Gedanke war: in den Provinzen Kreditanstalten zu bilden, durch die der Gutsbesitzer zu mäßigen Zinsen Kapitale auf seine Grundstücke geliehen bekommen konnte, so hatte dieser anscheinend gute Gedanke doch auch große Uebelstände herbeigeführt. Verleitet durch die hohen Getreidepreise, welche die lang dauernden Seekriege gleich nach der Errichtung der Landschaften in einer Reihe von Jahren herbeiführten, hatte man diese zu einem Maßstab über den Wert der Güter bestimmt. So waren Gutstaxen zum Vorschein ge-

kommen, die den alten Grundpreis drei-, vier- und mehrfach übersteigen; auf diese fingierten Taxen waren den Gutsbesitzern Kredite bewilligt, die weit über den wirklichen Wert hinausreichten. Der Adel hatte sich dadurch auf einmal reich gefühlt, seine frühere einfache Weise mit städtischem Wohlleben vertauscht und deshalb versäumt, die ihm durch eine Reihe von Jahren zugeflossene größere Einnahme zur Abtragung seiner Schulden zu benutzen. Diese Täuschung hatte der Krieg plötzlich zerstört; das Getreide und mit ihm die Grundstücke verloren auf einmal ihren Wert, während die Größe der zu zahlenden Zinsen immer dieselbe blieb. Der größte Teil der Gutsbesitzer waren eigentlich nun nicht mehr Eigentümer, sondern übersetzte Pächter. Diesem ungünstigen Verhältnis schreibe ich es auch zu, daß sich mehrere der Gutsbesitzer nicht so selbständig gegen die Franzosen benahmen, als man es sonst wohl von ihnen hätte erwarten können; ein Mann, der mit großer Schuldenlast zu kämpfen hat, verliert gewöhnlich den freien Blick und das Gefühl für die Erhaltung des Vaterlandes, er ordnet sich allen Verhältnissen unter, wenn diese nur die Aussicht geben, daß er fortdauernd die Zinsen zahlen kann, während ein freier Eigentümer, wenn es sein muß, zur Erhaltung des Vaterlandes selbst seine Hütte opfert. Seit dieser Zeit und diesen Erfahrungen habe ich daher auch ein immer zunehmendes Mißtrauen sowohl gegen die landschaftlichen Kreditsysteme, als die ungemessene Ausdehnung des Hypothekenwesens in meiner Brust getragen. Das wohl verstandene Interesse des Staats verlangt ebenso in moralischer als staatswirtschaftlicher Hinsicht, so viel als möglich nur unverschuldete Grundeigentümer zu haben, und wenn er daher Kreditanstalten duldet oder Schuldverhältnisse durch das Ansehen der Gerichte sanktionieren läßt, so

kann er dies nur, indem er zugleich eine jährliche Tilgung zur Pflicht macht, die eigentlich mit der Größe der Schuld zunehmen sollte; wer verschuldet ist, muß sparen, nicht schwelgen.

Zur Abhilfe der oben gerügten Uebel waren nun folgende Schritte geschehen. Der König hatte alle Minister, die sich gegen Napoleon so schwach benommen hatten, ebensowohl als ein wohlverdientes Zeichen seines Unwillens als auch der Ersparung wegen, entlassen. Im Dienst geblieben war nur der Provinzialminister von Schrötter, und da es an einem Justizminister gebrach, so war der Regierungs-, früher Kammergerichtspräsident von Schrötter aus Marienwerder, ein Bruder des vorigen und ausgezeichnet rechtlicher Mann, zum Justizminister ernannt. Demnächst wurde vom König der früher auf seinen Wunsch entlassene Minister vom Stein als Premierminister wiederum in Dienste gerufen, die er auch bei seiner großen Anhänglichkeit an den preußischen Staat annahm. Stein, von dem ich noch oft Gelegenheit haben werde zu sprechen, war ein Mann von selten festem Willen, zwar leidenschaftlich und sehr heftig, aber er hatte einen hellen Blick, schöne Administrationskenntnisse, ein edles, selbst bei ziemlichem reichsritterlichen Stolz allen Ständen wohlwollendes Herz; den Gedanken, Preußen wiederherzustellen und Deutschland von dem französischen Joch zu befreien, trug er tief in seiner Brust und war jederzeit bereit, sich für ihn aufzuopfern. Stein war ein gebildeter Edelmann von altem Schrot und Korn, keine moderne Zierpuppe.

Da man indessen in dem ersten Augenblick nicht wissen konnte, ob Stein die ihm zugedachte Stelle annehmen, oder wieviel Zeit bis zu seiner Ankunft verfließen könne, so ward eine Civil-Reorganisationskommission niedergesetzt, die

die nötigen Pläne für die Wiedergeburt des Staates ausarbeiten sollte. Sie bestand, soviel ich mich erinnere, aus dem Geh. Finanzrat v. Altenstein, später Finanz- und Kultusminister, dem Geh. Finanzat v. Klewitz, später Finanzminister und Oberpräsident von Magdeburg, dem Geh. Finanzrat Schön, dem Geh. Finanzrat Staegemann, endlich noch dem Geh. Kabinettsrat Beyme.

In dieser Kommission war Schön zweifelsohne der beste Kopf; er mochte von allen Mitgliedern wohl die klarsten und zusammenhängendsten Ansichten haben.

In der Militärverwaltung war der bisherige Generaladjutant, Oberst v. Kleist, ausgetreten. Sein Nachfolger wurde der bisher beim Oberkriegskollegium angestellte Graf Lottum. Derselbe hatte als Leutnant den Rheinfeldzug mitgemacht, war dann, durch einen Fall mit dem Pferde beschädigt, Adjutant bei dem Minister Graf Schulenburg geworden, als dieser die Verpflegung der Rheinarmee und dabei auch einen militärischen Charakter übernahm, und dann als Assistent in das Oberkriegskollegium versetzt, mit dem er nach Preußen flüchtete. Ein ganz feines gesellschaftliches Benehmen und eine große Schmiegsamkeit nebst guter Geschäftsroutine hatten ihn seinen Vorgesetzten und selbst dem Könige sehr angenehm gemacht. Von militärischem Talent oder Bildung war keine Spur, im Gegenteil, ich habe gefunden, daß er fast immer ein Gegner auch der besten neueren militärischen Einrichtungen war.

Das Oberkriegskollegium, welches nach Preußen gekommen war, hatte im Lauf des Feldzuges den größten Teil seiner betagten Mitglieder verloren; gegenwärtig stand an der Spitze dieser Trümmer der General Miesitschek, ein sehr gutmütiger und redlicher Mann, aber ihm sowohl als seinen Mitgliedern war die Zeit über den Kopf ge-

wachsen, und aus diesem Kreise konnte kein neuer Plan zur Bildung des Heeres geboren werden. Deshalb war ebenfalls eine Militärkommission zur Reorganisation des Heeres niedergesetzt; an der Spitze derselben stand Scharnhorst, eine durchaus glückliche Wahl.

Niemals habe ich für das praktische Leben einen so konsequenten Denker als Scharnhorst gefunden, niemals einen Menschen, der seine Person so den großen Zwecken, die er leitete, unterzuordnen verstand. Den Krieg und die Kriegswissenschaft in allen ihren Zweigen kannte er mehr wie irgend einer. Ein glühender Haß gegen Napoleon und Frankreich kochte fortdauernd in diesem anscheinend teilnahmslosen, schläfrigen Körper und gab ihm die Kraft, zur Einreichung seines Zweckes gegen Kabalen und Undank zu kämpfen. Die folgenden Blätter werden mir noch oft Gelegenheit geben, die großen Verdienste dieses edlen Mannes zu erwähnen.

Die Mitglieder der Militär-Reorganisationskommission bei ihrer Errichtung waren:

Der Oberst v. Massenbach, als Linienoffizier ganz gut unterrichtet; die Errichtung eines neuen Heeres war ihm unerwartet auf den Hals gefallen, sein guter Genius trieb ihn, sich an Scharnhorst und seine Pläne redlich anzuschließen.

Gneisenau, damals Oberstleutnant, mit einem schönen männlichen Wesen und einem hellen und schnellen Blick von der Natur ausgestattet, hatte sich sein Verstand durch Lektüre vielseitig ausgebildet; er war ein wahrhaft edler Charakter, dessen soeben vollendete ruhmwürdige Verteidigung von Colberg ihm eine allgemeine Achtung verschafft hatte. Er schloß sich aus innerer Ueberzeugung sehr bald den umfassenden Kriegsansichten Scharnhorsts

an, indem er das Uebergewicht desselben edelmütig anerkannte.

Ein weiteres bedeutendes Mitglied der Reorganisationskommission war der Major Grolman. Die Natur hatte diesen bemerkenswerten Mann ebenso durch seinen kräftigen Körperbau, als seine geistigen Anlagen zum bedeutenden Krieger geschaffen. Durch Scharnhorst hauptsächlich für den Krieg gebildet, war er sein treuer Anhänger und kämpfte für ihn und seine Ansichten treulich.

Oberstleutnant Borstell war auch ein Mitglied dieser Kommission und wurde sehr bald ein entschiedener Gegner von Scharnhorst. Seine Kriegsbildung war mehr Linienroutine als wissenschaftliche Ansicht, und seine Urteilskraft nur untergeordnet. Er bemühte sich, ein sehr einseitig aufgefaßtes Linienkavalleriesystem, welches größtenteils nicht zu den beabsichtigten allgemeinen Kriegseinrichtungen paßte, mit Gewalt, und gestützt auf die Gunst des Königs, die er damals sehr besaß, durchzusetzen und zerfiel dabei so mit Scharnhorst und den beiden eben genannten Mitgliedern, daß endlich der König seinen Austritt aus der Kommission genehmigen mußte.

An seine Stelle trat Oberst Graf Götzen, der bis dahin den Oberbefehl in dem vom Feinde nicht besetzten Teile von Schlesien geführt. Sein vorurteilsfreier Blick scheute sich vor keinem der zur Wiederherstellung des preußischen Staats nötigen Opfer. Leider war er so kränklich, daß dadurch die Thätigkeit seines Geistes oft gehemmt wurde.

Endlich gab es noch ein Mitglied der damaligen Reorganisationskommission, den Oberstleutnant und Flügeladjutanten v. Bronikowsky. Derselbe bildete von Anfang an eine unerhört heftige Opposition gegen Scharnhorst,

legte nicht allein diesem oft eine Menge Hindernisse in den Weg, sondern versuchte auch durch zahllose Klatschereien, die ich zum Teil noch berühren werde, die Ausführung guter Einrichtungen entweder ganz zu hintertreiben oder doch wenigstens aufzuhalten.

Solange der Krieg dauerte, hatte man nicht gewagt, die Fehlerhaftigkeit der bisherigen Kriegsorganisation abzuleugnen, doch hatte fast ein jeder nach eigener Weise die abzuschaffenden Mängel sehr verschieden angedeutet, und ein großer Teil endlich der Ansicht Raum gegeben: daß nur die begangenen Fehler in dem Armeekommando die den Staat betreffenden Unfälle herbeigeführt hätten. Die öffentliche Meinung im Volke urteilte in jenen Augenblicken richtiger als die Vorurteile einer bedeutenden Anzahl der sogenannten Kriegsverständigen, die sich in dem Augenblicke der Entscheidung, wie dies wohl gewöhnlich ist, nicht von dem alten Herkommen trennen wollen. Daß die bisherige Komposition des Heeres nicht mehr dem Geiste der Zeit angemessen sei, diese Hauptansicht lag entweder über dem Horizonte mechanischer Menschen, oder sie paßte nicht zu ihren egoistischen Bedürfnissen. Jetzt nun aber, seitdem der Friede eine scheinbare Ruhe gegeben hatte, war der Gedanke an die erlittene Schmach und der Wunsch, dem Vaterlande wiederum seine Selbständigkeit zu erringen, bei vielen Menschen stark in den Hintergrund getreten, hatte der Sorge für die bedrohten Privatinteressen nur zu vielen Raum gemacht. Dies betraf besonders:

1. die bekannt gewordene Absicht, die bisher bestandene Militärökonomie zu ändern, sie aus den Händen der Kompagnie- und Eskadronchefs zu nehmen und in eine regelmäßige Verwaltung zu verwandeln. So notwendig und

einleuchtend diese Maßregel war, so hatte der Gedanke an unregelmäßige Einnahmen doch einen so großen Reiz, daß selbst Menschen, die bei den beabsichtigten neuen Einrichtungen wenig oder gar nichts verloren, doch bei dem Gedanken, daß ihre Privatindustrie beschränkt werden solle, in Feuer und Flammen gerieten. Ich habe oft im Leben gefunden, daß die unerlaubten Gewinne für gewisse Menschen einen unwiderstehlichen Reiz haben.

2. Die Notwendigkeit, daß bei einer verbesserten Zusammensetzung der Armee auch ein besseres Strafsystem eintreten müsse, war ebenfalls dem größten Teil der alten Exerzier- und Friedenssoldaten ein Dorn im Auge; sie fühlten instinktiv, daß künftig größere geistige Anstrengungen beim Befehlen nötig sein würden, und sahen so vor ihren Augen ein offenes Grab.

Endlich

3. die bei allen Regimentern angekündigten Untersuchungen über das Benehmen der Offiziere in dem beendeten Feldzuge. Dadurch sahen mehrere von ihnen das Schwert des Damokles über ihrem Haupte schweben, und es vereinigten sich so die verschiedensten Interessen, um den Schritten der Reorganisationskommission schon bei ihrem Entstehen innere und äußere Hindernisse in den Weg zu legen. Man fing an, die alte Armeeorganisation, der Preußen seine Größe verdanke, zu loben, benutzte den Umstand, daß Scharnhorst ein Ausländer und noch nicht lange im Dienst sei, um die Ansicht zu verbreiten, daß es ihm an gründlicher Kenntnis unserer Verhältnisse fehle, und war selbst niedrig genug, sein anspruchsloses, in sich gekehrtes Wesen als antimilitärisch auf die unwürdigste Weise zu verspotten. Die Reorganisationskommission wurde als ein Kreis unbesonnener militärischer Radikalen geschildert,

von deren unverdauten Theorien Thron und Staat alles mögliche zu fürchten habe.

Köckeritz und Lottum, die beiden damaligen Generaladjutanten des Königs, waren durch ihre individuelle Stimmung nur zu geneigt, diesen Gereden ein williges Ohr zu leihen. Der König selbst unterstützte nur sehr bedingt die von Scharnhorst beabsichtigten Schritte. Er wollte eine Abschaffung der ökonomischen Mißbräuche und ebenso aufrichtig eine bessere Behandlung des Soldaten, und deshalb eine neue Organisation des Heeres, doch immer nur hauptsächlich in dem Kreise einer gut exerzierten und nach seinem Geschmack wohlgekleideten Linienarmee; alles das, was Landesbewaffnung oder außerhalb der Bahn des Herkommens liegende Entwickelung eines freieren, kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte entweder bei ihm kein Zutrauen oder fand sogar an ihm einen entschiedenen Gegner. Außerdem hatte der König eine solche Vorliebe für die seinem Geschmack zusagenden russischen Kriegseinrichtungen gewonnen, daß er von diesen soviel, als es sich nur irgend machen ließ, einzuführen strebte. Unter diesen Verhältnissen konnte die neue Organisation des Heeres nur sehr zögernd in das Leben treten. Das wichtigste, was in dieser Hinsicht während des Aufenthalts in Memel geschah, war:

1. die gegenwärtig noch im allgemeinen bestehende Organisation der Infanterieregimenter zu drei Bataillonen inklusive eines Füsilierbataillons.

2. Die gegenwärtig auch noch bestehende Formation der Kavallerieregimenter zu vier Eskadrons.

Der König hatte nach vielfachen Verhandlungen mit Scharnhorst auf einem gebrochenen Bogen eigenhändig die Hauptpunkte der obigen Formation niedergeschrieben. Dies

ist die einzige zusammenhängende Bestimmung über Armee-einrichtung, die ich vom König gesehen habe. Auch späterhin hat der König nur Detailvorkehrung und Montierungs-vorschriften zum Gegenstand seiner speziellen Aufmerksamkeit gemacht.

3. Wurde ein allgemeines Untersuchungstribunal, unter dem Vorsitz des Generals L'Estocq, über die Pflichtverletzungen im letzten Feldzuge niedergesetzt. Indem dies sich hauptsächlich mit den Armeeereignissen und Kapitulationen beschäftigte, ordnete es bei jedem Regiment eine Untersuchungskommission an, die, von gewählten Mitgliedern desselben gebildet, das Benehmen eines jeden einzelnen Offiziers untersuchen mußte. Mancher unwürdige Offizier wurde auf diesem Wege aus dem Heere entfernt und durch die strenge, aber gerechte Bestrafung der entdeckten Vergehen eine heilsame Grundlage zur Disziplinierung des Offizierkorps gelegt, die in den Feldzügen 1813/15 unverkennbar wohlthätig wirkte.

Die Civil-Reorganisationskommission hatte während des Aufenthalts des Königs in Memel einen günstigeren Standpunkt; einmal bekümmerte sich der König, nach seinen Ansichten und Neigungen, viel weniger um ihre Zwecke als bei der Militär-Reorganisationskommission, und dann hatte Beyme als Mitglied der Zivilkommission zugleich auch den Vortrag beim König, während für die Militärangelegenheiten der Gegner Scharnhorsts, der Graf Lottum, den Vortrag hatte. Zudem waren teils durch das Konzentrieren des größten Teils der übrig gebliebenen Streitkräfte um Memel eine Menge unbeschäftigter Offiziere dort zusammengedrängt, teils gleich nach dem Friedensschluß aus allen Ecken des Landes unangestellte Befehlshaber zusammengeströmt, die jetzt, um ihr Schicksal besorgt, von

nichts weniger als von neuen Einrichtungen wissen wollten, und gegen jede Verbesserung, wenn sie nicht zu dem obigen Ziele führte, einen unversöhnlichen Krieg führten. Dies war bei dem Civil nicht der Fall; nur eine mäßige Zahl von Beamten hielt sich dort auf, die größtenteils über notwendige Verbesserungen einig waren und in dem gebildeten Teil der Einwohner Memels keine Opposition fanden, da diese nach ihrem Standesbedürfnis gerade auf eine Menge innerer Verbesserungen rechneten. Es ist gewiß als eine günstige Lenkung der Vorsehung anzusehen, daß die Grundsteine zu den neuen Staatseinrichtungen nicht in der Hauptstadt, sondern in einer entfernten, noch wenig an Luxus gewöhnten Provinz gelegt werden mußten. Einmal ist der Ostpreuße der Mehrheit nach ein gemütlicher Menschenschlag, der bei richtiger Behandlung wohl zu Opfern für das Allgemeinwohl geneigt ist; dann hatte aber ferner der soeben überstandene Krieg und die durch ihn verbreitete Not die Stände einander näher gebracht, manches frühere Vorurteil gebrochen, und endlich waren durch die vorzüglichen Lehrer, deren sich die Hochschule von Königsberg entweder noch erfreute, oder die, so wie Kant, erst kürzlich ruhmvoll abgetreten waren, viele moralische Rechtsbegriffe und gesunde staatswirtschaftliche Ideen unter den Gebildeten jenes Landes und vorzüglich den gerade angestellten Beamten verbreitet. Der Departementsminister v. Schrötter und der Oberpräsident v. Auerswald waren unterrichtete, zweckmäßigen Verbesserungen wohlgeneigte Männer.

Unter so günstigen Verhältnissen hatte die Civil-Organisationskommission ihre Arbeiten begonnen. Stein hatte mit patriotischem Eifer dem ihm gemachten Antrage entsprochen und war nach Memel zum Könige geeilt, so daß

schon am 9. Oktober 1807 mit dem Gesetz: ‚Ueber den erleichterten Besitz des Grundeigentums und die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit' der Anfang unserer neuen Gesetzgebung gemacht werden konnte.

Es ist nicht meine Absicht, diesem begonnenen gesetzgeberischen Gange Schritt vor Schritt zu folgen. Ich begnüge mich daher, was auch die späteren Schreier und Parteimenschen gegenwärtig sagen mögen, mit dem Ausdruck meiner innigen Ueberzeugung, daß wir dieser Gesetzgebung zum großen Teil das Bestehen des preußischen Staates und der schönen Nationalentwicklung in den Jahren 1813—14 verdanken. Nach meiner Ansicht haben sich daher alle diejenigen, die viel oder wenig zur Anfertigung dieser Gesetze beitrugen, um das Vaterland wohl verdient gemacht. Aber gerade bei dieser Ansicht wird es mir nun noch Pflicht, eines unvorteilhaften Gerüchtes zu erwähnen, welches ich zu widerlegen oder berichtigen für nützlich halte.

Es hat sich, wahrscheinlich durch den Herrn v. Schön selbst, absichtlich das Gerede verbreitet, daß die gesamte Reihe von Gesetzen, welche unter dem Namen v. Stein später publiziert wurden, bereits bei seiner Ankunft fertig waren, daß er sich ihrer Vollziehung weigerte und nur nach langem Kampfe dazu gebracht werden konnte, sie zu unterzeichnen, wodurch sein Verdienst also allerdings null werden würde. Minister Beyme hat mir dagegen gesagt, daß die Gesetze allerdings schon vor Steins Ankunft fertig gewesen wären, daß aber Beyme dem Könige geraten habe, bei der zu erwartenden nahen Ankunft des Ministers vorher dessen Gutachten abzuwarten. Eine dritte, auch ganz glaubwürdige Lesart behauptet, daß die erwähnten Gesetze hauptsächlich auf Antrieb des Ministers Schrötter, jedoch nur für die Provinz Ostpreußen ausgearbeitet wären, daß



Stein bei seiner Ankunft hauptsächlich gegen die provinzielle Verschiedenheit geeifert und die Ausdehnung über den ganzen Staat verlangt und durchgesetzt habe.

Daß ein Mann, zum Premierminister berufen, wenn ihm Gesetzesentwürfe vorgelegt werden, darüber Einwendungen macht, Aufklärungen haben will, ist ebenso natürlich als pflichtgemäß, aber niemand, der den Minister Stein persönlich kannte, wird glauben, daß dieser selbständige Charakter jemals seinen Namen unter eine fremde Arbeit gesetzt haben würde, wenn er nicht mit derselben einverstanden gewesen wäre. Ich für meine Person bin des Glaubens, daß ohne die eiserne Festigkeit Steins und ohne die Unabhängigkeit, welche er gegen jeden zu behaupten wußte, vielleicht keines der erwähnten Gesetze die Zustimmung des Königs erhalten hätte; nur ein solcher Charakter wie Stein konnte in kurzer Frist die Sanktionierung dieser Grundlagen, welche die weiteren Fortschritte notwendig machten, herbeiführen.

Die Reformperiode in Königsberg. — Der Tugendbund.

Endlich am Schlusse des Jahres 1807 hatten die französischen Truppen nach einer Menge von Unterhandlungen, wahrscheinlich durch den Mangel an Unterhalt am meisten gedrängt, ihre bisher inne gehabte Stellung an der Passarge verlassen und sich über die Weichsel nach der Oder gezogen, so daß es dem König möglich wurde, im Anfange des Jahres 1808 mit seiner Familie und dem ihn umgebenden kleinen Hofhalt nach Königsberg abzugehen. Ich benutzte diese Gelegenheit zu einem 14tägigen Urlaub nach Gumbinnen, um endlich mich mit meiner Braut zu verehelichen. Unsere Verhältnisse waren damals sehr beschränkt, mein aus ungefähr 5000 Thalern bestehen-

des väterliches Vermögen war nach damaliger Sitte in dem Subalternenstande und zuletzt durch die Kriegsereignisse aufgegangen, meine Frau hatte gar kein Vermögen, und unsere ganze Einnahme bestand in meinem Gehalt von 800 Thalern, dem die damaligen politischen Verhältnisse noch obendrein keine sehr gewisse Dauer zu versprechen schienen. Indes hat uns doch Gott, wenn auch sehr abwechselnd, durchgeholfen.

Bei meiner bald erfolgten Ankunft in Königsberg fand ich den Hof und die Regierung, gegen den Aufenthalt in Memel, in einem erweiterten Maßstabe eingerichtet. Aber mit dieser Erweiterung der Bequemlichkeit, hatte sich womöglich auch die Intrigue, diese unzertrennliche Gefährtin alles Hoflebens, und der Kampf gegen die neue Gesetzgebung weiter ausgedehnt.

Kalkreuth, der damalige Gouverneur von Königsberg, stand an der Spitze dieser Intriguen, denn er wollte Premierminister werden, kurz überall die Hand im Spiel haben. Der Minister Goltz, obgleich die Schwäche selbst, suchte doch wenigstens hinter dem Rücken gegen die Vormundschaft von Stein zu kämpfen. An diese schlossen sich in bunter Reihe teils die schon geschilderten Personen, teils unzufriedene oder vielmehr nach ihren Ansprüchen nicht befriedigte Militärs, hauptsächlich aber eine Menge aus Berlin nach Königsberg geflüchteter Zivilbeamten, die dem Könige nach Memel nicht gefolgt waren. Diese konnten teils es nicht begreifen, daß sie von ihrem bisherigen Geschäftsschlendrian abweichen sollten, teils befürchteten sie Gehaltsreduktionen, und endlich wollten sie ohne alle Rücksicht um jeden Preis wiederum nach dem geliebten Berlin zurückkehren. Daß der König dabei sich ganz in die Hände der Franzosen liefern, die Möglichkeit, günstige Ereignisse

zu benutzen ganz aufgeben würde, kümmerte diese beschränkten Egoisten gar nicht; im Gegenteil, sie glaubten ihre einzige Zuflucht unter den Flügeln des großen Napoleon zu finden. Der ostpreußische Adel hatte zwar auch Wünsche, jedoch hielt er sich von dem oben geschilderten Treiben größtenteils in ehrenvoller Entfernung. Nur in dem oben geschilderten Kreise wurden die niedrigsten Gerüchte gegen Stein und Scharnhorst ausgebreitet und eifrig zu der Oberhofmeisterin Voß, dem schwachen Köckeritz oder einem vertrockneten Kammerherrn gebracht, um Mißtrauen bei dem Königspaare gegen das begonnene Werk zu verbreiten. Ich würde nicht so oft auf die Schilderung dieser nur Ekel erregenden Verhältnisse zurückkommen, wenn ich dies nicht zur Kenntnis jener denkwürdigen Zeit notwendig hielte, es wenigstens den unbefangenen Menschen anschaulich zu machen, daß die niedrige Selbstsucht auch mitten in den größten Gefahren des Vaterlandes unaufhörlich und auf Kosten desselben ihr erbärmliches Spiel treibt, und endlich, um zu zeigen, wie groß die Hindernisse waren, mit denen Stein und Scharnhorst bei Ausführung ihrer Entwürfe zu kämpfen hatten. Nur der glücklichen Vereinigung, daß Stein eine seltene Kraft und Unabhängigkeit besaß, während Scharnhorst der besonnenste Mensch war, den ich in meinem Leben kennen lernte, ist es möglich geworden, über die Unentschlossenheit des Königs und die Kabalen seiner Umgebung, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen zum Wohl von Preußen zu siegen.

Daß die Entwürfe dieser beiden edlen Männer zur Erhebung und Befreiung von Preußen nur unvollständig wie ein Torso ins Leben treten konnten, ist das Werk der vorhin bezeichneten Partei, und wenn man sich auch mit dem Gedanken trösten muß, daß im Verlaufe der Zeit die

über uns waltende Weltregierung dieses alles ausgleicht, jene erbärmlichen Kämpfe oft selbst zum Entstehen des Besseren benutzt, so ist es doch für die Mithandelnden eine schmerzliche Empfindung, die Entwicklung des Vaterlandes bei jedem Schritt durch die Selbstsucht gehemmt zu sehen.

Daß, teils durch die neue Gesetzgebung aufgeregt, teils durch die zerstörten Landesverhältnisse erzeugt, eine Menge der wichtigsten Fragen zur Behandlung der Regierung vorlagen, kann wohl nicht befremden, nur auf einige der hervorstechendsten will ich, so weit sie meinem Gedächtnis noch erinnerlich sind, hier aufmerksam machen. Die wichtigste unstreitig waren die Verhandlungen mit Frankreich in Hinsicht der an Napoleon zu bezahlenden Kriegskontributionen. Obgleich die zu zahlenden Summen in dem Friedensschluß bestimmt ausgesprochen waren, so gab es der Nachrechnungen, die unter den nichtigsten Vorwänden von französischer Seite erhoben wurden, gar kein Ende. Schamlos waren die von den französischen Beamten unaufhörlich erhobenen Forderungen, und ihr Argument war eigentlich das in die Wagschale beliebig gelegte Schwert. Man mußte sich zu neuen Verhandlungen entschließen, mußte neue Opfer bringen und bis zu ihrer völligen Tilgung die französische Besetzung von Glogau, Küstrin und Stettin, jede mit einem ansehnlichen Rayon, dulden. Indem Napoleon durch diese Besatzungen sichtbar Preußen zu unterjochen beabsichtigte, war dagegen die Bildung des neuen Freistaates Danzig mit starker französischer Besatzung offenbar die Vorbereitung zu einem dereinstigen Kriege mit Rußland.

Preußen, um diesen außerordentlichen Geldzahlungen Genüge zu leisten, mußte sich unter sehr lästigen Bedingungen zu einem Anlehen in Holland entschließen, wo-

bei die Holländer nicht allein die namentliche Bezeichnung und Verpfändung der in Ostpreußen befindlichen Domänen, sondern auch die Mitunterzeichnung der ostpreußischen Stände verlangten, die, da sie eigentlich schon lange außer Gebrauch gewesen waren, zum Schrecken mancher Naturen zusammengetrommelt werden mußten.

Eine zweite große Verwaltungsschwierigkeit, die eigentlich in Memel schon auf eine nicht günstige Art entschieden war, war die bereits erwähnte Verschuldung und der Notstand der adeligen Gutsbesitzer; daß dieser in dem gegenwärtigen Augenblick eine kaum glaubliche Höhe erreicht hatte, ist nur zu wahr. Von der einen Seite wurden sie bei ganz zerstörten Wirtschaften durch Zinszahlung gedrängt, von der anderen war der Geldmangel in dem Augenblick in der Provinz so groß, daß selbst wohlhabende, nicht verschuldete Familien dadurch in die größte Verlegenheit gerieten. Ich will zur Bescheinigung des Gesagten nur ein mich selbst treffendes Beispiel geben. Ich brauchte zu meiner Einrichtung notwendig Geld und hatte noch einen ostpreußischen Pfandbrief über tausend Thaler. An Verpfänden war durchaus nicht zu denken, ich mußte verkaufen, und nach vieler Mühe gelang es einem angesehenen Kaufmann, der mein guter Freund war, mir 280 Thaler dafür zu verschaffen.

Allein trotz dieser großen Not war es doch gewiß ein noch in diesem Augenblick, nach so vielen Jahren, in der Provinz fühlbares Unglück, daß man sich dazu entschloß, den Gutsbesitzern einen Indult* zu bewilligen, denn dadurch wurde auf einmal aller Kredit gelähmt; wer noch Geld hatte, verschloß es in seinem Kasten oder suchte es

* Verlängerung der Zahlungsfrist.

im Auslande unterzubringen. Man fürchtete damals, als man den Indult gab, eine Menge von Konkursen, durch eilige Aufkündigungen, aber wahrscheinlich würde der Fall nicht eingetreten sein, da die Gläubiger selbst ein Interesse hatten, die Verschleuderung der Güter durch Zwangsveräußerung zu verhüten.

Zu diesem allen kam noch ein neuer Unfall, der der Provinz eine tiefe Wunde schlug; der größte Teil der Gutsbesitzer hatte gleich nach geschlossenem Frieden seine letzten Sparpfennige zusammengenommen, was er von Silber oder anderen wertvollen Sachen besaß, verkauft, ja selbst die Zinszahlung unterbrochen, um sich nur wieder seinen durch den Krieg zerstörten Viehstand vollzählig zu machen. Dies konnte indes nur aus dem weniger gelittenen benachbarten Polen geschehen, trug aber leider sehr schlechte Früchte, denn das neu angekaufte Vieh brachte den Keim des Todes mit sich, kurz nach der Ankunft desselben in Preußen brach unter demselben eine ansteckende Seuche aus, die die neu angekauften, sowie den alten Bestand dahinraffte und so den Gutsbesitzer statt der gehofften Verbesserung in neues Ungemach stürzte. Gesagt werden muß es, daß die Mehrheit der Gutsbesitzer in Preußen das Unglück mit Ergebung trug und sich den neuen Anordnungen fügte; in Schlesien dagegen kämpfte eine ansehnliche Partei offen für die Beibehaltung der Erbunterthänigkeit.

In der Mark Brandenburg stand an der Spitze einer ähnlichen Partei der soeben wegen seiner Ergebenheit gegen die Franzosen entlassene Staatsminister v. Voß (den wir späterhin leider noch auf einen Augenblick zum Premierminister designiert sehen sollten), der seinen ganzen alten Einfluß hervorsuchte, um der neu begonnenen Gesetzgebung

Hindernisse in den Weg zu legen; die Rechte der Erbjunker standen ihm und seinen Genossen viel höher als die Selbstständigkeit des Staates.

Eine neue Schwierigkeit trat zu den obigen Uebelständen hinzu und erschwerte ebenso den Gang der Verwaltung als den des bürgerlichen Lebens in Preußen. Die Regierung hatte, kindisch erfreut über den augenblicklichen Gewinn, den das Ausprägen von Scheidemünze ihres geringeren Gehaltes wegen gab, solche ohne Maß und Ziel in dem Umfange vieler Millionen prägen lassen. Solange der Staat unangefochten in seinem ruhigen Geleise blieb, hatte jener Mißbrauch keinen weiteren in die Augen springenden Nachteil, als daß er nach und nach die Preise des kleinen Verkehrs verteuerte und bei Geldzahlungen viel Zeit raubte und schmutzige Hände machte, da man selbst Zahlungen von Kapitalien nur in Scheidemünze bekam; nun aber nach den gewaltigen Stößen, welche Preußen erlitt, hatte sich eine allgemeine Scheu gegen die wertlose Scheidemünze verbreitet; die durch den Tilsiter Frieden abgetretenen Provinzen suchten sich ihrer, es koste, was es wolle, zu entledigen.

Alle diese Millionen strömten daher auf allen möglichen Wegen nach Ostpreußen. Ein solcher Uebelstand forderte schleunige Hilfe, man mußte sich zu mehrfachen Reduktionen entschließen, um den Wert der Scheidemünze mit ihrem wirklichen Gehalt in Uebereinstimmung zu bringen; so schonend man auch dabei zu verfahren suchte und die beabsichtigten Reduktionen deshalb auch nicht mit einemmale, sondern nur stufenweise eintreten ließ, so erzeugte dies doch viele, tief gefühlte Verluste, die besonders den Taglöhner und kleinen Handwerker trafen, der, seit geraumer Zeit nur immer in Scheidemünze bezahlt, auf einmal seinen sauren Verdienst um die Hälfte verkleinert sehen mußte.

Alles dies benutzte die gegen Stein erbitterte Partei nicht ohne Geschick, indem sie alle diese Klagen, die größtenteils nur die Folgen der früheren veralteten oder unzweckmäßigen Gesetzgebung waren, jetzt allein nur als die Folgen der neuen Anordnungen ausgab, damit unaufhörlich den König bestürmte und seinen von Natur unentschlossenen Charakter bald dahin brachte, daß er gegen den neu betretenen Weg mißtrauisch ward und der Vervollständigung der bisher begonnenen Gesetzgebung Schwierigkeiten entgegensetzte.

Die wichtigsten, während des Aufenthalts in Königsberg in Hinsicht der inneren Civilverwaltung ins Leben getretenen Gesetze waren daher auch nur: 1. die Aufhebung des bestandenen Mühlenzwangs, eines der Anfertigung des notwendigsten Lebensbedürfnisses schädlich entgegentretenden Monopols, und dann 2. die Einführung der Städteordnung. Man hat diese in ihren Hauptumrissen noch bestehende Einrichtung späterhin vielfach getadelt; allein mit voller Ueberzeugung muß ich mich dahin aussprechen, daß ich die Einführung derselben für eine der wichtigsten Erscheinungen in unserer Gesetzgebung halte; nicht allein, daß durch die Mitwirkung der Bürger nur allein die Erhaltung, ja selbst Neuerrichtung von nützlichen Anstalten im Innern der Städte möglich wurde, die ohne diese neu hinzugetretene Mitwirkung durch die Kräfte des Staates allein nicht zu erzwingen möglich gewesen wäre, so wurde auch dadurch der Geist des Bürgerstandes sehr wohlthätig belebt und seine Teilnahme an den Ereignissen des Vaterlandes, von der die ältere Gesetzgebung ihn eigentlich entfernt hatte, bedeutend gesteigert. Wenn ich etwas bei der damaligen Einführung der Städteordnung beklagen möchte, so wäre es: daß man nicht zu gleicher Zeit eine Kommunalordnung

für das platte Land und eine in gleichem Geiste verfaßte Kreisordnung ins Leben treten ließ. Derartige drei sich einander ergänzende Gesetze erscheinen mir als die durchaus notwendigen Grundlagen jeder neueren Staatseinrichtung.

Um diese Zeit, im Anfang des Jahres 1808, ward ich auch zum Major ernannt, doch hatte ich mir diese Beförderung eigentlich erkämpfen müssen. Mehrere meiner bisherigen Hinterleute waren mir auf Grund der Empfehlung der Generale, bei denen sie den Feldzug mitgemacht hatten, vorgezogen worden. Da ich bei einem detachierten russischen Korps gewesen war, so war ich, ob absichtlich oder zufällig, vergessen; so etwas ist mir mehreremale in meinem Leben begegnet.

Unter die neuen Einrichtungen, die in den Stellungen der Behörden um diese Zeit stattfanden, gehörte auch eine Umgestaltung des bisherigen Kassenwesens, um den Geschäftsgang und die Buchhaltung zu vereinfachen und übersichtlicher zu machen. Infolge dieser Anordnungen bekam ich nun auf einmal den Auftrag, die bisherige Hauptkriegskasse (gegenwärtige General-Militärkasse) mit jenen Prinzipien und den neuen Armee-Etats in Uebereinstimmung zu bringen. Das war wirklich ein schlimmes Ding, denn ich wußte bis dahin vom Kassenwesen nicht viel mehr, als daß man dort gegen Quittung den 1. jeden Monats Traktament erheben könne, indes gelang es mir doch durch freundliches Benehmen gegen die höchst achtenswerten Kassenbeamten, mich so ganz erträglich aus diesem Handel zu ziehen.

Nachdem ich dieses Geschäft beendet hatte, ward ich nun auch durch Scharnhorst fortdauernd zu den Arbeiten der Reorganisationskommission hinzugezogen.

Das erste bedeutende Gesetz war die gänzliche Veränderung der bisherigen Militärökonomie, die den Kompagnie- und Eskadronchefs abgenommen und künftig teils durch das Kriegskollegium, teils, was die Anschaffung der sogenannten kleinen Montierungsstücke (Wäsche und Fußbekleidung) anbetraf, besonders bei jedem Regiment errichteten Kommissionen übertragen wurde. Die Einkünfte, welche die Hauptleute und Rittmeister bis dahin von den Beurlaubten und Freiwächtern bezogen hatten, wurden auf das strengste untersagt, und Kompagnie- sowie Eskadronchefs erhielten für alle diese willkürlichen Einkünfte ein festes Gehalt von 1200 Thalern, so daß sie damit zufrieden sein konnten.

Den größten Gewinn hatte diese Einrichtung im Krieg. Wenn die Armee zu den Zeiten Friedrichs des Großen auf den Feldetat gesetzt wurde, und alle Friedensemolumente wegfielen, so war das Gehalt eines Kompagniechefs 25 Thaler monatlich oder 300 Thaler jährlich, und er mußte, um sich zu erhalten, unerlaubte Einnahmen suchen, wozu Verkürzung des Soldaten in seiner Kleidung, Angabe von gefallenen Pferden, die die Kriegskasse vergütete, und Erpressung in Feindesland gehörten. Friedrich Wilhelm II. erhöhte daher beim Antritt seiner Regierung das Gehalt der Kompagniechefs auf 800 Thaler jährlich; doch auch trotz dieser Verbesserung war bei einem eintretenden Feldetat der Verlust der Kompagniechefs bedeutend und hatte die natürliche Folge, daß alle diese Männer, mit geringen Ausnahmen, sich vor dem Kriege wie der Landmann vor dem Hagelschlag scheuten und jeden Abend um die Erhaltung des goldenen Friedens beteten. Diesem bedeutenden, den kriegerischen Geist unterdrückenden Uebelstande wurde jetzt gründlich abgeholfen, denn nicht allein

daß der Kapitän und Rittmeister gegenwärtig bei ausbrechendem Kriege seine Einnahme unverkürzt behielt, er bekam nun noch eine monatliche Feldzulage von 25 Thalern (der Subalternoffizier von 8 Thalern), und konnte so ohne Nahrungssorgen der Erfüllung seiner Pflicht mutig entgegengehen. Daß Scharnhorst, durch praktische Lebensansicht geleitet, diese Anordnungen trotz manchen Schwierigkeiten zu begründen wußte, ist für jeden, der solche Dinge zu würdigen weiß, kein geringes Verdienst.

Die Ausarbeitung der zu diesen Verhältnissen nötigen Vorschriften wurde dem Oberst Bronikowsky und mir übertragen.

Eine zweite sehr wichtige Arbeit der Reorganisationskommission waren die Verordnungen über die künftige Annahme zum Offizier; um den Wert derselben vollständig zu würdigen, scheint es notwendig, einen Blick auf den früheren Gebrauch, so wie er sich nach und nach ausgebildet hatte, zu werfen.

In der früheren Zeit des preußischen Heeres scheint der Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand bei Besetzung der Offiziersstellen wenig beachtet worden zu sein, man fand zu jeder Zeit bürgerliche Offiziere sowohl in den niedrigsten als höchsten Stufen, und nur erst nach dem siebenjährigen Kriege scheint der Grundsatz, daß, mit Ausnahme der Artillerie und der Husaren, die Offiziere von Adel sein müßten, sich, wenn auch nur stillschweigend, verbreitet zu haben, ja man hat aus diesem Umstand sogar hin und wieder ein Prinzip Friedrichs des Großen über den Unterschied der Stände im allgemeinen ableiten wollen, was nach den Ermittlungen, die ich mir zu verschaffen Gelegenheit hatte, nicht ganz begründet ist.

Zu jeder Zeit im Lauf des Krieges hat Friedrich Bürgerliche bei gutem Benehmen zu Offizieren befördert. Wenn nach dem siebenjährigen Kriege bei den notwendigen Reduktionen der adelige Offizier mehr als der bürgerliche begünstigt ward, so möchte dies mehr auf die individuelle Gesinnung der Regimentschefs als des Königs zu setzen sein; ich habe bei meinem Eintritt in den Dienst im Jahr 1784 fast noch bei allen Regimentern in Ostpreußen bürgerliche Offiziere gefunden, die im siebenjährigen Kriege von der Picke an sich ihre Charge erdient hatten. Was die Gesinnungen des Königs über diesen Punkt sehr deutlich ausspricht, ist der von ihm bei Eröffnung des bayrischen Erbfolgekrieges erlassene Armeebefehl, nach dem jeder Unteroffizier, der sich vor dem Feinde auszeichnet, sogleich zum Offizier befördert werden und von dem König freie Equipierung erhalten soll. Wenn man diese Beispiele ruhig erwägt, so wird man wohl zu dem Resultat kommen, daß der König eigentlich nur im Frieden dem Adel bei Besetzung der Offiziersstellen den Vorzug gegeben habe, und diese für unsere Zeiten allerdings nicht mehr passende Ansicht verliert einen großen Teil ihrer Schärfe, wenn man den Zustand der Sitten gleich nach dem siebenjährigen Kriege ins Auge faßt. Einmal war der Unterschied der Stände, ich möchte beinahe sagen, mit allgemeiner stillschweigender Zustimmung viel schärfer als gegenwärtig; selbst bei den gemeinen Soldaten der Armee, größtenteils aus erbunterthänigen Menschen bestehend, hatte der adelige Offizier eine größere Gunst als der bürgerliche, von den letzten behaupteten die Soldaten, daß sie viel strenger im Bestrafen als die ersten wären und sich viel stolzer benähmen. Dann war die Zahl gebildeter Bürgerlicher, die sich dem Offiziersstande zu widmen geneigt fühlten, nur

gering, diese Klasse fand in Civilämtern ein besseres Fortkommen als in der mit Entbehrung kämpfenden Leutnantskarriere. Bei dem damals vorherrschenden Grundsatz, daß der Sohn am besten thue, dem Beruf des Vaters zu folgen, kam es, daß dem Adel die Besetzung der Offiziersstellen nach und nach zufiel, später hatte er, wie dies immer zu gehen pflegt, sie als ein Recht in Anspruch genommen; er war nun einmal gewöhnt, jährlich ein paar hundert Thaler zur Erhaltung seiner bei knappem Leutnantssold dienenden Söhne zuzuschießen, wozu der wohlhabende Bürger in den wenigsten Fällen Lust hatte. Dieses Herkommen konnte indes nur so lange, als die Verhältnisse, die es bildeten, unverändert blieben, erträglich erscheinen; sobald der Bürgerstand an Kenntnis und Vermögen zunahm und dadurch aufgefordert wurde, an dem Entwicklungsgange des Staates lebendigeren Anteil als früher zu nehmen, in diesem Augenblick mußte auch ein ausschließliches Standesvorrecht zur Besetzung der Offiziersstellen für den Staat ebenso nachteilig als für die einzelnen Bürgerklassen ungerecht erscheinen. Friedrich Wilhelm II. fühlte bereits dieses Bedürfnis, denn als im Jahre 1788 ein jedes Infanterieregiment mit fünf Subalternoffizieren vermehrt wurde, bestimmte er ausdrücklich, daß unter diesen zwei Feldwebel oder lang gediente Unteroffiziere sein sollten. Leider ließ die Unthätigkeit in den letzten Jahren seiner Regierung und Vorurteile der höheren Offiziere diese sehr zweckmäßige Einrichtung nur zu bald einschlummern. Zu den täglich größer werdenden Mißverhältnissen, welche das bis zum Jahr 1806, mit Ausnahme der Artillerie und Husaren, ziemlich streng festgehaltene Prinzip bloß adeliger Offiziere erzeugte, wirkte besonders eines mit, welches mehr als alles andere die bisherige Stellung des Adels

erschütterte, und welches daher einer weiteren Erwähnung würdig erscheint.

Zu allen Zeiten haben die bevorrechteten Stände eines Landes oder einer Periode, sie mögen ursprünglich aufs Schwert oder auf Reichtum begründet sein, im Laufe der Zeit sich nicht enthalten können, der fortschreitenden Intelligenz zu huldigen, sie entweder in den bevorrechteten Kreis aufzunehmen oder im Kampf mit derselben unterzugehen. Solange der Erwerb wissenschaftlicher Kenntnisse noch mit einer Menge von Schwierigkeiten verknüpft, wenig verbreitet war, stand es wenigstens in der Macht des Adels, sich diese zu erwerben, während dem größten Teil des Bürgerstandes die Mittel dazu fehlten. Sobald aber die Verbreitung des Schulunterrichts ein Gegenstand des Bemühens der Regierungen wurde, auch mittlere Städte gut eingerichtete Gymnasien erhielten, trat ein durchaus nachteiliges Verhältnis für den Landadel in dieser Hinsicht ein, da er, wenn er seine Söhne nicht in Pension geben wollte, wozu ihm ebenso oft die Mittel als gute Gelegenheit fehlte, nicht mehr mit dem Bürger gleichen Schritt in der Erziehung seiner Kinder zu halten imstande war, der an seinem Wohnorte mit geringen Kosten seinem Sohne eine vollständige wissenschaftliche Grundlage verschaffen konnte. Dieses Verhältnis, welches nach meiner Ansicht fortdauernd die Erhaltung eines ausschließlich auf Grundeigentum basierten Adels erschweren, wo nicht unmöglich machen wird, hatte auch bis zu dem Jahre 1806 bereits reichliche Früchte getragen. Die intellektuelle Entwicklung des Adels hatte im allgemeinen mit der des höheren Bürgerstandes nicht gleichen Schritt gehalten. Die Zahl der Offiziere, die eine wissenschaftliche Grundlage bei ihrem Eintritt in den Dienst mitbrachten oder späterhin sich

Kenntnisse zu erwerben bemühten, war in der That sehr gering.

Diesen vielfachen Uebelständen bei Besetzung der Offizierskstellen sollte nun gründlich abgeholfen werden, und dies geschah durch die Verordnung vom 6. August 1808, welche bei zureichender Bildung dem Adel sowie dem Bürgerstande gleiche Ansprüche zur Beförderung zum Offizier gab und zugleich den Umfang der geforderten Kenntnisse, sowie eine Wahl des Offizierkorps, um sich beim Abgange aus der Zahl der Portepeefähnriche zu ergänzen, bestimmte. Major Grolman arbeitete mit seinem ausgezeichneten praktischen Blick alle über diesen Gegenstand erschienenen Verordnungen aus und hat so das große Verdienst, zu einer besseren Bildung des Offizierkorps den Grund gelegt zu haben. Die weitere Ausbildung dieser Aufgabe ist eine der schwierigsten in der Kriegsgesetzgebung, und als ich späterhin als Kriegsminister sie wieder aufnehmen wollte, stieß ich auf so viel Vorurteile, die mich es bald einsehen ließen, daß die Zeit für eine durchgreifende Verbesserung noch nicht gekommen ist. Wenn man die Beförderung nicht bloß der Anciennetät (also dem Zufalle) überlassen will, so öffnet man dagegen gewöhnlich den Konnexionen und der Gunst ein offenes Thor, und dies ist noch schlimmer. Es kommt bei Beurteilung der Kenntnisse eines Offiziers weniger auf sein regelrechtes Wissen als auf sein praktisches Können an, und dies wird bei den wissenschaftlichen Beurteilungen eines angehenden Offiziers größtenteils übersehen. Die Kriegswissenschaft selbst ist bis auf diese Stunde noch nicht logisch zusammenhängend bearbeitet, sondern besteht aus einzelnen locker zusammengefügten Disziplinen, und über die notwendige Charakterausbildung des Offiziers, ohne die alles Wissen nicht viel mehr als Ballast ist, herr-

schen noch sehr unvollkommene Begriffe; so lange dies alles aber nicht besser geordnet ist, wird der Wert einer praktisch-wissenschaftlichen Kriegsbildung und einer darauf zu begründenden Beförderungsmethode noch häufig, besonders von den Friedensexerziermeistern, verkannt und verleumdet werden.

Das wichtigste Gesetz, welches um diese Zeit von der Reorganisationskommission ausgearbeitet wurde, ist unstrittig die Verordnung über die bessere Behandlung des Soldaten und die damit verbundenen neuen Kriegsartikel; ich halte dies für die eigentliche Grundlage der besseren geistigen Entwicklung des Heeres, und der Sinn, der dadurch erzeugt wurde, hat siegreich in allen späteren Gefechten der preußischen Armee gekämpft. Scharnhorst und Gneisenau sind die Hauptbegründer dieser Verordnungen, die in dem milden und gerechten Sinn des Königs einen schönen Anklang fanden. Scharnhorst hatte den glücklichen und zarten Gedanken, die Reinschrift der Kriegsartikel den 3. August 1808 dem König zur Vollziehung vorzulegen, da, wie er sich ausdrückte, er dem Herzen des Königs kein besseres Angebinde zu seinem Geburtstage darzubringen wisse.

Daß diese Gesetze übrigens bei ihrem Erscheinen sehr verschieden beurteilt wurden und wie ein Donnerschlag auf die Stockkorporale in Offiziersuniform wirkten, bedarf wohl keiner weiteren Beteuerung. Nach ihrem Urteil war das Auseinanderlaufen der Armee gewiß und ein Gefecht ohne den beliebigen Gebrauch des Stockes nicht zu gewinnen.

Scharnhorst hatte die Schwierigkeiten, welche das Vorurteil und die Uebelstände jeder Uebergangsperiode ihm entgegenstellen würden, richtig berechnet und dagegen mit praktischem Blick die Errichtung einer zweiten Klasse bei jeder

Kompagnie und Eskadron eingeführt, in welche, jedoch nur erst nach gesetzlicher Verurteilung, alle diejenigen, welche sich niedrige oder wiederholte Vergehen zu Schulden kommen ließen, verurteilt und alsdann körperlich gezüchtigt werden konnten. Diese Anordnung, welche für die damaligen Verhältnisse sehr wichtig war, scheint nach meiner Erfahrung ein notwendiges Mittel, um die Dauer einer menschlichen Gesetzgebung wahrhaft zu begründen. Die Natur des Menschen ist, so lange Weltverhältnisse ihn noch nicht verderbt haben, in jedem Stande und Volke für bessere Behandlung empfänglich, und man kann, was auch einseitige Menschen sagen können, durch sie viel besser als durch bloße Gewaltmittel, bürgerliche so wie Kriegsordnung im allgemeinen erhalten, den Sinn für edle Ansichten im Menschen wecken. Aber ebenso gewiß wie dies ist, ebenso gewiß ist es auch, daß einzelne Menschen, sei es durch unglückliche Verkettungen oder die Gewalt physischer Triebe, Neigungen in sich entwickeln, die sie einem vernunftlosen Tiere ähnlicher als einem Menschen machen. Derartige Subjekte auszustoßen und zur Sicherung der bürgerlichen Gesellschaft einzusperren, ist denn doch nicht immer möglich, und für solche Naturen wäre es eine übertriebene Humanität, dem Gebrauch der Gewaltmittel entsagen zu wollen. Eine solche zweite Klasse wird ein heilsames Warnungsmittel für alle schwankenden Naturen und beraubt doch auch den, der in sie verurteilt wird, nicht der Gelegenheit, sich durch gute Führung wiederum eine Stelle in der ersten Klasse zu erwerben; nach meinen Erfahrungen würde selbst in der bürgerlichen Gesetzgebung eine derartige zweite Klasse für gewisse Vergehen nützlich, für die Ausbildung des Ehrgefühls in einem Volk wohlthätig sein.

Gneisenau, der nicht allein, wie ich es schon erwähnte,

bei der Ausarbeitung der Kriegsartikel von ganzem Herzen thätig war, sondern auch seinen damaligen bedeutenden gesellschaftlichen Einfluß bei Hofe benutzt hatte, um die vorhin angeführten Vorurteile zu bekämpfen, schrieb auch noch in dem damals in Königsberg bei Degen herauskommenden Wochenblatt ‚Der Volksfreund‘ eine Abhandlung unter dem Namen ‚Rückenfreiheit‘ zu diesem Zweck.

Meine Wenigkeit, die, wie ich es früher schon gesagt habe, bereits auf eigene Hand die bessere Behandlung des Soldaten nicht ohne Erfolg versucht hatte, folgte jenem Beispiel und schrieb in demselben Wochenblatt einen kleinen Aufsatz: ‚Ueber die Einführung der neuen Kriegsartikel‘. Beide Aufsätze wurden zwar von einem Teil der alten Soldaten in ihren Privatkreisen aufs äußerste angefeindet, von der öffentlichen Meinung aber gütiger aufgenommen. Der bei weitem größte Teil der Offiziere fühlte wenigstens die Notwendigkeit solcher Gesetzveränderungen und fügte sich den neuen durch die Zeit gebotenen Verhältnissen, so daß eigentlich nur ein einziger unglücklicher Hauptmann der Märtyrer für die alte Prügelgesetzgebung ward. Er hatte trotz des bestimmten königlichen Gesetzes den Gebrauch des Stockes beliebig fortgesetzt, seine Leute beschwerten sich darüber, Scharnhorst drang darauf, daß ein Kriegsgericht darüber urteilte, und so wurde jener durch Roheit berüchtigte Hauptmann kassiert, durch dieses nützliche Beispiel aber die Heiligkeit der neuen Gesetzgebung gesichert.

Diese angeführten Gesetze bildeten in gewisser Art den Schwanengesang der Reorganisationskommission, die sich nach und nach auflöste. Der Graf Götzen war nach Schlesien zurückgegangen, Gneisenau ward erst Kommandeur des Ingenieurkorps und nahm dann auffällig den



Abschied, um mit einem Auftrage nach England zu gehen. Grolman aber trat im Jahre 1809 wirklich außer Dienst, um den Feldzug in Oesterreich mitzumachen. Dazu kam nun, daß der König, durch unaufhörliche Klatschereien gegen Stein und Scharnhorst immer mehr verstimmt, mit jedem Tage schwieriger bei Vollziehung neuer notwendiger Verordnungen ward. Dies alles lähmte den Gang der Kommission, ihre Zusammenkünfte wurden seltener, und Scharnhorst ließ von nun an nach seinen Bestimmungen den größten Teil der dringendsten Verordnungen durch mich oder auch andere, als Major Rauch, Kapitän Oppen, Leutnant Clausewitz, ausarbeiten, sowie ein günstiger Augenblick die Hoffnung gab, die Genehmigung des Königs zu erhalten.

Unter den Schöpfungen jener Zeit verdient auch wohl die Einrichtung des späterhin so viel besprochenen Tugendbundes eine ausführliche Erwähnung. Obgleich ich in einer gewissen Periode ein Hauptteilnehmer jener Verbindung war, so bin ich indes doch nur im stande, fragmentarische Beiträge zu ihrem Entwickelungsgange herzugeben, denn in dem Augenblick des Handelns einer solchen Zeit bekümmert man sich nicht um die Materialien zu einer Geschichte, alle Kraft ist dem thätigen Handeln gewidmet, und späterhin, wenn man in friedlichen Stunden die Gedächtnislücken ausfüllen möchte, ist es größtenteils unmöglich, vollständige Nachrichten noch herbeizuschaffen.

Den ersten Gedanken zu einer solchen Verbindung hatte, soweit ich es erfahren habe, der Professor Lehmann, Rektor des kneiphöfischen Gymnasiums in Königsberg, ein wohlgesinnter, gelehrter Mann und eifriger Maurer, dem es aber an der Gabe fehlte, seine Gedanken geordnet und

deutlich vorzutragen. Seine Grundansicht war, einen Verein zu stiften, der der Schwelgerei und weichlichen Sitte des Lebens entgegenwirken solle, also einige Aehnlichkeit mit den heutigen Mäßigkeitsvereinen hatte. Wie Stein und Scharnhorst von diesem Vereine, der bereits einige Mitglieder zählte, unterrichtet wurden, weiß ich nicht, genug, sie beschlossen, ihn zur Stärkung der öffentlichen Meinung zu benutzen, und Scharnhorst unterzog sich, ohne selbst beizutreten, einer oberen Leitung dieser Stiftung. Um diese Zeit war der Justizrat Bardeleben aus Frankfurt an der Oder mit ähnlichen Ansichten nach Königsberg gekommen, doch war sein Bestreben entschiedener noch auf einen Widerstand gegen Frankreich gerichtet. Ich kam eines Nachmittags in meinen gewöhnlichen Geschäften zu Scharnhorst und fand eben den mir bis dahin unbekannten Bardeleben, der dem General die obigen Ansichten auseinandersetzte, und man beschloß zu diesem Zweck eine Versammlung der von Lehmann und Bardeleben gesammelten Mitglieder. Gneisenau, der auch nicht direkt beigetreten war, veranlaßte mich zum Beitritt und wollte, daß ich die direkte Leitung übernehmen sollte, was ich aber ablehnte. Die Versammlung fand in dem Hause des Professors Lehmann ziemlich zahlreich statt, es wurde aber, wie es gewöhnlich geht, nicht viel ausgemacht. Den ersten Streit veranlaßte Bardeleben, der bei seinem entschlossenen patriotischen Sinn einen unbedingten Gehorsam für die Oberen des Vereins verlangte; dann stritt man sich über den Namen Tugendbund, wagte es politischer Rücksichten wegen nicht, die Benennung ‚Preußenbund‘ anzunehmen, und entschloß sich endlich bei dem Hin- und Herreden, das Kind ‚Sittlich-wissenschaftlicher Verein‘ zu taufen, auch zu dem Entwurf der Statuten einen engeren Ausschuß zu wählen.

Zu diesem Ausschuß wurden, soviel ich mich jetzt noch erinnern kann, der Professor Lehmann, der Professor Krug, der damals bei der Universität in Königsberg einen Lehrstuhl hatte, der Major Grolman, der Oberbürgermeister Deetz und ich gewählt.

Wir gingen mit redlichem Willen und Fleiß an unsere Arbeit, allein wie dies immer in Versammlungen geht, selbst wenn sie nicht zahlreich sind, die Vielheit der Ansichten, deren eine jede sich doch etwas geltend machen will, zerstört größtenteils den einfach logischen Gang. Alle Arbeiten, die ich aus den Händen einer Gesellschaft hervorgehen sah, sind entweder unerhört weitschweifig oder unvollständig und dunkel; meiner Ansicht nach müßten Versammlungen nur immer über die leitenden Grundsätze beraten und, wenn diese feststehen, die Redaktion ohne kleinliche Einmischung einem einzigen überlassen. Wir alle waren für den Zweck dieses Geschäfts doch eigentlich damals unerfahren, unser guter Wille riß uns fort und ließ uns wenig Betrachtungen über den Umfang unserer Mittel anstellen. So enthalten also die von jenem Ausschuß entworfenen Statuten des sittlich-wissenschaftlichen Vereins eine Aufzählung der damaligen erkannten Landesbedürfnisse und unserer guten Wünsche, die Kräfte der sich bildenden Gesellschaft wurden aber dadurch in so vielfacher Richtung zersplittert, daß jetzt, nach meinen späteren Erfahrungen, mir es wohl klar ist, warum bei allem redlichen Willen wir doch wenig leisteten. Einen Hauptzweck unserer Verbindung: Widerstand gegen Frankreich, wagten wir in den Statuten nicht auszusprechen, teils weil eine doch nicht unmögliche Indiskretion dies widerriet, teils aber auch, da die Statuten dem Könige vorgelegt wurden, weil wir dem Einspruch eines Teils seiner Umgebung, die vor ihrem

Götzen Napoleon großen Respekt hatte, keinen Anstoß geben durften; es sollten daher alle Maßregeln auf nationalen Widerstand in der sogenannten Pflanzschule für Offiziere bearbeitet und möglichst ausgedehnt werden. Grolman, Krug (als Zensor), Deetz 2c. wurden zu Mitgliedern des großen Rats gewählt, in dem der Major Prinz von Hohenzollern den Vorsitz erhielt, um den Menschen, die in uns nichts als vollendete Jakobiner sahen, dadurch die Gelegenheit zu mancher Verleumdung abzuschneiden, und mir wurde die Direktion der vorhin erwähnten Pflanzschule für Offiziere übertragen. Die angefertigten Statuten, sowie auch monatlich eine namentliche Liste der beigetretenen Mitglieder und eine kurze Anzeige der Hauptverhandlungen wurden dem Könige bis zu der im Jahr 1810 erfolgten Auflösung regelmäßig vorgelegt. Guter Wille war überall, doch bald zeigten sich Bedenklichkeiten, und der Eifer erkaltete, da der boshafte Kampf der Gegner von Stein und Scharnhorst diese Verbindung unter den sinnlosesten Verdrehungen der Absicht, den Thron umzustürzen, beschuldigte. Der König selbst ward mißtrauisch, und einzelne schwache Naturen zogen sich, sobald sie dieses erfuhren, nach und nach zurück. Das wichtigste Geschäft in Königsberg, welches der Tugendbund mit einigem Erfolg zu Tage förderte, war die Einrichtung einer umfassenden Speiseanstalt für die damals so zahlreichen Armen. Von den beabsichtigten Hilfsvereinen sind mir nur die zu Tilsit und Braunsberg als recht thätig bekannt geworden; von dem Verein in Berlin habe ich, da ich nicht Mitglied des großen Rats war, keine spezielle Kenntnis bekommen, man behauptete späterhin von ihm, daß er auf die Unternehmung des Majors Schill einen großen Einfluß geübt hätte, ich kann dies weder bejahen noch verneinen, werde aber bei der späteren Erzählung

jenes Vorgangs zeigen, daß auch ganz andere Hebel dabei wirkten.

Die mir übertragene Pflanzschule für Offiziere hatte bei dieser Form einen etwas einseitigen Charakter bekommen, es ward schwer, was zur Lösung der ihr gegebenen Aufgabe doch eigentlich die Hauptsache sein mußte, Mitglieder aus anderen Ständen herbeizuziehen. Unter diesen Verhältnissen wurden wir nach und nach eine gewöhnliche militärische Gesellschaft, in unseren wöchentlichen Zusammenkünften wurden Aufsätze vorgelesen, die Notwendigkeit und Möglichkeit, den Soldaten gut zu behandeln, aus allen dabei einwirkenden Gesichtspunkten praktisch beleuchtet, und verschiedene Mitglieder übernahmen zu diesem Zweck die Ausarbeitung eines Soldatenkatechismus, der selbst auch unvollendet, besonders für jene Zeit, manches Gute enthielt.

Wenn man die eigentliche Wirksamkeit dieses Vereines nach dem Abriß, soweit ich ihn hier geben konnte, zusammennimmt, so muß man sich sagen, daß sie nicht groß war, ja man könnte sogar bei dem Haß, den sie bei der Gegenpartei aufregte, für Augenblicke über den Nutzen einer derartigen Verbindung zweifelhaft werden. Dann aber muß man sich auch von der andern Seite sagen, daß nichts Großes und Gutes ohne Kampf geschaffen wird, und daß man sich also vor ihm nicht scheuen muß, daß der Gedanke an eine solche halb im Dunkel stehende Verbindung, der man größere Kräfte, als sie wirklich besaß, beilegte, auch den Gedanken an ein Besserwerden im Volke aufrecht erhielt, manche dem Ermatten nahe Hoffnung wieder belebte, so daß die beinahe ans Komische grenzende Furcht, welche die französischen Behörden fortdauernd gegen den Tugendbund und seine Mitglieder aussprachen, eigent-

lich die schönste Lobrede über die damalige Nützlichkeit des Vereins ist; wenn man mit geringen Mitteln Furcht erregt hat, so ist ein Teil des Zweckes jener Verbindung offenbar erreicht.

Die Wehrhaftmachung der Nation.

Die unter nichtigen Vorwänden willkürlichen Erhöhungen der durch den Tisiter Frieden zu zahlenden Kontributionen hatte zwar schon mit Recht gegen den staatsrechtlichen Wert dieses Friedens Mißtrauen erregt, doch nun mußte ein neues Ereignis es nur zu deutlich zeigen, daß, während wir Preußen jene Verhandlungen als einen Vertrag zwischen zwei selbständigen Staaten betrachteten, Napoleon dagegen in ihnen nichts weiter als den von Preußen unterzeichneten Akt seiner Unterjochung erblickte und sich demzufolge fortdauernd als den Gewaltherrscher dieses von ihm zertretenen Landes ansah. Der künftige Umfang der bewaffneten Macht war von Stein und Scharnhorst auf Grund der gesammelten statistischen und finanziellen Notizen auf 80 000 Mann Linientruppen und eine sogenannte Reservearmee von ebenfalls 80 000 Mann dem Könige vorgeschlagen und von diesem auch genehmigt. Da Preußen noch eine Bevölkerung von nahe 3 000 000 Seelen in den ihm übrig gebliebenen Provinzen zählte, so war der Umfang dieser Macht nach den älteren Verhältnissen nicht zu groß bestimmt und doch immer hinreichend, um bei guter Vorkehrung und mit Hilfe anderweitiger Verbindungen Preußen vor einem plötzlichen Ueberfall, einer gänzlichen Zerstörung zu bewahren. Gerade aber solche Vorkehrungen wollte Napoleon nicht, und obgleich zur Ausführung des eben erwähnten Planes noch gar keine Anstalten gemacht

waren, er nur hin und wieder besprochen war, so hatte doch Bonaparte auf eine kaum begreifliche Weise Nachricht davon bekommen, und auf einmal kam die kategorische Bestimmung, nach der künftig Preußen nur

24 100	Mann	Infanterie
6 000	„	Kavallerie
6 000	„	Artillerie
6 000	„	Garde

halten sollte, alle anderen Rüstungen und Landesbewaffnungen aber auf das strengste untersagt wurden. Wenn man die obige napoleonische Bestimmung besonders mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse ruhig prüfte, so konnte man ihren arglistigen Charakter und Zweck sehr bald enthüllen. Wenn ein Eroberer das Wiederaufleben eines unterjochten Staates verhindern will, so muß er hauptsächlich die Ausbildung einer guten Infanterie in einem solchen Lande, weil dieses immer die Hauptsache ist, so viel als möglich zu verhüten suchen; dies war hier recht geschickt durch die ungewöhnliche Verstärkung der anderen Waffen geschehen; der Liebhaberei des Königs war durch die Erlaubnis einer zahlreichen Garde Rechnung getragen, und in der außer allem Verhältnis auf 6000 Mann bestimmten Artillerie hatte sich Napoleon zugleich zu seinen künftigen östlichen Kriegen ein kostbares, aber nützliches Material auf fremde Kosten gebildet. Daß der gegenwärtige Friede mit Rußland nur als ein Waffenstillstand anzusehen war, darüber waltete auch in unserem Kreise damals schon kein Zweifel ob, nicht allein die Bildung des Herzogtums Warschau, sondern mehr noch die Vorkehrungen, welche der Kaiser fortdauernd in Danzig traf, zeigten dies dem Unterrichteten nur zu deutlich. Nicht allein, daß die Befestigungen dieses Platzes bedeutend ver-

mehrt wurden, man fing auch damals schon an, von französischer Seite Kriegsmaterialien dorthin niederzulegen, die hauptsächlich auf Offensivunternehmungen deuteten.

Die erwähnte Beschränkung des Umfanges der preußischen Armee hatte vielfach den Haß gegen Napoleon gesteigert; diejenigen, die auf den Wiedergewinn der verlorenen Selbständigkeit des Vaterlandes noch rechneten, erfuhren mit verstärktem Grimm diese neue Fessel, wogegen die zahllose Menge der noch nicht angestellten Offiziere mit ihren Familien und Verwandten mit Recht den Mann haßte, der ihnen ihren bisherigen Lebenserwerb für immer zerstörte. Hiezu kam noch, daß Napoleon die zahlreichen Millionen von Staats- und Stiftungskapitalien, welche man etwas voreilig auf den sehr einseitigen Antrag des früheren Departementsministers v. Voß in dem ehemaligen Südpreußen zur Belebung der Kultur ausgeborgt hatte, gewaltthätig einzog und ohne allen Rechtsgrund durch die Bayonner Konvention als wohl erworbene Kriegsbeute an den König von Sachsen als damaligen Herzog von Warschau verkaufte. Diese schändliche Handlung Napoleons entzog unter anderem trotz aller Fürbitten der preußischen Offizierswitwenkasse ihre Fonds, Tausende wurden dadurch ihres Unterhalts beraubt und so der Haß gegen den Korsen auch in der Brust des weiblichen Geschlechts geweckt; man kann annehmen, daß seit dieser Zeit ein großer Teil der Gardinenpredigten einen patriotischen Charakter erhielt, und manche männliche Figur mag auf diesem Wege neu gekräftigt sein.

Es ist ein fortdauerndes Bedürfnis des menschlichen Geistes, daß er sich gegen Gewalthandlungen, wenn nicht mit offener Kraft, so mit List zu wehren sucht. So auch hier; hin und wieder war unter einzelnen Offizieren wohl

das Gerede gewesen, daß man suchen müsse, durch häufiges Rekrutenexerzieren sich mehr ausgearbeitete Mannschaft zu verschaffen, doch blieb dies nur einzelnes unzusammenhängendes Gerede. Scharnhorst faßte indes diesen Gedanken sogleich auf und gab ihm diejenige Richtung, durch welche er zur Wiedererhebung des preußischen Staates in dem Jahre 1813 so entschieden mitwirkte. Er gab mir nämlich den Auftrag, einen Plan zu einer fortdauernd sich vermehrenden Vergrößerung der Armee, doch so auszuarbeiten, daß derselbe soviel als möglich in der gewöhnlichen Heeresergänzung versteckt bliebe. Dies führte zu dem nachher sogenannten Krümpersystem, nach dem nämlich jeden Monat pro Kompagnie fünf und pro Eskadron drei Mann exerzierte Soldaten beurlaubt und dagegen ebenso viel Rekruten wiederum eingezogen werden mußten, wodurch unbemerkt jene große Anzahl ausgebildeter Soldaten gesammelt wurde, die im Jahre 1813 die Errichtung der zahlreichen Reserveregimenter und -Bataillone möglich machte.

Der Name Krümper, den die Franzosen, als sie späterhin die Sache bemerkten und darüber unruhig wurden, gewöhnlich als crimper herausbrachten und Erklärungen über seine Bedeutung verlangten, entstand sehr zufällig; in Ostpreußen verstand man unter dem Namen Krümper eine beliebige Anzahl einer Kompagnie obligate Leute, die aber noch in keiner Liste standen, wahrscheinlich war die Benennung zuerst bei der Kavallerie aufgenommen und dem beim Futterempfange üblichen Krumpmaß nachgebildet.

Da nun die Sache durchaus alles Aufsehen vermeiden sollte, so wählte ich ohne großes Nachsinnen jenen provinziell üblichen Ausdruck und habe späterhin oft im stillen gelacht, wenn dieses unschuldige Wort sich einer Menge Definitionen unterwerfen mußte.

Das einfache Leben, welches der König und sein Hof in Königsberg führte, ward für einige Augenblicke durch die Hin- und mehr noch durch die Rückreise des Kaisers Alexander zum Kongreß nach Erfurt unterbrochen. Man hegte besonders bei seiner Hinreise von preußischer Seite vielleicht zu große Erwartungen über das, was durch die Vermittlung Alexanders zur Erleichterung von Preußen in Erfurt abgemacht werden könne, wozu er auch bereitwillig mitzuwirken sich erklärte. Davon erfolgte aber nichts, denn sei es, daß Alexander mit seinem besten Willen nicht mehr erreichen konnte, oder daß Napoleon ihn eigentlich damals noch am Gängelbande führte, es erfolgte für Preußen nichts Günstiges, sondern die in Erfurt geschlossenen Verhandlungen bürdeten uns noch neue Lasten auf, sowohl in erhöhten Geldzahlungen als auch besonders durch die bis zur Tilgung derselben von französischer Seite vorbehaltene starke Besetzung der drei Festungen Glogau, Küstrin und Stettin mit den dazu gehörigen Militärstraßen, die mehr als alles andere die Absichten Napoleons gegen Preußen und Rußland aussprach. Die Königin, welche die Unfälle, die Preußen getroffen hatten, mit weniger Resignation als der König trug, empfand diesen Mangel von Unterstützung von seiten des russischen Kaisers sehr tief und äußerte sich unter anderem in einer Unterredung, die ich zu der Zeit über diesen Gegenstand mit ihr hatte, auf eine ganz ungewöhnlich heftige Weise. Alexander, der wahrscheinlich den üblen Eindruck seiner erfolglosen Vermittlung soviel als möglich vertilgen wollte, hielt sich auf seiner Rückreise einige Tage in Königsberg auf. Große Paraden, Manöver und Bälle wurden, soweit es die damaligen Mittel erlaubten, jene Tage auszufüllen, veranstaltet, auch lud er das Königspaar zu sich nach Petersburg ein.

Wie man übrigens im Volk die Reise Alexanders nach Erfurt ansah, kann ich nicht besser als durch folgende Anekdote schildern. In Memel war zu jener Zeit der preußische Kommandant ein General Rembow, ebenso bekannt durch seine persönliche Tapferkeit als durch das Sonderbare seines Benehmens, als auch den Mangel aller Weltsitte; dieser erwartete den Kaiser mit den Offizieren bei der Rückkehr auf dem Platze, wo die Pferde gewechselt wurden. Während dieses Geschäftes fing Alexander mit ihm eine Unterredung an, und da sagte der alte Rembow ganz unbefangen: „Es ist man gut, daß Ew. Majestät wieder zurück sind, denn kein Mensch hat geglaubt, daß Napoleon Sie wieder zurücklassen würde.“ Eine solche Offenherzigkeit überraschte den Kaiser, er zog sich eilig in den Wagen zurück und betrieb mehr als gewöhnlich das Fortfahren.

Da bei der früher schon erwähnten vorgeschriebenen Heeresstärke auch die Anzahl der anfangs beabsichtigten wieder herzustellenden Regimenter unmöglich wurde, mußte man sich darauf beschränken, aus den den Krieg hindurch unter den Waffen gebliebenen Truppen 12 Infanterieregimenter nach der früher schon bemerkten Stärke zu 3 Bataillonen und 2 Grenadierkompagnien und 12 Kavallerieregimenter, jedes zu 4 Eskadrons, zu formieren, die in 6 Brigaden, jede zu 7 Bataillonen Infanterie und 8 Eskadrons Kavallerie, zusammenstießen. Die in den Kantons übrig gebliebenen Soldaten der aufgelösten Regimenter wurden den bestehenden als eine Reserve zugeteilt. Ebenso erhielten diejenigen Offiziere, welche von den Ehrentribunalen vorwurfsfrei erklärt waren, den halben Sold, und es wurden ihnen unter eigenen Inspekteuren in der Nähe der Brigaden die kleinen Städte zum Aufenthalt an-

gewiesen. Durch alle diese mit großer Vorsicht als laufende Ergänzungsvorschriften oder notwendige Unterstützungen und Polizeieinrichtungen angeordneten Maßregeln erhielt man sich die dienstfähige Mannschaft und gewann die Gewißheit, daß die Verdoppelung der erlaubten Heeresstärke in ein paar Wochen möglich sein würde. Denn ebenso rastlos sorgte Scharnhorst für die Anfertigung der Waffen, obgleich er dabei mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die Vorurteil und Unwissenheit ihm entgegenstellten. Der Ankauf der im Lande durch die Kriegsereignisse zerstreuten Gewehre oder auch nur einzelner Waffenteile wurde emsig fortgesetzt; in allen dazu geeigneten Städten waren Waffenreparaturen eingerichtet, an denen aus Mangel an wirklichen Waffenschmieden jeder mit der Eisenbearbeitung vertraute Handwerker mit gutem Erfolg hinzugezogen wurde, so daß sehr bald die zur Heeresverstärkung notwendigen Waffen in den Zeughäusern niedergelegt werden konnten.

Da Spandau und Potsdam von den Franzosen noch zu sehr beobachtet wurden, so ließ Scharnhorst in der Festung Neiße eine Gewehr- und Pulverfabrik anlegen, und Stein sorgte nicht allein bereitwillig für die Geldmittel zu diesen außerordentlichen Ausgaben, sondern suchte auch durch Gesetz und Verwaltung, soviel als es die Verhältnisse erlaubten, den Geist des Volkes zu kräftigen und dadurch zum bevorstehenden Kampfe vorzubereiten.

Ehren- und Bürgerkronen hätten diese beiden wackeren Männer damals schon für ihren für die Wiederherstellung des Staates bewiesenen Eifer wohl verdient, aber ach! statt dessen mußten sie jeden ihrer wohlthätigen Schritte unter unsäglichem Widerstande durchkämpfen und wurden die Zielscheibe einer boshaften und hirnlosen, täglich stärker werdenden Verleumdung. Die Zahl der Männer, welche

ihre Zwecke vollständig begriff, war damals im Verhältnis noch klein oder auch in den Provinzen zerstreut, der größere Teil der Nation, durch das erlittene Unglück niedergebeugt, hatte wohl den Wunsch des Besserwerdens, aber über den Weg, der dazu führen sollte, über die Opfer, die man dafür bringen mußte, war man keineswegs im klaren; so wurden die geistigen Kräfte gelähmt, und ein der Zahl nach nicht großer Kreis von Mißvergnügten konnte dadurch desto freier intriguieren. Außer den früher schon geschilderten Personen schlossen sich die zahlreichen nicht wieder angestellten Beamten demselben an und wurden durch Barone aus allen Provinzen verstärkt, deren einseitiger Blick es nicht begreifen konnte, daß die Erhaltung des Staates die bessere Stellung und Erhebung des Volkes dringend notwendig mache; ihre gutsherrlichen Rechte und das bisherige Monopol auf die höheren Stellen, das war dieser Clique trotz allen patriotischen Redensarten teurer als die Selbständigkeit des Vaterlandes.

Wenn Scharnhorst in seinem ungewöhnlich besonnenen und vorsichtigen Benehmen auch nicht die geringste Veranlassung zu dem wider ihn erhobenen Geschrei gab, so kann ich allerdings nicht ein Gleiches von Stein sagen, der nicht immer seine Laune und Zunge gehörig zügelte. Zu dieser Klasse von Uebereilungen muß ich auch den Brief rechnen, den Stein um diese Zeit an den Fürsten Wittgenstein schrieb, und der die Veranlassung wurde, daß Stein auf die von Napoleon erhobenen Beschwerden den preußischen Dienst verlassen mußte. Wenn man jenen Brief genau durchliest, so muß man ihn sowohl des Inhalts als auch besonders der Person wegen, an die er gerichtet war, durchaus mißbilligen. Wenn man auch alle die Klagen und Hoffnungen teilt, die der Brief enthält, so war die da-

malige Zeit doch durchaus nicht dazu geeignet, derartige Ansichten schriftlich in die Welt zu schicken; ein Staatsmann muß Klagen, die sein Herz bestürmen, wenn ihre Mitteilung auch das beängstigte Gemüt erleichtert, in sich verschließen, denn seine Freunde macht er dadurch mutlos, seinen Feinden reicht er die Waffen. Vollends war der Fürst Wittgenstein, der hier unverdient zu der Rolle eines Vertrauten kam, am allerwenigsten zu solchen Mitteilungen geeignet.

Wie jener Brief, den Stein der Beförderung eines Kuriers, des damaligen Regierungsassessors Koppe, anvertraut hatte, den Franzosen, die ihn nebst dem Beförderer in Berlin auffingen, verraten war, ist bis jetzt noch ein Rätsel. Es ist begründet, daß Koppe, mit dem durch seinen Auftrag geschmeichelten Dünkel eines jungen Mannes, auf der Reise hin und wieder unvorsichtig gesprochen hatte, allein ebenso war auch gleichzeitig der Verdacht verbreitet, daß selbst aus Königsberg die französischen Behörden einen Wink über jenen Brief, über dessen Inhalt Stein unvorsichtig sich geäußert hatte, bekommen haben sollten; da ich keine begründeten Beweise darüber habe, so mag ich auch nichts weiteres darüber sagen, aber leider habe ich in meinem Geschäftsleben mehr als einmal Menschen gefunden, die aus kleinlicher Privatleidenschaft sich kopfüber den Feinden ihres Vaterlandes in die Arme warfen.

Genug, jener Unglücksbrief war verraten, Napoleon ließ ihn sogleich als einen an ihm begangenen Hochverrat veröffentlichen, und forderte sehr bestimmt Steins Dienstentlassung vom Könige. Dies war unter jenen Verhältnissen nicht abzuschlagen, wurde vielleicht auch schon gern zugestanden, und Stein, der in einem an die Regierungen erlassenen Zirkular noch einen Abriß dessen, was er zu thun

beabsichtigt hatte, als ein Testament niederlegte, mußte Gott danken, in Böhmen einen Zufluchtsort zu erhalten, da ihm seine Güter im Nassauischen auf französischen Befehl konfisziert wurden.

Ich habe im Leben keineswegs zu den blinden Bewunderern von Stein gehört, hier auch selbst offen einiges angedeutet, was mir bei ihm nicht vorteilhaft erschien, aber nichtsdestoweniger muß ich doch seinen damaligen Dienstaustritt als ein wahres Unglück für den preußischen Staat ansehen, denn die Tugenden dieses Patrioten waren größer als seine Fehler.

Anstatt sich bei seinem Dienstaustritt nach einem neuen Premierminister umzusehen, wozu ich nach meiner Ansicht jedem, auch dem talentvollsten Fürsten raten muß, da ein solcher notwendiges neutrales Verbindungsglied zwischen dem Fürsten und dem Ministerium wird, ein Vermittler zwischen dem Volk und den Beamten werden soll, vereinigten sich mehrere Verhältnisse, um dem König davon abzuraten. Einmal gab es keine große Auswahl unter den bekannt gewordenen, dazu tauglichen Männern; Hardenberg, zum Teil von Napoleon verbannt, hielt sich in Riga auf, Schulenburg hatte den preußischen Dienst verlassen. Scharnhorst war gewiß zu einer solchen Stelle vollkommen geeignet; er hätte, seiner eigenen Kraft vertrauend, sich nicht gescheut, ein Ministerium von den talentvollsten Köpfen zu bilden, dieses mit ruhiger Besonnenheit im gemeinschaftlichen Gange zu erhalten, aber zwischen ihm und dem König fand nie ein vollständiger Anklang statt. Den König sprach sein ruhiger, streng logischer Gedankengang nicht an, er vermißte an ihm die äußere Bestimmtheit des gewöhnlichen Soldaten, überdies hatte Scharnhorst noch keine eigentliche amtliche Anstellung, und dann war der einseitige Kasten-

geist zwischen Civil- und Militärbeamten so groß, daß alle Civilbehörden Zeter und Mordio geschrieen hätten, wenn ein General, ohne alle Civilroutine, bloß seines inneren Wertes wegen Premierminister geworden wäre. Die sogenannte Hofpartei dagegen sprach, wie in allen ähnlichen Fällen, es laut aus, daß der König keinen Premier ernennen, sondern — sonderbar genug, als wenn es bis dahin nicht gewesen wäre — die Zügel der Regierung selbst übernehmen müsse; der Instinkt sagt diesen Menschen, daß es leichter ist, einzelne Ministerien zu umgehen und eine Gunst vom König zu erhalten, als wenn dieser sich gewöhnt hat, vorher mit seinem Kanzler darüber zu sprechen. So wurde aus allen diesen Gründen ein Ministerium ohne eine besondere Leitung zusammengesetzt, das sich dadurch auch nur zu bald, wie wir es sehen werden, in sehr divergierenden Richtungen zu bewegen anfing.

Die Personen, welche noch mit Zustimmung Steins dazu gewählt wurden, waren:

1. Der Graf Goltz, der das Ministerium des Auswärtigen behielt; ich habe schon früher diese wohl gepuderte Nullität geschildert, die sich freute, der Steinschen Vormundschaft überhoben zu sein, und damit anfing, den in dem Departement des Handels und der Gewerbe neben ihn gestellten Geh. Finanzrat v. Schön kleinlich zu verdrängen. Dieser zog es vor, lieber Regierungspräsident in Gumbinnen zu werden, und das Ministerium verlor dadurch einen seiner talentvollsten Köpfe, der von da ab eine zunehmende Bitterkeit in seiner Brust trug.

2. Das Finanzministerium erhielt der Finanzrat von Altenstein; ein gelehrter und auch rechtlicher Mann, doch mehr zum Erwerb des theoretischen Wissens als des praktischen Handelns geeignet.

3. Das Ministerium des Innern erhielt der bisherige Regierungspräsident Graf Dohna. Es ist beinahe unmöglich, sich einen edleren und patriotischeren Mann zu denken, auch fehlte ihm keineswegs das für seinen Beruf nötige Wissen, aber mit diesen Eigenschaften war leider ein hoher Grad von Peinlichkeit und Bedenklichkeit vermischt, die seinem Blick den nötigen Umfang, seinem Willen die notwendige Frische raubten.

4. Zum Justizminister ward Kammergerichtspräsident Beyme berufen, dessen ich schon erwähnt habe. Er war mehr geeignet, fremde Ideen enthusiastisch aufzufassen als eigene zu erzeugen.

5. Die Militärangelegenheiten sollte Scharnhorst leiten, doch war man, da er für sich niemals etwas forderte, über seine ihm zu gebende Stellung noch nicht einig.

So war das Ministerium zusammengesetzt, welches ohne eine eigentliche Leitung, denn die Einwirkung des Königs war doch nur fragmentarisch, mehr hemmend als fördernd, die begonnene Wiedergeburt des Staates vollenden sollte.

Im Anfange trugen die erscheinenden Gesetze noch eine geraume Zeit hindurch ganz die Richtung, welche die Verordnungen aus Memel angedeutet hatten. So erschienen aus dem Ministerium des Innern sehr zweckmäßige Instruktionen für die Regierungen; man sprach unter anderen den nach meiner Ansicht sehr glücklichen Gedanken aus, daß zu den Beratungen jeder Regierung fortdauernd einige Landesdeputierte hinzugezogen werden sollten. Nach meiner Erfahrung ist dies der beste Weg, um ebensowohl die Provinzialbehörden in einer richtigen Verbindung mit dem Volk zu erhalten und sie vor einseitigen Beamtenansichten zu bewahren, als auch eine wahrhaft nützliche Landesver-

sammlung vorzubereiten. Es war größtenteils nur Unbehilflichkeit von seiten der Präsidenten, die es verhinderten, daß jene beabsichtigte Hinzuziehung der Deputierten jemals recht ausgeführt wurde, und die endlich einschlief, was ich bis auf diese Stunde noch als ein großes Uebel ansehe.

Im Winter des Jahres 1808—1809 erfolgte die früher schon angedeutete Reise der königlichen Familie nach Petersburg, bei der Scharnhorst sie begleitete. Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, wurde während dieser Reise an die Spitze der Regierung gestellt, und Gneisenau besorgte die Militärangelegenheiten. Diese Reise war auch die Veranlassung, daß der Minister Altenstein eine nicht besonders geschickte Finanzoperation in die Welt schickte. Der König brauchte, da sein Aufenthalt in Petersburg einige Wochen dauern sollte, eine für jene Zeiten bedeutende Summe Geldes, die Altenstein nicht anders herbeizuschaffen wußte, als daß er die von Rußland bar ausgezahlten Kriegslieferungen an Ostpreußen zu jenem Zweck angriff. Dadurch wurde die Bezahlung jener Lieferungen unmöglich, das dazu vorrätige Geld nach und nach zu andern Zwecken ausgegeben, und die Provinz erst viel später in Staatsschuldscheinen befriedigt, was dazu beigetragen hat, den Notstand der Provinz zu vergrößern.

Mir hatte Scharnhorst den Auftrag zurückgelassen, einen Mobilmachungsplan für die Armee auszuarbeiten; es war dies ein ziemliches Stück Arbeit, welches die Kräfte eines einzelnen Mannes wohl in Anspruch nahm; indes gelang es mir doch, mit dem Ganzen nicht allein bis zur Rückkehr des Königs fertig zu werden, sondern ich erhielt auch noch obenein von Scharnhorst eine Menge sehr gütiger Aeußerungen über meine Arbeit. Zu den Feldzügen 1813

bis 1814 ist die Armee nach jenem Plan mobil gemacht worden.

In diesem Winter war ich auch nahe daran, was mir übrigens sehr häufig vorgekommen ist, schnell durch einen Unfall mein Leben einzubüßen. Ich ging an einem schönen Wintertage, an dem es etwas zu tauen anfing, in dem Stadtteil von Königsberg, der der Kneiphof heißt, in einer engen, mit sehr hohen Häusern versehenen Straße, als ich auf einmal einen betäubenden Schlag auf den Kopf erhielt, mit dem sich zugleich ein plötzliches Dunkel um mich verbreitete.

Als ich mich wieder besinnen konnte, fühlte ich daß der innere Boden des Czakos gewaltsam zerrissen und dieser mir über die Augen bis auf die Nasenspitze gepreßt war. Mühsam zog ich, nicht ohne die Hilfe eines hinzugetreten Mannes, den Czako in die Höhe, der mein Gesicht so geschunden hatte, daß ich stark blutete, und nun entdeckte ich denn auch die Veranlassung zu diesem allen; unvorsichtigerweise hatte am hellen Tage ein Hauswirt sein mit Schnee bedecktes Dach reinigen lassen, und so war mir aus der Dachrinne ein Stück Eis auf den Kopf geworfen, das ohne den Schutz des Czakos mir unausbleiblich den Hirnschädel zerschmettern mußte. Wäre der unzeitige Dachreiniger mir in dem Augenblick in die Hände gekommen, mein damals sehr heftiges Temperament hätte mich wohl zu dem unbesonnenen Versuch gedrängt, ihn in die zweite Klasse zu versetzen, so mußte ich mich aber glücklicherweise nur damit begnügen, ihm einige Kraftausdrücke aufs Dach hinaufzuschicken und in dem nächsten Hause mich von dem Blute, welches mir über das Gesicht strömte, zu reinigen.

Wenn ich es auch vor allem dankbar anerkenne, daß die göttliche Vorsehung mich in so vielen Friedens- und

Kriegsgefahren wohlwollend beschirmt hat, so muß ich es gestehen, daß mir dies eine Art Vertrauen in meine Lebensbestimmung gegeben hat, welches, wenn ich hier ehrlich sein soll, selbst in dem Augenblick, in dem ich dieses schreibe, bei schon vorgerücktem Alter und ungünstigen Verhältnissen eigentlich noch nicht ganz erstorben ist.

Bald nach der Zurückkunft des Königs aus Petersburg erfolgte endlich auch die definitive Organisation der oberen Militärbehörde. Die Ueberreste des nach Preußen geflüchteten ehemaligen Oberkriegskollegiums, sowie die bisher bestandene und von dem Grafen Lottum geleitete Generaladjutantur wurden aufgehoben und an deren Stelle auf den Antrag von Scharnhorst zwei Zentralmilitärbehörden errichtet. Die erste erhielt den Namen Allgemeines Kriegsdepartement und stand unter der speziellen Leitung von Scharnhorst. Zu dem Geschäftskreise desselben gehörte die gesamte Organisation, Bildung, Ergänzung und Ausrüstung des Heeres. Dieses Departement zerfiel in verschiedene Unterabteilungen, unter denen die eine an Stelle der ehemaligen Generaladjutantur den Vortrag beim Könige in allen Avancements-, Pensionierungs- und Strafsachen bekam; der Major Grolman war zur Leitung dieser Angelegenheiten bestimmt, da derselbe aber den Abschied nahm, um den Feldzug in Oesterreich mitzumachen, so bekam diese Stelle der Oberst von Hake (nachmaliger Kriegsminister), damaliger Adjutant des Prinzen Heinrich. Ich wurde bei dem allgemeinen Kriegsdepartement für die Angelegenheit der Infanterie, Ergänzung und Mobilmachung des Heeres angestellt.

Für die Kriegsökonomie, Einquartierung, Bekleidung und Verpflegung wurde das Militär-Oekonomiedepartement, ebenfalls mit verschiedenen Unterabteilungen, er-

richtet und der Leitung des Obersten Grafen Lottum übergeben. Das Militär-Oekonomiedepartement war schon insofern dem allgemeinen Kriegsdepartement untergeordnet, indem es nur die von diesem aufgestellten Prinzipien in Ausführung bringen konnte; außerdem war auch noch bestimmt, daß Scharnhorst die Stelle eines Kriegsministers vertreten und so das Ganze leiten sollte. Unglücklicherweise aber waren Scharnhorst und Lottum zu entgegengesetzte Naturen, um lange mit einander gehen zu können. Scharnhorst kannte keine Rücksicht auf die Persönlichkeit, ihm war es immer nur um die Sache, niemals um die Gunst der Personen zu thun. Durchdrungen von dem Gedanken, so schnell als möglich dem Staate durch eine wohlgeordnete bewaffnete Macht ein genügendes Mittel zum Wiedergewinn seiner Selbständigkeit zu geben, war dieses das Ziel, dem er sich selbst und also auch alle anderen Privatansprüche und Vorurteile unterordnete. Lottum war dagegen ganz allein aus Persönlichkeitsrücksichten zusammengesetzt; die Gunst des Königs zu erhaschen oder sich in ihr zu befestigen, diesen oder jenen durch Gefälligkeiten sich verbindlich zu machen, alles Alte zu schonen, um in Frieden das Gehalt zu genießen oder das Vermögen vergrößern zu können, dies waren die Lebensziele dieses Mannes, dem dabei die höhere Stellung Scharnhorsts von Anfang an ein Dorn im Auge war, die er durch alle möglichen Intriguen zu untergraben suchte.

Scharnhorst hatte sich füglich nicht selbst zum Kriegsminister in Vorschlag bringen können, zumal er das Vorurteil kannte, welches ein Teil der älteren Offiziere gegen ihn ‚den Ausländer‘ hegte, und dies brachte ihn auf den Gedanken, den Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, zum Kriegsminister in Vorschlag zu bringen. So

sehr ich auch die achtenswerten Eigenschaften dieses Prinzen ehre, so war ich doch auch damals schon gegen diese Anstellung, weil ich glaube, daß man gegenwärtig nur in sehr seltenen, durch eigentümliche Geistesanlagen bedingten Fällen einem Prinzen ein Kommando oder ein Departement mit Erfolg anvertrauen kann.

Es gab unstreitig eine Zeit, wo die Prinzen unbestrittene Vorzüge bei solchen Anstellungen hatten. Die Kabalen der ehrgeizigen und aufsässigen Großen wurden durch die prinzliche Geburt am besten gezügelt, die Erziehung, besonders in den Staatswissenschaften, war im Volke noch so wenig verbreitet, daß die Prinzen gewöhnlich auch in dieser Hinsicht hoch über den anderen Ständen standen. Dies aber hat sich alles geändert. Den früheren Ansprüchen des hohen Adels tritt das Gesetz und die öffentliche Meinung entgegen, und der wissenschaftliche Unterricht ist ein Gemeingut geworden, welches jeder Bürgersohn mit dem Fürstenkinde teilen kann. Ueberdies wird es einem Prinzen immer sehr schwer, sich die nötige Menschenkenntnis und die Uebersicht der verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse zu verschaffen, ohne die er indessen doch keinen Dienstzweig selbständig leiten kann. Ein Prinz steht bei dem redlichsten Willen in dieser Hinsicht immer in einem nachteiligen Verhältnis. Meiner Meinung nach ist die beste Stellung für die Prinzen: Mitglieder des Staatsrates und fortdauernde Inspekteure oder Sendegrafen in allen Verwaltungszweigen, hier können sie durch ihre Geburt und Unabhängigkeit des Standpunktes höchst wohlthätig wirken und die nötige Thätigkeit in der Verwaltungsmaschine fördern. Wenn z. B. bei dem Notstande, der in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, in Ostpreußen herrscht, ein königlicher Prinz, von einem tüchtigen Rat

und einem Adjutanten begleitet, ohne allen Prunk (denn entbehren müssen die Prinzen auch lernen) in jenen Gegenden der Not herumreiste und die Kosten von einigen Opern-Dekorationen zum Verteilen, wo es augenblicklich notthut, mitbekommen hätte, so würde dies wahrhaft wohlthätig wirken, ein neues Band zwischen Volk und König knüpfen und für den Staat viel besser sein als die bleibenden, viel zu hohen militärischen Anstellungen, welche man gegenwärtig unseren Prinzen gegeben hat.

Die erwähnte, von Scharnhorst beabsichtigte Anstellung des Prinzen Wilhelm als Kriegsminister führte für jenen ein recht unangenehmes Verhältnis herbei. Seit dem Austritt von Stein hatte sich der Haß der Maulwurfspartei mit verstärkter Macht auf Scharnhorst geworfen; sie fühlten, daß er der gediegenste und konsequenteste des damaligen Ministeriums war, der einen vollendeten Plan hatte und der, wenn der König ihn auch nicht besonders liebte, doch sich eine verdiente Achtung bei demselben erworben hatte, so daß seine Meinung von Gewicht blieb; hatten sie den General erst beiseite geschafft, dann konnte man wohl hoffen, mit den übrigen fertig zu werden und das begonnene Reorganisationswerk des Staates wieder in das alte Geleise zurückzuführen: hiezu waren ihnen alle Wege und Mittel gleich. Kaum war daher die beschlossene Anstellung des Prinzen Wilhelm unter der Hand bekannt geworden, als sie auch der Gegenstand ihrer Intriguen ward, die auf folgende Art boshaft genug ans Tageslicht kamen.

Ein Major Krockow hatte in dem eben beendeten Kriege ein Freikorps errichtet und war nach dessen Auflösung nach Königsberg gekommen, um sich seine Zukunft zu sichern. Scharnhorst mag ihn hier freundlich behandelt

haben, wie er dies gegen jeden that, aber vom Vertrauen, wie sich der Mann dessen nachher gerühmt haben soll, war gewiß keine Spur. Scharnhorst hat einen eigentlichen Vertrauten, dem er sich ganz hingegeben hätte, wohl nie gehabt, lächerlich aber war es, anzunehmen, daß Krockow, den er zum erstenmal in seinem Leben sah, der Vertraute seiner wichtigsten Geheimnisse, wenn er nämlich deren gehabt hätte, geworden sein sollte. Krockow reiste nur halb befriedigt nach seinem Aufenthaltsort in Westpreußen zurück, brüstete sich dort mit dem genossenen Vertrauen und den ihm bekannt gewordenen Geheimnissen und erzählte, durch den Wein fortgerissen, die unvernünftigsten, aus halben Mutmaßungen im Rausch zur Gewißheit gestempelten Dinge. Ein Zuhörer, der Oberforstmeister Trost (so, glaube ich, hieß dieser Mensch) nahm das ganze, entweder beängstigt oder durch die Hoffnung einer Belohnung getrieben, begierig auf, füllte die Lücken der Erzählung eines Betrunkenen durch seine Phantasie bestens aus und kam eilig nach Königsberg zu seinem früheren Vorgesetzten und jetzigen Protektor, General Köckeritz, um diesem die Anzeige zu machen, daß im Tugendbunde, den General Scharnhorst an der Spitze, eine große Verschwörung existiere, deren Zweck es sei, den König vom Throne zu stoßen und den Prinzen Wilhelm auf denselben zu setzen.

Das Hirnlose dieser ganzen Angabe lag, so begierig es auch von den Maulwürfen aufgenommen wurde, bei jeder besonnenen Prüfung klar zu Tage. In dem edlen Charakter des Prinzen Wilhelm war auch nicht eine Spur zur Begünstigung einer solchen Freventhat, und Scharnhorst war wahrhaftig ebenso zu rechtlich als zu klug, um eine solche Intrigue zu beginnen, er opferte ja seine Tage der Erhaltung des Königs. Die ganze Angabe hatte da-

her auch keine weiteren augenblicklichen Folgen; aber sie legte doch einige Spuren des Mißtrauens, die sich erst spät verwischt haben, in die Brust des vielfach beängstigten königlichen Bruders, hintertrieb die beabsichtigte Anstellung des Prinzen und entfernte auch unschuldigerweise Scharnhorst vom König.

Wie heftig die Maulwürfe (denn so will ich von jetzt an diese Partei nennen) gegen Scharnhorst arbeiteten, davon möge noch das Folgende Zeugnis geben. Man hatte auf Befehl Napoleons alle Kommunikationen mit England abbrechen müssen, die Seeküsten waren durch einen Cordon preußischer Truppen, wenn auch nur zur Form, besetzt, wogegen von englischer Seite gegen den Hafen von Pillau eine englische Brigg kreuzte. Mit Hilfe dieses Fahrzeuges nun war der König noch immer mit England in Verbindung geblieben, um sich für den übelsten Fall einen sicheren Zufluchtsort dort offen zu halten. Scharnhorst war der eigentliche Vertraute dieser Korrespondenz und leitete die Besorgung der Briefe. Bei Absendung eines solchen Briefes durch ein Boot von Pillau war nicht die gehörige Vorsicht beachtet, der General York (der nachherige Feldmarschall) befehligte damals den Küstencordon, bekam so von der Sache Kenntnis, und da er zu jener Zeit ein erklärter Gegner von Scharnhorst war, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als dem König den General als einen Verräter anzuzeigen, der mit den Feinden des Staates in unerlaubten Verbindungen stände; die Mine war nicht übel angelegt, doch explodierte sie diesmal nicht in der beabsichtigten Richtung, indem sie dem König einigermaßen die Augen öffnete.

Wie ehrwürdig mußte mir Scharnhorst damals nicht erscheinen, wenn ich ihn so unaufhörlich angefeindet, den-

noch unerschütterlich und ohne persönliches Rachegefühl auf der begonnenen Bahn fortschreiten sah. Selten groß war in dieser Hinsicht das Benehmen dieses edlen Mannes; wenn auch sein Körper sichtbar litt, und hier der Keim einer ihn bald ereilenden tödlichen Krankheit gelegt wurde, so blieb doch die Richtung seines Bemühens unerschüttert, und gerade hier begründete er Anordnungen, die in den Kriegen 1813/14 siegreich hervortraten.

Auf den Friedensexerzierplätzen der früheren Zeit hatte sich die sogenannte Linientaktik entwickelt, die mit ihren langen, dünnen Linien, künstlichen Bewegungen und einzelnen Kunstfeuern den Krieg zu entscheiden wähnte; bei ihr war der Soldat, selbst ein großer Teil der Befehlshaber, nichts weiter als Maschinen oder vom Feldherren geleitete Marionettenpuppen, und so stand sie in einem direkten Gegensatz gegen die in der Revolutionszeit sich entwickelnde Kriegskunst, die in der zerstreuten Fechtart die Entwickelung des einzelnen Mannes, im Gebrauch der Massen und aller Waffen das Zusammenwirken der bis dahin unbeachteten Seelenkräfte zu benutzen strebte.

Die alte Schlendrianstaktik hatte jedoch noch immer viele ältere Offiziere zu Gönnern und auch der königliche Kriegsherr, dem das ähnliche Treiben bei der russischen Armee besonders wohlgefallen hatte, stand dabei leider auf ihrer Seite. Scharnhorst dagegen, von dem Gedanken einer durchaus veränderten Kriegsübung und Taktik ganz durchdrungen, begründete diese auf die möglichste Verbreitung der Lehre vom kleinen Kriege. Es wurde bei jeder der sechs Brigaden zu diesem Zweck ein besonderer Inspekteur für die leichten Truppen ernannt, der die Infanterie und Kavallerie jeder Brigade in diesem Dienste unterweisen mußte, und General York, ein im kleinen Kriege wohl er-

fahrener Offizier, erhielt, trotz seiner eben erzählten Denunziation, auf den Vorschlag von Scharnhorst die obere Leitung über diese Art der Uebungen. Die bisher sogen. Schulmanöver wurden soviel als möglich beschränkt, und dagegen die Uebungen zweier, aus allen Waffen zusammengesetzten Truppenteile gegen einander zur Hauptbeschäftigung gemacht; sie dauerten mehrere Tage in einer zusammenhängenden Operation hintereinander, umfaßten größere Terrainstrecken, als es bis dahin üblich war; die Soldaten biwakierten dabei, oder man lehrte sie Hütten bauen, und der Felddienst wurde mit derselben Pünktlichkeit wie vor dem Feinde geübt.

Um der ganzen zwecklosen Aufstellung in zwei dünnen Treffen entgegenzuwirken, wurde die Brigadestellung entworfen, die in drei Infanterie- und einem Kavallerietreffen den eigentlichen Zweck hatte, die Kräfte nicht auf einmal, sondern nach und nach ins Gefecht zu bringen, und zugleich die sieben Bataillone und acht Eskadrons einer Brigade als einen selbständigen Körper und unabhängig von allen langen Linien zu brauchen. Nach meiner Ansicht ist diese Brigadeaufstellung die beste derartige Formation, welche seit Gustav Adolf vielleicht erfunden ist.

So einfach alle diese Anordnungen dem praktischen Feldsoldaten auch erscheinen müssen, so machte ihre Einführung doch damals große Schwierigkeiten. Die unerschütterliche und besonnene Ruhe, mit der Scharnhorst die entgegenstrebenden Vorurteile beseitigte, war im höchsten Grade musterhaft, und die Anspruchslosigkeit, mit der er dies alles hinwarf, gewann endlich auch den König, der in der Benutzung der verschiedenen Terrainarten eine Abwechslung fand, die ihm die Freuden des Exerzierplatzes bis dahin nicht gegeben hatten, und nun widmete der König

seit der Zeit bis zum Kriege 1813 einen rühmlichen Eifer diesen Uebungen, durch die nützliche Kenntnisse und ein mutiger Geist sich immer mehr in der Armee verbreiteten.

Neben meinen damaligen Amtsgeschäften brauchte mich Scharnhorst auch in jener Zeit fast zu allen häufig gebildeten Kommissionen, die entweder über militärische Gegenstände allein oder auch in Vereinigung von Mitgliedern der Civilverwaltung die durch die veränderten Organisationen nötigen Entwürfe ausarbeiten mußten. Es gelang mir wenigstens dabei, die vorgesteckten militärischen Zwecke ohne bedeutende Kämpfe zu erreichen, und ich erwarb mir eine Menge Administrationskenntnisse, die mir bei meiner nachherigen Anstellung als Minister sehr gut zu statten gekommen sind.

Zwei Dinge, die mich persönlich betreffen, glaube ich hier noch erwähnen zu müssen, weil sie teils meine damaligen politischen Ansichten schildern, teils zu einigen nützlichen Bemerkungen Anlaß geben. Als die Entlassung des Ministers Stein von Napoleon gefordert wurde, gab es in den ersten Tagen eine große Aufregung in Königsberg, viele waren über diesen Schritt entrüstet, fast alle aber besorgten ein weiteres zerstörendes Eingreifen, ich schlug daher dem König schriftlich vor, Deputierte aus allen Provinzen in Königsberg zu versammeln und diesen die Frage vorzulegen: ob sie entschlossen wären, mit Anwendung aller Kräfte zur Selbständigkeit des Königs mitzuwirken? Natürlich hatte dies bei dem Charakter des Königs keine weiteren Folgen, aber es schadete mir auch nicht im geringsten in seiner Neigung. Späterhin, bei seinem Geburtstage im Jahr 1809, widmete ich dem König ein Gedicht, dessen Inhalt es war, ihn zu fortgesetzten Rüstungen zu einem unvermeidlichen Kampf auf Leben und Tod zu mahnen.

Hier zur Probe zwei der ausdrucksvollsten Verse:

Unbestritten lehrt uns die Geschichte,
Daß Despoten Macht ein Truggewichte
Gegen festen Willen, Volkes Eintracht sei.
Rings umzogen von Geschütz und Rossen
War das kleine Land der Eidgenossen,
Und doch machte.! sich die waffenlosen Schweizer frei.

Deiner Ahnherrn heldenreichen Reihen
Schien schon oft der Untergang zu dräuen,
Doch nach hartem Kampf ward Sieg ihr Los;
Friedrich selbst, als ganz vernichtet
Hatte schon der Feinde Dünkel ihn gerichtet,
Und Er endete so Königlich — so groß.

Ueber diese Arbeit bekam ich die schmeichelhaftesten Aeußerungen, besonders von der Königin, die mir von dieser Zeit an bis zu ihrem Tode viele Beweise des Zutrauens gab.

Ehe ich zur Schilderung der Ereignisse in Preußen, welche durch den zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahr 1809 ausgebrochenen Krieg herbeigeführt wurden, übergehe, will ich hier noch, wenn auch in bunter Reihe, einzelne Notizen unserer damaligen Verhältnisse zusammenstellen, da sie zur Kenntnis jener Zeit beitragen können.

Die großen Zahlungen, welche Frankreich dem Lande auferlegt hatte, konnten nicht durch die laufenden Einkünfte beschafft werden; man mußte also zu einem Anlehen schreiten. England war vom Kontinent ausgeschlossen, also blieb nur Holland übrig, wo Staatsrat Niebuhr das Anlehen unter sehr lästigen Bedingungen zu stande brachte. Die holländischen Kaufleute, welche dieses Anlehen übernahmen, forderten nicht allein eine Verpfändung der königlichen Domänen, sondern auch sämtliche männlichen Mitglieder des königlichen Hauses, sowie die Stände der Provinz Ostpreußen mußten als Bürgen den Schuldkontrakt unterzeichnen: so etwas war bei der preußischen Regierung lange nicht vorgekommen. Eben dieses durch die Zeit notwendig gewordene Zusammenwirken führte auch eine andere, wenigstens in meinen Augen, zweckmäßige Handlung des

Königs herbei; nämlich bei der Taufe des Prinzen Albrecht vertraten sämtliche ostpreußischen Stände in dem Schlosse zu Königsberg die Patenstelle; es war ein feierlicher Augenblick nationaler Eintracht, der wahrhaftig der königlichen Würde nicht schadete.

Das früher von mir schon geschilderte einfache Leben des Königspaars in Memel war glücklicherweise auch in Königsberg beibehalten, die Wintermonate verlebten sie in dem königlichen Schlosse, dessen Zimmer entweder sehr altertümlich oder nur sehr einfach verziert waren; den Sommer hindurch aber brachten sie in einem kleinen, in einer Vorstadt von Königsberg belegenen Landhause zu, welches, nebst dem geräumigen Garten, von dem als Schriftsteller rühmlichst bekannten Geh. Rat Hippel angelegt war. An dem nur bürgerlich besetzten Tische aßen täglich Beamte und gebildete Menschen aus allen Ständen, man suchte die Talent und Anhänglichkeit versprechenden Menschen dazu auf. Der König und die Königin fuhren in einem einfachen, offenen Wagen überall in der Stadt und der Umgegend herum, besahen unerwartet, was sich Bemerkenswertes darbot; der König, damals noch ein sehr rascher Reiter, ritt mit einem Reitknecht, oft auch ganz allein, meilenweit in der Umgegend herum, und jede derartige Fahrt, jeder derartige Ritt knüpfte durch die edle Einfachheit, welche dabei vorwaltete, ein neues Band zwischen ihm und seinem Volk. Es hat zu den herbsten Empfindungen meines Lebens gehört, als späterhin erbärmliche Menschen, die die zauberische Gewalt, die ein solches einfaches Königsleben auf den gesunden Teil des Volkes unausbleiblich ausübt, nicht zu begreifen imstande waren, nach und nach den zu solchem Leben geneigten König unter Angstmachen und Zeremonienrücksichten davon entfernten.

Wenn die Fürsten, mit Ausnahme der feierlichen Tage, ohne Prunk im Volk leben, so lernen sie alle Stände kennen, können oft, wie es der Zufall giebt, mit jedem sprechen, dies aber müssen Hofleute und Günstlinge zu verhindern suchen.

In den Verhältnissen des Kronprinzen trat in diesem Augenblick auch eine bedeutende Veränderung ins Leben. Der bisherige Erzieher desselben, der Superintendent Delbrück, ein sehr achtenswerter, redlicher Mann, nur zum Prinzenerzieher wohl nicht kräftig und klar genug, sollte von ihm entfernt und dagegen der gegenwärtige Minister Ancillon, sowie der Major, nachherige General Gaudy die Stelle desselben einnehmen. Die Wahl war, wie das bei der Prinzenerziehung größtenteils immer geht, leider nicht glücklich. Ancillon war ein eitler Phrasenmacher, Gaudy dagegen ein militärischer Pedant. Der Abstand dieser beiden Menschen gegen den ganz, vielleicht zu sehr gemütlichen Delbrück mußte der reinen Natur des prinzlichen Knaben zu grell erscheinen, und er erklärte mit einer von ihm nicht erwarteten Heftigkeit, daß er sich nicht von Delbrück trennen würde. Diese Erklärung wurde mit einem Fieberanfalle des Prinzen und solchen Symptomen begleitet, daß man für sein Leben Besorgnisse bekam, ein Consilium der Aerzte erklärte die Trennung für bedenklich, und so war kein anderer Ausweg, als daß alle drei Personen vorläufig bei dem Prinzen blieben, bis Delbrück endlich selbst seinen Einfluß anwandte, um den Kronprinzen zur Einwilligung in seine Trennung zu vermögen. Scharnhorst hatte an Gaudys Stelle Gneisenau oder Grolman vorgeschlagen, war aber durch Köckeritz und die Oberhofmeisterin Voß überstimmt worden.

Der Prinz Friedrich, Brudersohn des Königs, und der

zweite Sohn Wilhelm hatten bis dahin einen gewissen Reymann, einen flachen, lüderlichen Menschen zum Erzieher gehabt, dieser kam auch fort, und das war sehr gut, beide Prinzen erhielten statt dessen den Major Pirch zum Gouverneur, ebenfalls einen militärischen Pedanten, der vielleicht noch weniger praktischer Soldat als Gaudy war, dagegen aber listiges Betragen, viele gesellschaftliche Komplimente und gutes Essen als würdige Erziehungszwecke ansah. Zum Obergouverneur aller dieser Prinzen wurde, nachdem der General York es ausgeschlagen hatte (was ich trotz der Eigentümlichkeiten dieses Mannes für ein Unglück halte) der General Diericke bestimmt. Es war dies ein höchst rechtschaffener Mann, ein tapferer Soldat, mit einer guten Bildung, dabei aber gutmütig bis zur Schwäche. Er blieb nicht allein ohne sonderlichen Einfluß auf die Erziehung der Prinzen, sondern ließ sich auch durch die Maulwürfe nach und nach gegen seine eigentliche Grundrichtung überlisten und zu sehr unnützen schriftstellerischen Versuchen fortreißen; so schrieb er in dieser Zeit eine Broschüre gegen alle neueren Staatseinrichtungen und später nach dem Kriege seine Verteidigungsschrift für den Adel, die ihm eine Menge bitterer Angriffe zuzog. Wenn man beide Schriften liest, so kann man ebensowenig den redlichen guten Willen des Verfassers als auch den einseitigen Standpunkt, von dem sie aufgefaßt sind, verkennen.

Napoleon hatte in dieser Zeit noch immer keinen Gesandten an den preußischen Hof geschickt und diesen fortdauernd die diplomatische Demütigung fühlen lassen, daß ein einfacher französischer Konsul in Königsberg die Befehle seines Imperators unserer Regierung überbrachte. Clerambault, so hieß dieser Konsul, war ein vollständiges

Pariser Geschöpf, flach ohne alle eigentliche Bildung, mit vieler Anmaßung, doch dem gewöhnlichen französischen Lebenstakt, im Grunde auch eine gutmütige Natur, so weit dies nämlich bei einem französischen Charakter möglich ist. Man wußte, daß er, um zu diesem gegenwärtigen Posten zu kommen, seine Gattin als Maitresse bei dem damaligen französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zurückgelassen hatte, und erzählte sich über dieses Verhältnis die lächerlichsten Geschichten, wozu seine eitle Indiskretion selbst die Veranlassung gab. Wenn auch für Preußen seine politische Stellung das wichtigste war, so war dieses für ihn und für Frankreich doch nur eine Nebensache, für diese war der Verkauf von Licenzen an die Kaufleute zu einem verbotenen Handel mit England die Hauptsache.* Schamlos trieb der französische Konsul dieses Geschäft, vergiftete dadurch manches bis dahin redliche deutsche Gemüt und brüstete sich auf die unbefangenste Weise mit seinem ihm dadurch zufließenden Gewinn. Das lustigste aber dabei war, daß er nicht allein mit seinen speziellen Oberen in Paris teilen mußte, sondern daß auch der große Napoleon es nicht verschmähte, unter der Firma eines abgeforderten patriotischen Beitrages zu den Kriegskosten an diesem Gewinn teilzunehmen; ich bin zweifelhaft, in welche Tugendkategorie die Bewunderer dieses Kaisers diese Zehnteneinsammlung eintragen werden, die durch ein sonderbares

---

* Gegen England war bekanntlich durch Napoleon die Kontinentalsperre erklärt, wodurch der Handel mit England in den betreffenden Ländern verboten wurde. Durch jene Licenzen (Erlaubnisscheine) wurden Ausnahmen geschaffen, die zu einem flotten Geschäft führten, an dem sich namentlich auch französische Generale beteiligten. Siehe die „Memoiren des Generals Marbot" Band III.

Zusammentreffen mit dem folgenden lächerlichen Zusatz durch Clerambault selbst bekannt wurde. Der Minister des Auswärtigen, der, wie oben gesagt, ein Freund des Konsuls war, hatte ihn direkt und offiziell zu der obigen Beisteuer aufgefordert. Der Konsul überschoß seinen Gewinn und das, was er noch auf ähnlichem Wege zu erwarten hatte, legte dem Kaiser 60000 Fr. als Ergebnis treuer Gesinnungen zu Füßen und sendete diesen Brief, wozu er in wichtigen Fällen angewiesen war, an den General Rapp, den Gouverneur von Danzig, der ihn sogleich an den Kaiser mit anderen Sachen durch einen Kurier beförderte. Auf diesem Wege erhielt der Minister und seine Maitresse durch die Post eine viel spätere Anzeige von jenem patriotischen Anerbieten, und da sie über das Ausbleiben unruhig wurden, so entschloß sich Mad. Clerambault kurz und gut und schrieb im Namen ihres Mannes einen angeblichen Brief aus Königsberg, worin sie dem Kaiser 40000 Fr. anbot. Napoleon kam bei diesem redlichen Handel gar nicht aus der Fassung, sondern erklärte mit Lachen: daß er sich an das größere Gebot halten wolle.

Ereignisse in Oesterreich und Preußen im Jahre 1809.

Nun kommen wir endlich zur Schilderung jenes großen Abschnittes, des im Jahr 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochenen Krieges, der so viele Hoffnungen in Deutschland wieder aufregte und selbst bei seinem ungünstigen Ausgange doch einen der schönsten Momente in der österreichischen Geschichte bildet.

Daß Oesterreich nicht ohne begründete Veranlassung zu diesem Kriege war, leidet wohl bei jedem, der nicht ge-

rade ein eingefleischter Franzose ist, keinen Zweifel. Eine lange Reihe von Napoleon ausgegangener Gewalt- und übermütiger Handlungen hatte nicht allein den österreichischen Kaiserstolz tief gekränkt, sondern ihm auch deutlich gezeigt, daß bei dem unersättlichen Ehrgeiz des kühnen Eroberers jede Friedensform nur einen Waffenstillstand bezeichne, den er vorläufig dieser oder jener Regierung zu bewilligen für angemessen fand.

Bei dieser begründeten Voraussetzung war der Zeitpunkt zum Kriege günstiger als einer der früheren; die französische Armee ward zum großen Teil in Spanien festgehalten, in Deutschland war der Haß gegen Napoleon ziemlich verbreitet, und auf eine Mitwirkung von Preußen, insofern dies letztere sein Interesse wirklich erkannte und demgemäß handelte, konnte Oesterreich mit einiger Wahrscheinlichkeit rechnen. Allein es war noch eine größere Kette von Unglück und Mißhandlungen nötig, um den Regierungen Vergessen der früheren Mißhelligkeiten und dagegen ein wechselseitiges Vertrauen einzuflößen. Die Regierungen scheuten sich oder verstanden noch nicht die richtige Behandlung der zu einem heutigen Kriege notwendigen Belebung der geistigen Kräfte eines Volkes, man war noch nicht über den Preis einig, den man zur Befreiung von dem Joche Napoleons zahlen wollte. Die Rüstungen in Oesterreich z. B. waren in einem schönen und richtigen Sinne entworfen; soviel Geist, wie in einem durch harte Gutsunterthänigkeit niedergedrückten Lande und bei großer provinzieller Verschiedenheit nur irgend entwickelt werden konnte, war in der österreichischen bewaffneten Macht des Jahres 1809 wirklich entwickelt, allein die Kriegsführung wußte dieses köstliche Material nicht weiter zu benutzen. Der Erzherzog Karl, ein höchst achtens-

werter und auch ganz gut schulunterrichteter Mann, zersplitterte nicht allein die Massen, welche ihm ein edler Volkswille darbot, sondern betrachtete auch den Wert der neuen Rüstungen mit dem einseitigen Auge eines Liniensoldaten (wie dies z. B. seine späteren Aeußerungen über die Landwehr beweisen); dadurch ging der wechselseitige nötige Enthusiasmus bald verloren; die gewöhnliche Kriegskunst schrieb ihre alten Rezepte, und Napoleon erkämpfte sich mit großer Kühnheit neue Siege.

In Preußen erzeugte die bald, wenn auch nur zuerst unter der Hand, verbreitete Nachricht, daß Oesterreich sich zu rüsten anfange, großen Jubel. Die Maulwürfe zagten zwar vor dem Kriege, aber ihre Zahl war bei diesem Ereignis zu klein, als daß sie im Anfange es gewagt hätten, gegen die öffentliche Meinung laut aufzutreten. Freilich fand unter denen, die den Krieg zu wünschen schienen, auch eine bedeutende Verschiedenheit statt, der eine Teil, wozu auch wohl der König gehörte, wünschte gutmütig den Oesterreichern Glück und Segen, damit diese den gottlosen Napoleon totschlagen möchten, und nur ein geringerer Teil war zu den Opfern, die ein jeder Krieg erheischt, entschlossen, aber trotz dieser Verschiedenheit leidet es keinen Zweifel, daß, wenn so, wie man es hoffen konnte, der König kräftig zu seinem Volk gesprochen hätte, dieses ebenso mutig wie im Jahre 1813 dem königlichen Vertrauen entsprochen haben würde; bei solchen Gelegenheiten geben den letzten Ausschlag immer die Fäuste, d. h. die ärmeren Stände, und die waren im Jahre 1809 ebenso vaterländisch gesinnt wie im Jahre 1813. Es waren verschiedene Anzeigen vorhanden, welche zu der Hoffnung berechtigten, daß der König an diesem ausbrechenden Kriege teilnehmen würde.

Die Waffen- und Munitionsvorräte waren fortdauernd weit über den augenblicklichen Bedarf vermehrt worden. Oberst Gneisenau hatte gleich bei dem ersten Anschein, daß es zu Feindseligkeiten kommen könnte, ostensibel den Abschied nehmen müssen und befand sich insgeheim als preußischer Gesandter in London.

Der Oberst Graf Götzen, welcher die Truppen in Schlesien befehligte, hatte bereits eine vom Könige mit allen Förmlichkeiten vollzogene Vollmacht für die ganze Provinz in der Tasche, um bei einem ausbrechenden Kriege eine allgemeine Landesbewaffnung anzuordnen; ihm waren zu diesem Zweck alle provinziellen Ueberschüsse zugewiesen, um sich aus Oesterreich selbst seine Waffen- und Munitionsvorräte zu vervollständigen. Der Kommandant von Berlin, Major Graf Chasot, hatte eine ähnliche, wenn auch nicht so umfassende Vollmacht. Der Kaiser von Rußland hatte bei einem zwischen Preußen und Frankreich ausbrechenden Kriege dem ersteren unter der Hand seine Neutralität zugesichert. Der König kannte ganz genau das in Oels in Schlesien begonnene Unternehmen des Herzogs von Braunschweig, er hatte zu dem Anschließen preußischer Offiziere an die Werbungen des Herzogs mehr als durch die Finger gesehen. Der damalige Prinz, jetzige König der Niederlande, kam bei dem Ausbruche des Krieges aus England nach Königsberg, um zur Armee nach Oesterreich zu gehen. Vom Könige und besonders der Königin sehr freundlich aufgenommen, erzählte er allen Bekannten, daß der König nach langen Unterhandlungen ihm die Zusicherung gegeben habe, daß er, sobald Oesterreich ihm etwas Luft gemacht hätte, am Kriege teilnehmen würde. Diese letzte bestimmte Erklärung ist zwar späterhin von dem Könige widersprochen und als eine weniger bestimmt gegebene bezeichnet worden,

indes etwas muß doch immer an der Sache gewesen sein, denn aus diesem Widerspruch entstand zwischen den beiden königlichen Schwägern ein sehr ernstes Zerwürfnis, das, wenn auch etwas ausgeglichen, lange noch fortdauerte und ein Schlüssel für viele der folgenden Begebenheiten ist.

Wenn man diese hier angeführten Thatsachen, die ich noch mit vielen einzelnen Zügen verstärken könnte, ruhig zusammennimmt, so muß man sich doch sagen, daß es einen langen Zeitraum gegeben hat, in dem der König selbst mit dem Gedanken an einen Krieg sich vertraut gemacht und ihn keineswegs von der Hand gewiesen hatte.

Allein je näher die Stunde der wirklichen Entscheidung heranrückte, desto stärker trat wieder die Unentschlossenheit des Königs ins Leben und lähmte alle öffentlichen Geschäfte, indem ihnen von nun an eine bestimmte Richtung fehlte; es ward weder im Geiste der früheren Beschlüsse entschlossen fortgehandelt, noch diese offen und entschieden zurückgenommen.

Der König erklärte, daß er alle Rüstungsmaßregeln nur als defensive Vorsorge ansehe (dazu hatten sie aber einen viel zu offensiven Charakter), und daß man erst eine weitere Entscheidung der Begebenheiten abwarten müsse.

Indessen gingen die Begebenheiten an der Donau ihren einmal angefangenen Gang unaufhaltsam fort. Eine österreichische Heeresabteilung rückte unter dem Erzherzog Ferdinand in das damalige Herzogtum Warschau, machte selbst einen Versuch auf die von den Polen besetzte Festung Thorn, und alles dies wurde hauptsächlich unternommen, um dem Könige, seinem früher dem Prinzen von Oranien geäußerten Wunsche gemäß, den Entschluß zum Losschlagen zu erleichtern. Auch der als Schriftsteller bekannte Oberst, nachmalige General Steigentesch kam als Gesandter nach

Königsberg mit einer Menge lockender politischer Anerbietungen, um den König zu einem Offensivbündnis einzuladen.

Dies alles brachte nun den König in ein gewaltiges Gedränge; nach der ihm nun einmal eigentümlichen Art, die Sachen im Augenblick eines Entschlusses immer auf das schwärzeste anzusehen, türmten sich aber die Schwierigkeiten, die bei einer jeden derartigen Unternehmung da sind, wie Alpengebirge vor seiner Seele auf. Steigentesch bekam eine vertröstende Antwort, und um dies doch etwas zu motivieren, erklärte der König gegen Scharnhorst, daß er in die angeordneten Rüstungen kein Vertrauen habe, und daß er notwendig noch mehr militärische Talente um sich versammeln müsse, wozu ihm die Maulwürfe den Oberstleutnant Knesebeck und die Obersten Boguslawsky und Elsner bereits vorgeschlagen hatten.

Knesebeck wurde nach Oesterreich, wo er schon im Jahre 1807 gewesen war, geschickt, um über den dortigen Zustand der Dinge zu berichten. Da Knesebeck in der folgenden Zeit eine bedeutende Rolle spielte, so scheint es mir nicht überflüssig, hier seine Charakterschilderung zu versuchen. Knesebeck, ein von Natur gutmütiger Mensch, war eine Art von poetischer Natur; in den Feldzügen 1793 und 1794 am Rhein hielt man ihn allgemein für einen Jakobiner, späterhin aber war er der totale Gegensatz davon geworden. Vielerlei Gegenstände der Bildung hatte er aufgefaßt, aber keinen einzelnen Zweig des Wissens gründlich zu erforschen gesucht. Alle Fähigkeiten aber, die er besaß oder zu besitzen glaubte, wurden durch eine so konfuse Urteilskraft gelähmt, wie ich sie bei keinem andern Menschen gefunden habe. Es war ihm durchaus unmöglich, eine Sache mit einfachen Mitteln auszuführen, alles

sollte das Gepräge listigen Scharfsinns haben und mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit prunken. Dieser Mann war ganz dazu geeignet, um seine Berichte aus Oesterreich so einzurichten, daß jeder Entschluß unterbleiben mußte.

Da der König nur die Kriegserklärung suspendiert, alle übrigen früheren dazu bereiteten Anordnungen aber nicht aufgehoben hatte, so gab dies oft ganz sonderbare Konflikte. So war z. B. unter dem Vorsitz von Scharnhorst eine Kommission aus Civil- und Militärmitgliedern niedergesetzt, um über ein Reglement über die künftige Ergänzung des Heeres zu beraten. Scharnhorst, sämtliche Civilmitglieder und meine Wenigkeit waren ganz natürlich für eine allgemeine Waffenpflicht, die übrigen Militärmitglieder aber, man sollte es kaum glauben, dagegen, und es kostete lange Debatten, ehe man den damaligen Obersten Graf Lottum und die ihm ähnlich Gesinnten mit dem Gedanken, daß alle Stände die Waffen tragen und dafür auch gleiche Beförderungsansprüche haben müßten, vertraut machen konnte. Indes trotz dieser endlich errungenen Uebereinstimmung ward diesmal doch nichts aus der Sache; man wollte die Anordnung nicht Konskription nennen, da schlug ein sehr thätiges Mitglied der Kommission, der Geh. Staatsrat von Schön, den aus Karl des Großen Zeiten nicht unbekannten deutschen Namen ‚Heerbann‘ vor, das war aber dem Könige eine zu große Neuerung, und er verwarf den ganzen Vorschlag.

Wenn ein Staat so wie in jenem Augenblick der preußische, nachdem er eine geraume Zeit hindurch die Gemüter des Volkes zum Kriege gegen einen äußeren Feind bearbeitet, also die geistigen Triebfedern der Nation aufgeregt und in Anspruch genommen hat, nun auf einmal

und noch dazu ohne eine öffentliche Bekanntmachung dem aufgeregten Geiste eine entgegengesetzte Richtung geben will, so muß er darauf gefaßt sein, daß dadurch auf einzelnen Punkten sehr unangenehme Gegenwirkungen zum Vorschein kommen. Gewöhnlich treiben die Fürsten den Begriff über die Ausdehnung ihrer Gewalt so weit, daß sie die unbedingte Unterordnung aller einmal entstandenen nationalen und moralischen Ueberzeugungen unter ihren augenblicklich veränderten Willen ohne weitere Rücksicht verlangen; die Denkkraft der ganzen Nation soll gerade so wie die des fürstlichen Herren wechseln, so etwas ist aber in ruhigem, noch unentwickeltem Bildungszustande beinahe unmöglich, geschweige im Jahr 1809. So entstand denn auch in Berlin die so bekannt gewordene Unternehmung des Majors Schill, die dem plötzlich angenommenen Systeme des Königs sehr verderblich werden konnte. Man hat über den Urheber dieser Unternehmungen eine Menge größtenteils fabelhafter Mutmaßungen verbreitet. Daß der Tugendbund die Haupttriebfeder gewesen sein sollte, habe ich früher schon angeführt, kann dieser Ansicht aber nur einen untergeordneten Einfluß einräumen. Dann sollte die regierende Königin bei Uebersendung einer goldenen Kette an den Major Schill ihn zu einer ähnlichen Unternehmung haben auffordern lassen. Daß die Königin ihm eine goldene Kette geschenkt haben kann, ist möglich. Daß sie es im stillen gewünscht habe, daß der König aus seiner Unentschlossenheit herausgerissen werde, ist mir nach mehreren anderweitigen Aeußerungen wahrscheinlich, dagegen aber eine von ihr ausgegangene Aufforderung zu einem solchen Zweck an irgend jemand nicht.

Dann sagt man, daß die damals in Berlin sich aufhaltenden weiblichen Mitglieder der Oranischen Familie,

die Erbstatthalterin und die jetzige Königin der Niederlande, nebst einigen Hofdamen den Major Schill unaufhörlich bearbeitet haben sollten, und ich möchte nach der mir gewordenen Kenntnis dies nicht für unwahrscheinlich halten. Indes würden alle derartigen oder anderweitige, mir nicht bekannt gewordene Anreizungen, einzeln genommen, ein solches Unternehmen gewiß nicht herbeigeführt haben, wenn nicht die damals überwiegende und durch das Zaudern des Königs bedeutend verstärkte Majorität der öffentlichen Meinung einem solchen Beginnen durchaus günstig gewesen wäre und sich in einer großen Stadt wie Berlin natürlich am lebhaftesten ausgesprochen hätte. „Jetzt müssen wir losschlagen," dies war eine ziemlich allgemeine Formel geworden, mit der freilich hin und wieder auch wohl Leute prunkten, die durch dieses wohlfeile Mittel ihren anrüchig gewordenen Mut oder Patriotismus restaurieren wollten.

Sehen wir ein Unternehmen, wie das des Majors Schill, von dem Standpunkte ruhiger, geordneter Zeit oder mit den Forderungen der Kriegszucht an, so müssen wir es durchaus verdammen; nehmen wir aber bei unserem Urteil eine billige Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse, so stellt sich die Sache, wenn auch niemals empfehlenswert, doch in einem etwas milderen Lichte dar.

Die äußere Souveränität des preußischen Staats, dieses kostbare Gut, um dessen Erwerb das Blut unserer Vorfahren in Strömen floß, war sichtbar verloren gegangen. Ob bei einem solchen unglücklichen Wechsel die innere Souveränität nicht einen Teil ihrer früheren Rechte einbüßt, wollen wir hier nicht weiter staatsrechtlich untersuchen und es nur andeuten, daß die Geschichte uns belehrt, daß in allen solchen Fällen der Gehorsam unbestritten leidet. Rechnet man nun noch hinzu, daß der König bei seinen damaligen Zeitgenossen den Vor-

wurf auf sich geladen hatte, mehr als eine Gelegenheit im Laufe der Welthändel zum Nachteil Preußens versäumt zu haben; daß man es wußte, daß er im Jahre 1805 zur Mobilmachung, im Jahre 1806 zum Kriege wider seinen Willen fortgerissen sei: so kann man sich wohl nicht wundern, wenn dies alles die Ansicht erzeugt hatte, daß bei der neuen Gefahr des Vaterlandes ein jeder mit Rat und That (freilich immer nach seiner Einsicht und daher auch größtenteils verderblich) eintreten müsse. Es entstand diese Ansicht aber keineswegs aus einem feindseligen Gefühl gegen die Regierung, sondern man sah den Steuermann unentschlossen und wollte sich selbst, das Schiff und den Steuermann retten. Rechnet man hiezu nun noch die persönlichen Verhältnisse des Majors Schill, so giebt dies einen neuen bedeutenden Schlüssel zu seinem Unternehmen. Schill hatte in dem Kriege 1807 seine Karriere dadurch begonnen, daß er aus eigenem Antriebe den Krieg anfing und ihn in einer entschiedenen Opposition mit dem damaligen Kommandanten von Kolberg fortsetzte. Das war ihm nicht allein sehr gut gelungen, es hatte ihm den entschiedenen Beifall des Königs, eine außerordentliche Beförderung und den enthusiastischen, vielleicht sogar hin und wieder übertriebenen Beifall seiner Landsleute erworben. Mußte dies den persönlich tapferen jungen Mann nicht unaufhörlich zu neuen und besonders derartigen Unternehmungen stacheln? Wer könnte wohl, wenn er nicht etwa bloß Wasser in seinen Adern hat, mit gutem Gewissen hier den ersten Stein aufheben? Eine zweite nicht unwichtige Frage ist es: war Schill denn auch der zu einem solchen Unternehmen geeignete Mann? Ich habe ihn nur ein einzigesmal gesehen und nicht genau gekannt, aber auf Grund umsichtiger Urteile könnte man die obige Frage zum Teil bezweifeln.

Kühnheit und Tapferkeit sowie den Unternehmungsgeist und die List eines Parteigängers besaß Schill gewiß mehr als im gewöhnlichen Grade, aber sonst mochte er doch wohl mehr bestimmt sein, sich von den Umständen und ihren Eindrücken fortreißen zu lassen als sie zu leiten. Der hauptsächlichste Grund aber, weshalb sein Unternehmen nur einen geringen Erfolg hervorbrachte, lag wohl vorzüglich in einer zu günstigen Berechnung der Thatkraft in den übrigen deutschen Staaten. Die Kraft, in kritischen Augenblicken zur Errettung des bedrohten Vaterlandes mitzuwirken, kommt nicht beliebig wie ein guter Einfall oder ein bußfertiger Gedanke, sie bedarf zu ihrer Grundlage eines wohl vereinigten Staates und der fortdauernden Pflege männlicher Tugenden und Sitten; die kriegerischen Tugenden müssen auch im Frieden unter den geistigen Staatspapieren einen guten Kurs haben; wer ihn erst im Augenblicke der Gefahr schaffen will, quält sich mit dem Versuche, Geister zu zitieren.

Wie man aber auch über dies alles denken möge, die Unternehmung von Schill ist in dem geistigen Volksleben nicht ohne Einfluß geblieben, sie stählte aufs neue manche deutsche Männerbrust, sie leitete darauf hin, daß derartige Unternehmungen nicht von Soldaten allein, sondern in größerem Umfange und in Vereinigung mit Landesbewaffnungen ausgehen müssen. Der unvergleichliche Mut, den diese kleine Schar, besonders in dem Gefecht bei Dodendorf, entwickelte, erschien als ein glorreiches Ziel der Nacheiferung, und überall, wo man in den Kreis der Tugenden auch die Aufopferung fürs Vaterland rechnen wird, da wird zu jeder Zeit der Name von Schill und der seiner Getreuen ehrenvoll genannt werden.

Für die Stellung, welche der König angenommen hatte,

war indes die Unternehmung von Schill sehr nachteilig und hätte, wenn Napoleon damals nicht mit Spanien beschäftigt gewesen wäre, leicht für den preußischen Staat sehr gefährlich werden können. Es war daher auch ganz natürlich, daß der König nun alles that, um den Verdacht, daß der Schritt von Schill mit seinem Wissen geschehen sei, möglichst zu zerstreuen. Die in Berlin kommandierenden oberen Offiziere wurden sogleich abgesetzt und an ihre Stelle andere aus Königsberg hingesendet, auch gegen die ersteren Untersuchungen eingeleitet. Bei diesem allen aber verfuhr der König, dies kann ich nicht anders sagen, doch mit großer Milde, es schien, als wenn er, in seinem Innern mit sich selbst nicht ganz zufrieden, dies dadurch auszugleichen suchte, daß er nur soweit ging, als ihn die äußerste Notwendigkeit drängte. So wurden auch nach und nach die abgesetzten Offiziere wieder angestellt, der Major Chasot, der Kommandant von Berlin, blieb allein in Unthätigkeit, und die Armee verlor dadurch die Dienste eines Ehrenmannes und ausgezeichneten Offiziers, der im Jahre 1812 in Rußland, als er dort in die russisch-deutsche Legion eintrat, plötzlich viel zu früh sein Leben endete.

Nur gegen Scharnhorst war der König ungerecht, indem er die Schuld seiner Unentschlossenheit von sich auf andere Gegenstände zu wälzen suchte, auch, fortdauernd aufgehetzt durch die Maulwürfe, oft Verdacht äußerte. Diese Verhältnisse wirkten auch auf Scharnhorst so nachteilig, daß ein galliges Nervenfieber ihn an den Rand des Grabes brachte, nur die äußerste Anstrengung der Aerzte, hauptsächlich Hufelands, konnte ihn noch diesesmal zum Wohl des Königs und des Staats retten, doch trug der edle Mann von da ab den Keim der zerstörten Gesundheit in sich.

Der Friede von Wien oder Schönbrunn entriß für diesesmal den preußischen Staat einer Menge noch zu erwartender ähnlicher Unannehmlichkeiten, wie die eben erzählten, da die Keime dazu überall zerstreut lagen.

Oesterreich hatte bei diesem Friedensschluß offenbar sein Spiel zu früh aufgegeben, denn wenn auch Rußland bereits den Krieg, jedoch mit geringen Kräften, begonnen hatte, so war es doch gar nicht anzunehmen, daß Alexander zur Zerstörung der österreichischen Monarchie definitiv mitgewirkt haben würde, er wollte durch seinen Kriegszug eigentlich nur zum Schein seine eingegangenen Verbindlichkeiten retten.

Die ursprünglichen Rüstungen Oesterreichs waren auf einen allgemeinen Volkskrieg berechnet, aber im Laufe des Feldzugs hatte man dies sichtlich vergessen und glaubte nach dem Verlust von ein paar Schlachten, die doch eigentlich nur das Linienmilitär und die schnell eingeschulte Landwehr geschlagen hatte, alles verloren. Nur selten entwickelt sich in den absoluten Regierungen die zu einem Volkskriege nötige geistige Kraft; sie beben in dem letzten Augenblick vor der Ausführung eines solchen Entschlusses, und das kann uns nicht wundern, wenn man bedenkt, was für verweichlichte, schlaffe Naturen der größte Teil der fürstlichen Ratgeber sind. Der Schlüssel zu Napoleons Siegen liegt hauptsächlich in zwei Dingen, einmal, daß man es aus Unbehilflichkeit und Knauserei verabsäumte, den gegen ihn unternommenen Rüstungen von Hause aus die größtmöglichste Ausdehnung zu geben, und daß zweitens bei dem ersten Waffenunglück die Minister und Kammerherren gewöhnlich verzagten.

Der Friede war in vieler Beziehung für Napoleon sehr erwünscht, nicht allein daß er Oesterreich durch den

Verlust bedeutender Länderstrecken eine tiefe Wunde schlug, es auf lange Zeit lähmte, so gelang es ihm auch, durch den Erwerb von Triest diesen Staat nun ganz vom Meere zu isolieren, und das war in Beziehung auf die Verhältnisse zu England nicht unwichtig. Der Kaiser Alexander nahm auf eine nicht ganz würdige Art durch diesen Frieden einige Stücke von Oesterreichisch-Galizien, und das war so ziemlich das Seitenstück zu der kurz vorher von ihm beendeten Eroberung von Finnland, welches er seinem bisherigen Verbündeten und Schwager, dem freilich stark überspannten König Gustav IV., so ziemlich ohne alle Veranlassung abgenommen hatte.

Der wichtigste Vorteil des Friedens für Napoleon aber war unstreitig die dadurch gewonnene Freiheit, seine ganze Kraft wieder nach Spanien wenden zu können, wo der Volkskrieg durch das Zutreten der Engländer unter Wellington einen immer ernsthafteren Charakter annahm und Begebenheiten erzeugte, die den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Neu-Franken mächtig erschütterten.

Diesem Verhältnis hatte es auch Preußen hauptsächlich zu verdanken, daß Napoleon von der offenbar feindlichen Stimmung dieses Landes für den Augenblick keine Notiz zu nehmen schien, den Zahltag bis zu einer gelegenen Zeit aufschob. Da meine nachherige politische Wirksamkeit, als ich eine nähere Anstellung beim König erhielt, hauptsächlich durch die obige Ansicht geleitet ward, so glaube ich hier noch eine ausführlichere Begründung derselben versuchen zu müssen. Man brauchte kein Anhänger von Napoleon zu sein, was ich auch wahrhaftig in meinem ganzen Leben nicht gewesen bin, und mußte sich doch sagen, daß er ein Mann war, der das Eigentümliche seines Standpunktes vollkommen begriff, das Vorteilhafte desselben, so-

wie die entgegenstrebenden feindlichen Kräfte genau kannte, und die letzten, wo sich nur eine Gelegenheit dazu darbot, rücksichtslos zerstörte. Nun aber mußte er es wohl einsehen, daß die Macht, welche er zum Teil aus Rücksicht für den Kaiser Alexander an Preußen gelassen hatte, noch immer viel zu groß für das Format eines Rheinbundsvasallen war und daher bei etwa ihn betreffenden Unfällen eine ihm gefährliche Macht entwickeln konnte, wie wir dies auch in dem Jahr 1813/14 genügend sehen werden. Wenn er auch den Charakter des Königs genau durchblickt und sich überzeugt haben mag, daß ein selbständiges Offensivunternehmen von ihm nicht zu besorgen sei, so mußte er sich doch auch wieder sagen, daß derartige Charaktere sehr leicht von anderweitigen Verhältnissen auch wider ihren Willen fortgerissen werden können, und daß bei jedem Wechsel der russischen oder österreichischen Politik dieser Fall eintreten könne, und die Besorgnis dafür eigentlich mit jedem Friedensjahre, in dem Preußen sich von seinen Wunden erholen konnte, im Zunehmen sei. Ueberdies besaß der König bei aller augenblicklichen politischen Resignation doch nicht Selbstbeherrschung genug, um seinen Haß gegen Napoleon zu unterdrücken; fast jeden Tag gab es eine Aeußerung oder Handlung, die darauf hindeutete und den französischen Emissairs nicht verborgen blieb. In der Majorität des preußischen Volkes, besonders dem Bauernstande, war aber der Haß gegen Napoleon und die Franzosen viel stärker und machte sich bei jeder passenden Gelegenheit unverhohlen Luft, das durch das Kontinentalsystem durchaus zerstörte Gewerbe, sowie die Erinnerung an die verloren gegangene Nationalehre wirkten zu diesem Zwecke unaufhörlich. Dies alles lag offenkundig da, wie es auch schon zum Teil aus meinen vorhergegangenen Erzählungen deutlich geworden ist. In

einer solchen Lage aber war nach meiner auch von Scharnhorst gebilligten Ansicht jeder Versuch, sich mit Napoleon in Güte zu verständigen, vollständig unnütz, er konnte nur dazu dienen, uns einzuschläfern, wir mußten fortdauernd auf einen Vernichtungskampf gefaßt sein, unsere Rettung in dem Geiste des Volkes suchen: wer im Schiffbruch sich durch Schwimmen retten will, kann über den Sprung ins Wasser nicht vorher große Berechnungen anstellen, er muß seinen Sternen vertrauen und sich mutig in die Fluten stürzen.

Der gegenwärtig für einige Zeit in dem Osten von Europa, wenn auch nur scheinbar, wieder hergestellte Friede brachte auch eine andere, bis dahin nur vertagte wichtige Angelegenheit zur Sprache, nämlich die Verlegung der Residenz des Königs von Königsberg nach Berlin. Die Maulwürfe drangen nun mit richtigem Instinkt aus allen Kräften darauf, und der größte Teil der aus Berlin nach Preußen gekommenen Offizianten stimmte ihnen bei. Sie langweilten sich bei dem einfacheren Leben in Königsberg, und selbst der König und die Königin neigten endlich auch dazu, besonders seitdem dies Napoleon als Zeichen der aufrichtigen Gesinnungen gefordert und Alexander selbst dazu geraten haben sollte. Für die selbständige Existenz des Staates aber, und dadurch also auch des Hauses Hohenzollern, war der Aufenthalt in Berlin gewiß nicht günstig. So lange der König in Königsberg blieb, war er unabhängiger, und Napoleon mußte dies Verhältnis berücksichtigen. Der König hatte einen vollgiltigen Grund, seinen Aufenthalt in Ostpreußen zu verlängern, und konnte ihn bis zu dem Zeitpunkt bestimmen, wo durch die Abbezahlung der Kontributionen die preußischen Oderfestungen vertragsmäßig von Napoleon geräumt sein würden; dagegen konnte

Napoleon rechtlich nichts sagen, und dem König blieb es doch frei, in gewohnter Sitte jährlich zu den Revüen nach Berlin und Breslau zu gehen.

Mit dem Aufenthalt in Berlin aber geriet der König in eine viel abhängigere Stellung; er erschien hier als ein durch die französischen Garnisonen von Magdeburg, Stettin und Küstrin bewachter Gefangener. Jeden Augenblick konnte den König aus Paris das Urteil über seine Thronentsetzung, ohne Anwendung einer außerordentlichen Kriegsrüstung, erreichen; bei einer derartigen schnell eintretenden Krisis hätte man allerdings, wenn der König dazu einwilligte, es versuchen können, ihn für seine Person zu retten, aber die gesamte königliche Familie mit allen lamentierenden Kammerzofen und dem Regierungspersonal durchzubringen, war in einer solchen Lage unmöglich, so daß der bleibende Aufenthalt der königlichen Familie in Berlin bei der damaligen Lage der Dinge nichts anderes war, als daß man das Haus Hohenzollern, und so auch das Schicksal des Staates, mit gebundenen Händen an Napoleon überlieferte.

Diese Ansichten, welche keineswegs durch die späteren Ereignisse widerlegt sind, wurden indes von den Maulwürfen auf das leidenschaftlichste widerstritten: man müsse den großen Kaiser nicht reizen, der Großmut Napoleons fest vertrauen, seine Eroberungslust wäre längst befriedigt und sein Ziel nur: die Erhaltung des Bestehenden zur Ausbildung eines neuen, gegen England gerichteten Systems des europäischen Gleichgewichtes. Diese und ähnliche gleich gehaltlose Gründe setzten mir sonst ganz verständig erscheinende Menschen entgegen, und es gelang so dieser Menschenklasse, alle ihnen entgegenstehenden Ansichten zu übertäuben und ihren Zweck zu erreichen. Der Trieb,

wieder in Berlin zu sein, überwog alle Einwendungen, denn neben dem Wunsch nach dem Genuß größerer Bequemlichkeit leitete auch noch eine tiefere Absicht die Schritte jener Partei. Es lag den Maulwürfen, wenn nur ihre Privatvorteile gesichert blieben, gar nicht so besonders viel an dem Wiedergewinn der Selbständigkeit des Staates. Wollte man diese im Auge behalten, so mußte fortdauernd der Geist des Volkes belebt und die in Memel und Königsberg begonnene Bahn der Gesetzgebung vervollständigt werden; dies war aber gerade das, was diese Leute verhindern wollten, und wir werden sehen, daß ihnen dies auch durch die Verlegung der Residenz nach Berlin in einem gewissen Grade nicht mißlang.

Um also keine Zeit zu verlieren und jede mögliche Veränderung in den augenblicklich gewonnenen Gesinnungen des Königspaares zu vermeiden, wurde die Reise nun mit einer in jeder Hinsicht unzweckmäßigen Eile betrieben.

Man begnügte sich nicht, das Frühjahr oder wenigstens den in jenen Gegenden nach Neujahr zu hoffenden Winter abzuwarten, sondern brach im Dezember, bei dem abscheulichsten Wetter und grundlosen Wegen (da es damals auf der Tour nach Berlin noch keine Chausseen gab) von Königsberg auf. Fast alle Pferde des ganzen Landes mußten in Bewegung gesetzt werden, um diesen unbeschreiblich zahlreichen Hof- und Regierungstroß auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Abteilungen fortzuschaffen.

Vor etwas mehr als hundert Jahren reiste der erste König von Preußen zur Krönung ebenfalls in böser Jahreszeit diesen Weg, doch unter sehr verschiedenen Verhältnissen! Die frühere Reise begründete das Aufblühen des Staates, die gegenwärtige erinnerte unwillkürlich an einen Leichenzug.

Es ist anders gekommen, die im Jahre 1809 sehr begründeten Besorgnisse sind nicht ganz in Erfüllung gegangen, weil der Weltenregierer mit fester Hand den Entwickelungsgang der Staaten lenkt, ohne daß deshalb die Zurechnung und der daraus fließende Tadel der Regierenden aufgehoben würde.

Ungeachtet der schlechten Jahreszeit, in der die Reise des Königs nach Berlin unternommen wurde, bemühten sich doch alle Einwohner der Gegenden, durch die der Weg des königlichen Paares ging, ihnen ungeheuchelte Beweise ihrer Anhänglichkeit zu geben: es waren nicht künstliche Veranstaltungen, dies verbot die Zeit, aber wohl unzweideutige Ausdrücke eines treuen Mitgefühls sowohl an dem erlittenen Schmerz als an der noch zu hegenden Hoffnung.

Nur in Stargard in Pommern hatte der König einige Veranlassung zum persönlichen Aerger, die ich, so geringfügig das Ganze auch ist, doch hier erzählen will, da sie zur Charakteristik des Königs nicht unwichtig ist und zugleich auch sein Verhältnis zu seinem nachher so berühmt gewordenen Feldherren bezeichnet.

Blücher, der zu jener Zeit das Kommando in Pommern führte, stand eigentlich niemals in besonderer Gunst beim Könige. Der König tadelte an Blücher manche ungebundene, für seine Verhältnisse nicht passende Sitte, auch die bei öfterer Geldverlegenheit selten zu befriedigenden Forderungen; hierin hatte der König nicht unrecht, aber daß er in Blücher nicht den treuen, ausgezeichnet tapferen, großer Entschlüsse fähigen Krieger erkannte, dies hatte seine Quelle in der unglücklichen Menschenansicht des Königs, den jede Abweichung von gehorsamer Alltagssitte verdroß. Der ritterliche Zug Blüchers nach Lübeck, der nur den Gewinn der Kriegsehre bezweckte und kein mit Zahlen zu

messendes Resultat gab, war daher auch beim Könige ohne besonderen Eindruck vorüber gegangen. Bei dem schon erwähnten Einmarsch der Oesterreicher in das Herzogtum Warschau war die Kriegslust und das Nationalgefühl des alten Blücher in hellen Flammen aufgeschlagen, er hatte, ohne weiteren Befehl abzuwarten, die seinem Truppenkorps zugeteilte Artillerie mobil gemacht und den König mit Briefen bestürmt, ‚loszuschlagen'. Dies war natürlich bei dem plötzlich veränderten politischen System, wie ich es früher geschildert habe, dem Könige höchst verdrießlich und hatte mehr als einen unangenehmen Schriftwechsel herbeigeführt. Nun kam aber unglücklicherweise noch ein neuer Umstand hinzu, der die Spannung zwischen dem Könige und Blücher bedeutend vermehrte, da er die beiderseitigen Liebhabereien angriff. Es war bei der Organisation der Armee festgesetzt worden, daß alle diejenigen Truppenteile, die noch in Preußen vorwurfsfrei gekämpft hatten und beim Friedensschluß unter den Waffen waren, als Stamm der neuen Formation beibehalten, dagegen alle Regimenter, die nicht nach Preußen durchgekommen waren, als aufgelöst angesehen und unter die ersteren untergesteckt werden sollten. Nun waren nach Preußen zwar nicht das ganze Regiment, aber mehrere Eskadronen des Husarenregiments Blücher ehrenvoll durchgekommen, und ebenso hatten sich von den nicht durchgekommenen Eskadronen zahlreiche Offiziere und Gemeine einzeln zu ihren Waffenbrüdern entweder nach Preußen oder nach Kolberg durchgeschlichen, und das ganze Regiment hatte nach Ausspruch der Ehrenreinigungstribunale sich vorwurfsfrei benommen. Hierauf gründete nun der General seinen Anspruch zur Beibehaltung des Regiments, während der König die Auflösung desselben aussprach und aus den vorhandenen Eskadronen

das pommersche Husarenregiment formieren und mit einer neuen Uniform versehen ließ.

Daß man die Sache verschieden beurteilen konnte, wird schon aus meiner Erzählung hervorgehen; daß beim Könige etwas Abneigung gegen den Regimentschef mitwirkte, möchte ich gerade nicht abschwören, indes andere behaupten, der König habe schon seit langer Zeit die Uniform des aufgelösten Regiments, rot mit Silber, nicht ausstehen können. Blücher aber empfand diese Auflösung als eine ihm absichtlich und persönlich zugefügte Kränkung, durch eine Reihe von Jahren war er Chef desselben, hatte sich in den Feldzügen in den Niederlanden und am Rhein an der Spitze desselben ausgezeichnet, und das Regiment gehörte in der That seit dem siebenjährigen Kriege zu den geachtetsten im Heere. Blücher aber war nicht der Mann, der eine ihm nach seiner Meinung zugefügte Kränkung geduldig hinnahm, er sprach sich über diesen Vorgang ohne alle Rücksicht und oft ungemessen schriftlich und mündlich gegen jedermann aus, und dies war ihm noch nicht genug, sondern er empfing den König bei seiner Ankunft in Stargard für seine Person in der Uniform des aufgelösten Regiments. Dies war nun ohne Zweifel unrecht und würde von jedem empfunden worden sein, bei dem Könige aber war dies ein gewaltiges Vergehen; es gab eine Scene, in der indes der alte Blücher auch nicht Chamade* schlug, und der König reiste mit einem verstärkten Groll gegen ihn ab.

Den 23. Dezember des Jahres 1809 zogen der König und die Königin nach einer langen Abwesenheit wiederum

* Chamade heißt das Signal, welches der Belagerte dem Belagerer mit der Trommel oder Trompete giebt, um dadurch anzuzeigen, daß er bereitwillig ist, zu kapitulieren.

in Berlin ein; der Empfang war herzlich und in jeder Hinsicht ein wahres Volksfest. Das Band der Treue, welches die Preußen mit dem Hause der Hohenzollern vereinigt, ist durch eine Reihe großer und edler Regenten dieses Stammes so dauernd gewebt, daß jedes Nationalunglück wohl eine Verstärkung, nicht eine Vertilgung dieser Empfindungen erzeugen konnte. Durch eine seltene Reihe vorzüglicher Regenten in Preußen ist hier der Grund zu einer Volksanhänglichkeit gelegt, wie sie wahrscheinlich in keinem anderen Staate stattfindet, und es wird nur von dem Benehmen der künftigen Fürsten abhängen, die Grundlagen der durchaus eigentümlichen preußischen Bahn fortwährend zu erkennen, nach den Bedürfnissen der Zeit auf ihr fortzuwandeln und so der Liebe ihres Volkes immer gewiß zu sein.

Nachdem die Tage der Freude vorüber waren, und jeder besonders der neu Angekommenen sich für seinen Geschäftsberuf einzurichten anfing, mußte es dem ruhig Beobachtenden bald deutlich werden, daß in vieler Hinsicht ein bedeutender Unterschied zwischen der Stimmung am Pregel gegen die an der Spree stattfinde; da diese Aeußerung vielleicht manchem im Widerspruch gegen das, was ich vorher sagte, erscheinen könnte und eine nähere Auseinandersetzung zugleich auch die Materialien zur Beurteilung des Entstehens der öffentlichen Meinung liefert, so glaube ich diese hier zur Erläuterung meiner eben aufgestellten Ansicht geben zu müssen.

In der Mark Brandenburg hatte es im Jahre 1806 nur ein paar einzelne Gefechte gegeben, sie war nicht so wie Ostpreußen der förmliche Kriegsschauplatz geworden, daher hatten in der ersteren Provinz die Franzosen sich auch viel geordneter als in der letzteren betragen, das Privateigentum war nur in Preußen zerstört. Die Kriegs-

lieferungen, welche die Mark zu tragen hatte, wurden durch das damit beauftragte ständische Komitee durch angenommene Lieferanten beschafft, deren Befriedigung späterhin zum Teil nicht ganz gerecht in den Kreis der Staatsschulden fiel, während in Ostpreußen dieses alles der einzelne Privatmann oder höchstens die Kommune tragen mußte. Durch dieses alles war in Preußen der Haß gegen die Franzosen fortdauernd gesteigert, in der Mark und besonders in Berlin, wo einzelne Personen oder Gewerbe sogar bedeutend von den Fremden gewonnen hatten, war er nicht mehr so heftig, und besonders in Berlin waren die Franzosen mit den Kreisen der sogen. gebildeten Welt in mehrfache gesellige Berührungen gekommen.

Mehrere Berliner, den Fürsten Hatzfeld an der Spitze, hatten sich ganz besonders mit den Franzosen befreundet, sie besorgten nicht ohne Grund eine Rüge ihres bisherigen Benehmens, da der König und die Königin bis dahin es noch jeden fühlen ließen, der in dem Laufe der feindlichen Besitznahme mehr an sich als an das Vaterland gedacht hatte. Jene soeben erwähnte Klasse heuchelte nun auf die ekligste Weise ihren Patriotismus, kroch vor allem, was nur irgend zum Hofe gehörte, um die alten geselligen Verbindungen wieder anzuknüpfen, und intriguierte instinktartig gegen das bestehende Regierungspersonal, da sie in der Mehrheit desselben ihre Gegner erkannte.

Unter den Veränderungen, welche mehr oder minder um jene Zeit einen Einfluß auf die Regierung äußerten, verdienen auch die folgenden einer Erwähnung.

Gleich nachdem die Franzosen Berlin geräumt, die preußischen Truppen es wieder besetzt hatten, war der General L'Estocq zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt worden; er verdiente die Auszeichnung ebenso durch sein Benehmen

in dem letzten Kriege als auch wegen seines Charakters. L'Estocq war zwar schon durch den Einfluß des Alters etwas gebeugt, aber ein dem König und Vaterland ohne Privatrücksicht treu ergebener Mann. Bei dem erwähnten Weggang Schills aus Berlin hatte man den Gouverneur und den Kommandanten als ein Sühnopfer von ihren Stellen suspendiert, und nun traute man sich Napoleons wegen auch nicht, L'Estocq wieder anzustellen. Der Feldmarschall Kalckreuth ward daher Gouverneur in Berlin, und die Franzosenfreunde erhielten dadurch einen nicht unwichtigen Stützpunkt. Bald nach der Ankunft des Königs erschien auch ein französischer und russischer Gesandter an seinem Hoflager, welches bis dahin nicht der Fall gewesen war.

Napoleon hatte den ehemaligen sardinischen Minister, den Grafen St. Marsan zu seinem Gesandten gewählt. Marsan war ein feingebildeter, keineswegs für Napoleon besonders günstig gesinnter Mann, mehreremal hatte er den Eintritt in französischen Dienst abgelehnt und ward zuletzt dazu beinahe gezwungen. Mir hat es immer geschienen, als wenn er einer Schilderhebung gegen Napoleon für seine Person nicht so abgeneigt gewesen wäre, er hegte sogar einmal im stillen den Gedanken, sich in Schlesien anzukaufen, allein er wußte sich mit Spionen in der Person seines Legationssekretärs Lefèbre und des westfälischen Gesandten v. Linden umgeben und mußte so mit großer Vorsicht handeln. Dadurch, daß er indes seine Berichte nach Paris immer in einem ruhigen Tone abfaßte, hat er vielleicht doch hin und wieder der preußischen Regierung genützt.

Der russische Gesandte war der General Graf (gegenwärtig Fürst) Liewen, bisheriger Generaladjutant des Kaisers

Alexander, ein glatter Hofmann, der, bei Hofe wohl gelitten, sich indes doch keinen Einfluß auf den König verschaffen konnte, im Anfang vielleicht auch dazu nicht einmal von seinem Kaiser angewiesen war.

Scharnhorst war bedeutend krank aus Königsberg in Berlin angekommen und erholte sich sehr langsam, so daß außer den laufenden Geschäften des Kriegsdepartements wenig Veränderungen in der Heereseinrichtung in diesem Zeitraum vorfielen, nur die beiden folgenden, wenn auch mißlungenen Versuche scheinen mir als Beiträge zur Kenntnis der damaligen Verhältnisse einer Anführung nicht unwert.

Die Franzosen hatten durch unsere zurückgebliebenen Verwaltungsbehörden gleich nach der Besitznahme von Berlin, sowohl in der Hauptstadt als in den anderen von ihnen besetzten größeren Städten der Mark Brandenburg, Bürgergarden nach dem Muster ihrer Nationalgarden eingeführt; es waren zahme Polizeigehilfen, nur mit dem Seitengewehr bewaffnet, aber gut formiert und gleichmäßig gekleidet. Der König, der sie als eine französische Einrichtung haßte, hätte wohl ihre gänzliche Aufhebung gewünscht, was man aber des französischen Ursprungs wegen nicht direkt thun wollte. Mehrere Mitglieder der Berliner Bürgergarde und besonders ihr damaliger Oberst Jordan gefielen sich in ihrer halben kriegerischen Thätigkeit und suchten die Aufhebung möglichst zu verhindern. Jordan näherte sich mir, weil ich alle Rüstungsmaßregeln damals im Kriegsdepartement bearbeitete, und wußte sehr schlau mir den Gedanken hinzuwerfen: wie man jenes Institut doch auch einst zur Landesverteidigung mit benutzen könne. Dies war zwar nur, wie ich es späterhin gesehen habe, ein Vorhängeschild, mit dem der Mann mich zu locken suchte, aber in meiner

Seele entstand schnell der Gedanke, diesen Köder aufzufassen und ihm eine viel weitere Ausdehnung zu geben.

Es bildete sich nämlich bei mir der Plan, unter der Firma einer gehorsamen französischen Nachbildung über alle Städte des damaligen Staates diese Einrichtung in einer veränderten Tendenz auszubreiten, jeder Stadt zu diesem Zweck die benachbarten Dörfer zuzuteilen und eine Anzahl der Jüngeren in jedem dieser Kreise nach und nach mit Gewehren zu versehen. Es wäre auf diesem Wege eine allgemeine Landesbewaffnung herbeigeführt worden.

Scharnhorst, dem ich diesen Plan natürlich vorher zur Prüfung vorlegte, billigte ihn im allgemeinen und überließ mir, da er meinen Eifer für die Sache sah, nach seiner gewöhnlichen Weise auch die Ausführung desselben, empfahl mir indes dringend große Vorsicht. Wie es indes bei einer solchen Sache, die ihrer Natur nach mit verschiedenen Behörden und Personen verhandelt werden muß, geht, es nicht möglich ist, das Geheimnis zu bewahren, so war es auch hier, die Absicht wurde bald verraten, und der französische Gesandte verlangte über diese beabsichtigte Einrichtung eine Erklärung, die das Kind noch vor der Geburt tötete. Der König sagte mir einmal bei Gelegenheit der darüber stattgefundenen Verhandlungen: „Wenn ich wüßte, daß diese Bürgergarden wirklich zum Kampf gegen Frankreich zu gebrauchen wären, so würde ich der erste sein, der ihre Uniform anzöge, da ich dies aber nicht glauben kann, so sehe ich sie als eine gehässige, aufgedrungene fremde Einrichtung an.“

Ich habe hauptsächlich geglaubt, diese Worte des Königs hier mitteilen zu müssen, weil doch aus ihnen hervorgeht, daß der König damals noch an einen Kampf gegen Frankreich dachte.

Mir war das Mißlingen des erwähnten Planes zu jener Zeit natürlich sehr unangenehm, späterhin, nach mehrerem Durchdenken der Sache, habe ich es indes für ein Glück gehalten, daß er nicht zu stande gekommen ist. Das in dieser Bürgerbewaffnung vorherrschende Element der französischen Nationalgarden ist meiner Ansicht nach durchaus fehlerhaft. Eine jede Institution, die zwei Zwecke, hier Krieg und Polizei, vereinigen will, trägt den Krebs in sich. Als Kriegseinrichtung gebraucht, hat diese Gesellschaft so viel bürgerliches Gewerbe in sich aufgenommen, daß es, wenn man nicht das Ganze zerstören will, für diesen Fall einer Menge Kategorien bedarf, die indes nun wieder der Erhaltung des Prinzips der allgemeinen Vaterlandsverteidigung durchaus schädlich sind. Als polizeiliches Institut hingegen gedacht, sind in dem Kreise solcher Bürgergarden eine Menge Subjekte, die eigentlich selbst der polizeilichen Aufsicht bedürfen. Ich halte eine Bürger- oder besser gesagt Konstablergarde auch für nützlich, sie wird aber wahrscheinlich nur dann erst zweckmäßig gebildet werden können, wenn die Staaten zu der Einsicht kommen, daß ihnen allgemeine, auf sittliche Würde, und nicht bloß auf Geld oder Grundbesitz basierte Kommunalordnungen notwendig sind. Dann werden nach meiner Idee diese Konstabler Bürger sein, die, nachdem sie ihrer Kriegspflicht genügt, nun die Sorge der inneren Ordnung übernehmen, und durch ihren inneren Wert vielleicht einen neuen persönlichen Kommunaladel bilden.

Der zweite Versuch dieser Zeit zur weiteren Ausbildung unserer Kriegseinrichtungen, der auch mißlang, war eine auf Betrieb von Scharnhorst niedergesetzte Kommission, um sich wiederum über die Einführung der Konskription zu beraten. Scharnhorst hielt es mit Recht für bringend

notwendig, die bis dahin so zahlreich vom Militärdienst befreiten Stände so bald als möglich mit dem Gedanken der Vaterlandsverteidigung vertraut zu machen. Diesmal war es hauptsächlich der Minister Altenstein, der es verhinderte, daß die Kommission zu einem Resultate kam; er konnte sich damals noch nicht mit dem Gedanken befreunden, daß gelehrte Bildung recht gut mit der Waffenführung zu vereinigen sei. Mir ist es immer unbegreiflich gewesen, wie Männer, die auf die sog. klassische Bildung einen Hauptwert zu legen scheinen, darüber in Zweifel sein können; eine genauere Kenntnis der griechischen Staaten in ihrer Blütezeit muß ja eigentlich das Prinzip der allgemeinen Waffenpflicht vorzüglich begründen und an manchem erhabenen Beispiel griechischer Weisen die Vereinigung hoher Weltweisheit mit dem Waffendienst zeigen. Genug, die Zeit zur Einführung einer derartigen Einrichtung war bei uns noch nicht gekommen, und die leitende Idee mußte sich erst mühsam durchkämpfen.

Mich hatten alle diese anscheinenden Rückschritte ziemlich mißmutig gemacht, ich gab zu früh die Hoffnung auf, daß bei uns etwas Ordentliches zustande kommen würde, und so faßte ich den Gedanken, um eine Landratsstelle nachzusuchen, wo ich auf das Volk, wenigstens des mir untergebenen Kreises, zum Haß gegen Frankreich mehr wirken zu können glaubte. Scharnhorst, dem ich diese Ansicht ganz offen vorlegte, schien sie nicht zu mißbilligen, er sagte mir in seinem gewöhnlichen, sehr ruhigen Tone: er würde darüber nachdenken und mir dann das weitere sagen. Wie überrascht wurde ich nun, als er mich nach ein paar Wochen schnell zu sich rufen ließ und mir sagte, ich müßte sogleich mit ihm zum König gehen, da ich zu der bisher von Oberst Hack bekleideten Stelle des militärischen Kabinettsvortrags bestimmt sei.

Der Graf Lottum nämlich, welcher dem Militär-Oekonomiedepartement vorstand, hatte sich so feindlich gegen Scharnhorst und seine Entwürfe gestellt, daß dieser endlich genötigt war, dem König zu erklären, daß er nicht länger mit dem Grafen Lottum in diesem Verhältnis bleiben könne. Obgleich der König nun den Grafen Lottum viel lieber mochte als Scharnhorst, so sah er doch glücklicherweise ein, daß, besonders in jener Zeit, bequeme Manieren nicht die Talente von Scharnhorst ersetzen könnten. Lottum schied also aus seiner bisherigen Stellung aus, behielt sich die bisher zum Militär-Oekonomiedepartement gehörige Direktion des Potsdamer Militärwaisenhauses, als einen nun selbständig gebildeten Zweig, vor, und der Oberst Hack wurde der Direktor des Militär-Oekonomiedepartements, an dessen Stelle ich, wie schon gesagt, den täglichen Vortrag beim König erhielt. Wenn jetzt auch dieser militärische Vortrag nicht mehr wie früher ganz unabhängig da stand, sondern dem Chef des allgemeinen Kriegsdepartements als damaligen Kriegsminister untergeordnet war, so hatte doch auch in ihrem gegenwärtigen Umfang diese Stellung durch den täglichen, beinahe stündlichen Umgang mit dem König und die ihr obliegende Ausfertigung der Kabinettsbefehle, einen bedeutenden Einfluß auf fast alle Regierungsangelegenheiten.

Das Leben am Berliner Hofe.

Da mir nun zufolge meiner neuen Stellung die Aufgabe wird, die Regierungs-Begebenheiten in der Nähe des Königs selbst zu zeichnen, so glaube ich, daß es gut ist, wenn ich vorher versuche, den Charakter des Königs und seine Lebensweise noch etwas im einzelnen zu schildern.

Der König war von einer sehr ansehnlichen äußeren Gestalt, und wenn er auch nicht ganz das freie majestätische Wesen seines Vaters besaß, hatte er doch immer ein durch seine äußere Erscheinung imponierendes Wesen. Als Kronprinz und selbst noch in den ersten Jahren seiner Regierung gab seine große Verlegenheit bei jedem öffentlichen Auftreten seinen Gesichtszügen und seiner Haltung etwas Unbelebtes; dies verlor sich aber immer mehr, und zu der Zeit, als ich zu ihm kam, konnte er selbst im Vergleich mit dem Kaiser Alexander für einen schönen Mann gelten.

Der König verwendete unausgesetzt eine beinahe übergroße Sorgfalt auf den ganzen Umfang seines Anzuges, jedoch immer in den Schranken der pünktlichen Militärvorschriften, auf deren Beobachtung er bei sich selbst ebenso sorgfältig hielt, als er sie auch von den anderen forderte.

Er saß sehr gut zu Pferde, ritt damals noch recht schnell und machte sich noch täglich starke Bewegungen zu Pferde, die sehr häufig beim Nachhausereiten mit einer Carriere endeten. Die Führung der Truppen im Bereich der gewöhnlichen Evolutionen, sowohl der Infanterie als Kavallerie, gelang dem König sehr gut, er hatte dabei besonders zu Pferd einen freien, kriegerischen Anstand, der ihn sehr wohl kleidete.

Der König hatte von Natur einen gesunden, festen Körper, einzelne kleine Krankheitsanfälle hatten ihre Quelle größtenteils nur in Diätfehlern. Er liebte vorzugsweise einfache Sitten und Genüsse, verweichlichte sich keineswegs, seine Lagerstelle war und blieb das Feldbett eines Subalternoffiziers. Wenn ich vorher von Diätfehlern sprach, so entstanden diese doch keineswegs durch irgend eine Art der Schwelgerei, die der König durchaus nicht liebte, aber wohl dadurch, daß er nicht allein, vorzugsweise von derben

Speisen, ziemlich ansehnliche Portionen genoß, sondern auch zu allen Tageszeiten vielerlei durcheinander aß. In jüngeren Jahren und bei fortdauernder starker Bewegung glich sich dies wohl aus, in späteren Jahren aber war er dadurch unaufhörlich mit seiner Verdauung in Unordnung, und dies machte ihn nicht allein verdrießlich, sondern lähmte auch seine Urteilskraft.

Von den natürlichen Fähigkeiten des Königs stand ein seltenes Gedächtnis, besonders für Personen und überhaupt alles das, was sich anschauen ließ, obenan, die äußere Kenntnis der Offiziere seiner Armee und ihrer Avancements- und Familienverhältnisse war ganz ausgezeichnet. Dagegen trat bei näherem Umgange ein Mangel der Phantasie sehr bemerkenswert hervor, ich glaube aber, daß dies mehr eine falsche Richtung seiner Erziehung bewirkt hatte, als daß es ein eigentlicher Naturfehler war; denn der König zeichnete z. B. recht geschickt, besonders Karikaturen, und in den ersten Tagen nach dem Tode der Königin, in den Augenblicken des heftigsten Schmerzes, habe ich Züge von ihm gesehen, die wohl Phantasie und tiefe Empfindung verrieten. Meiner Ansicht nach war seine Phantasie durch seine früheren Umgebungen nicht geweckt, man hatte ihn nur immer mit den realen, nicht auch mit den idealen Seiten des Lebens bekannt gemacht, und dies hatte den großen Nachteil, daß ihm nicht allein alle durch die innere Bewegung des Geistes erzeugten Empfindungen größtenteils fremd blieben, sondern daß er sie auch häufig verachtete und das Leben nur als ein Spiel gegeneinander prallender äußerer Erscheinungen ansah.

Der König war ein persönlich sehr tapferer Mann, niemals habe ich eine Spur der Furcht vor physischer Gefahr bei ihm gesehen. Ich bin überzeugt, daß, wenn er

unerwartet in ein Handgemenge verwickelt worden wäre, er mit großer Besonnenheit heldenmäßig gekämpft haben würde. Dagegen aber war sein Trieb zu mutigen Unternehmungen sehr gering, in den Augenblicken eines zu nehmenden ernsten Entschlusses war er eine ganz veränderte Natur, und die peinlichste Unentschlossenheit, die sich oft mit einer gänzlichen Mißstimmung und dem Aufgeben seiner selbst aussprach, bezeichnete alsdann sein ganzes Wesen, machte die Geschäftsführung mit ihm in solchen Augenblicken höchst schwierig.

Der König war ganz gut unterrichtet und hatte durch sein gutes Gedächtnis noch obenein eine Menge Notizen sich gesammelt, die aber einzeln da waren, da über so etwas nachzudenken und Folgerungen daraus zu ziehen nicht seine Sache war. Friedrich Wilhelm schrieb, wenn er mußte, deutsch sowohl als französisch recht gut, im Sprechen war dies weniger der Fall, er begnügte sich hier mehr mit einzelnen unzusammenhängenden Sätzen; eine Unterhaltung über einen ernsten Gegenstand fortzuführen war nicht seine Sache, mir ist es vorgekommen, als wenn bei ihm im Französischen (obgleich er diese Sprache nicht liebte) ein größerer Zusammenhang im Sprechen war als im Deutschen.

Von den Lieblingsneigungen des Königs stand, besonders in früheren Zeiten, die Vorliebe für militärische Beschäftigungen obenan, doch nur allein aus dem Gesichtspunkt des Friedensexerzierens und der Uniformen, nicht aus dem der Ausbildung zum Kriege. Weder seine Phantasie noch seine friedlichen Neigungen führten ihn in dieses Gebiet. Der König hatte wohl den Wunsch, die kriegerischen Institutionen des Landes in demselben Ansehen, wie er sie von seinen Vorfahren ererbt hatte, zu erhalten, er liebte auch damals noch vorzugsweise den Umgang mit

Offizieren, aber indem sich dies alles nur auf Exerzieren und Parade bezog, war sein Einfluß auf die Kriegsfähigkeit des Heeres nicht bedeutend.

In dem Gange der politischen Geschäfte hatte der König sich bedeutende Erfahrungen gesammelt, die aber größtenteils negativ waren, nämlich die schwachen oder besorglichen Seiten der ihm vorgelegten Dinge herauszufinden, nicht etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Der König las die einkommenden Depeschen aufmerksam, kritisierte sie oft bitter, aber nur immer wegen einzelner Stellen, ohne daß er am Schluß dieses alles zu einem Haupturteil zusammengefaßt hätte. Ueber die Ressortverhältnisse, sowohl der Regierung als der Justiz, war der König genügend orientiert, ohne in das Innere dieser Verhältnisse eingedrungen zu sein; die neueren staatswirtschaftlichen Ansichten waren ihm fremd geblieben, aber den Wunsch, die unteren Stände von ihren früheren Lasten zu befreien, hatte er wirklich, wohlverstanden indes, daß er dabei nur die Beförderung ihres materiellen Wohlseins, nicht die ihrer geistigen Entwicklung im Auge hatte; der letzteren war er nicht in gleichem Grade hold, und was in dieser Hinsicht unter seiner Regierung geschehen, ist ihm durch die Umstände abgedrängt worden.

Friedrich Wilhelm war nach dem Sinne der Kirche ein recht gottesfürchtiger Mann, er hielt für seine Person streng an den erlernten Ansichten und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung. Obgleich als Reformierter erzogen, neigte sich der König doch mehr zu den von Luther aufgestellten Ansichten; vor den Katholiken hatte er eine gewisse Scheu, und gegen die Juden war er nicht günstig gestimmt, oft im einzelnen unbillig, doch aber im ganzen, besonders im Anfang seiner Regierung, zu einer recht achtenswerten Tole-

ranz geneigt. Späterhin, als er sich mit der Union und Liturgie zu beschäftigen anfing, ist er zuweilen hier auf einzelne Abwege geraten, jedoch nicht ganz intolerant geworden.

Versuchen wir es nun, diese einzelnen Züge (in Hinsicht ihrer vereinigten praktischen Wirkung) zusammenzustellen, so müssen wir uns sagen: die Grundlage in dem Charakter des Königs war Gutmütigkeit, die eben so sehr auf einem natürlichen Wohlwollen als auf seinem Naturell beruhte. Seine Urteilskraft konnte man im ruhigen Zustande zuweilen sogar scharfsinnig nennen, jedoch nur wenn es darauf ankam, die Schwächen einer Sache oder Person zu enthüllen: hierin hatte er eine ganz eigene Geschicklichkeit, die aber leider auch der Grund eines allgemeinen Mißtrauens sowohl gegen die Menschen als den Einfluß wohl überlegter Anordnungen war. Sobald aber der zu beurteilende Gegenstand ernste Entschlüsse forderte, die Verwicklungen herbeiführen konnten, verwirrte sich seine Urteilskraft, und er suchte sich dann die Sache, so gut es anging, vom Halse zu schaffen, und in solchen Krisen schien er selbst die früher gegebenen Bestimmungen zu vergessen. Auf sein persönliches königliches Ansehen hielt der König nicht allein mit allem Recht, sondern war hier auch sehr leicht verletzt. Zu den damaligen Charakterzügen des Königs gehörte eine große Bescheidenheit, die zum Teil ihren Grund in einem großen Mangel an Selbstvertrauen hatte. Diese Stimmung war auch die Veranlassung, daß er fast alle Gelegenheiten, mit Fremden (die nicht zu seiner täglichen Umgebung gehörten) zu sprechen, vermied, wo es nicht zu vermeiden war, sich mit einzelnen Phrasen begnügte und die Unterredung so viel als möglich abkürzte. Der König hatte eine große Neigung, seine Tagesordnung zu systematisieren, und

hier herrschte sein Wille vollkommen; sonst konnten seine Umgebungen wohl durch wiederholte Vorstellungen und kleine Vorspiegelungen seinen Willen oft merkwürdig von der zuerst ausgesprochenen Ansicht ablenken, nur mußte er nicht durch direkten Widerspruch gereizt werden, denn alsdann war er entschieden hartnäckig und hörte auf keine Gründe. Er war zu stolz und mißtrauisch, um sich einen Vertrauten auszusuchen, an den er sich hätte anlehnen können; er nahm den ganzen Umfang der königlichen Gewalt, so wie sie Friedrich der Einzige ausgeübt hatte, in Anspruch. Dabei gab er niemals, weder im Militär noch Civil, mit einziger Ausnahme der Exerzierdispositionen, zusammenhängende Anleitungen, wie die Sachen gemacht werden sollten, einzelne Wünsche sprach er höchstens aus oder ließ in den bei weitem meisten Fällen die Dinge an sich kommen; wenn ihm nun, durch das Bedürfnis gedrängt, durch die Minister ein Entwurf vorgelegt wurde, so begnügte er sich größtenteils mit der Kritik einzelner ihm mißfälliger Stellen, verlangte, ohne das Ganze zu verwerfen, einzelne Abänderungen oder Einschaltungen, die oft dem Zweck, um dessentwillen das ganze Gesetz gegeben war, widersprachen.

Dadurch entstand nun ein den Gang der Regierung mehrfach lähmendes Verhältnis. Der engere Kreis der königlichen Umgebung, aus einigen Hofleuten und Adjutanten gebildet, der den Tadel des Königs über seine höheren Beamten hörte, stimmte natürlich mit ein, teils hatten diese Menschen gar kein besonderes Interesse, dem Könige zu widersprechen, teils standen auch viele von ihnen in Hinsicht praktischer Kenntnisse tiefer als Friedrich Wilhelm. Der König gefiel sich also immer mehr in diesem Kreise, in dem er keinen Widerspruch fand. — Ein ziemlich sicheres und leider von mehreren seiner Umgebung oft gebrauchtes

Mittel war, entweder die Personen der Beamten zu verdächtigen, oder auf Grund einzelner abweichender Ansichten bei neuen Gesetzen große Besorgnisse beim König zu erregen und von allgemeiner Unzufriedenheit zu sprechen: dieses letztere Mittel verfehlte selten beim König seine Wirkung, er geriet ins Schwanken und verweigerte den zur Vervollständigung der begonnenen Bahn noch notwendigen Schritten seine Zustimmung, ohne die daraus entstehenden Folgen weiter zu berücksichtigen.

Es wird aus diesen einzelnen Umrissen wohl hervorgehen, daß Friedrich Wilhelm mehr achtenswerte menschliche als eigentliche Regenteneigenschaften besaß, und wenn man nun noch hinzurechnet, daß seine Regierung in eine verhängnisvolle Zeit fiel, so wird man dies alles bei seiner Beurteilung billig in Anschlag bringen müssen. Ich will diesen langen, dem Könige gewidmeten Abschnitt noch mit der hier ausgesprochenen Ueberzeugung beschließen, daß der König gewiß mit dem redlichsten Willen für das Wohl des Staates den Thron seiner Väter bestieg. Ich habe eine von ihm bei seinem Regierungsantritt für den General Köckeritz eigenhändig geschriebene Instruktion gelesen, die die schönsten Gesinnungen, die eine Fürstenbrust nur hegen kann, aussprach. Köckeritz sollte, das legte er ihm zur Pflicht auf, fortdauernd seinen Zensor bilden, ihn auf alle Regierungsfehler aufmerksam machen und dem Könige ohne Scheu die Wahrheit sagen. Dieser Gedanke ist wahrhaft königlich, aber leider tötete ihn unzureichende Menschenkenntnis bei seiner Geburt. Köckeritz war ein gutmütiger, rechtlicher Mann, aber durchaus nicht zu einem solchen Auftrag geschaffen. Hätte es in dem Willen der Vorsehung gelegen, einen anderen Mann, z. B. Scharnhorst, an die Stelle von Köckeritz zu bringen, so würde sich gewiß noch

manche königliche Eigenschaft zum Heil seines Volkes in der Brust Friedrich Wilhelms entfaltet haben.

Zu einer Schilderung des Hofes gehört vor allem nun auch die der Königin, die ebenso durch ihre eigenen Vorzüge als durch ihr schönes eheliches Verhältnis in vieler Hinsicht bemerkenswert hervortritt. Die Königin war, bloß nach den Regeln der Kunst beurteilt, vielleicht keine regelrechte Schönheit, aber nach dem Eindruck, den ihre Erscheinung ausübte, gewiß eine schöne Frau. Selbst schon als die Jugendjahre vorüber waren, gab die nun sich ausbildende Fülle ihrer Umrisse ihr einen seltenen Reiz, den selbst die ältesten Männeraugen bewunderten. Der Geist der Königin war viel lebhafter und für neue Ansichten empfänglicher als der des Königs, sie sprach sehr gut, hatte eine außerordentlich verbindliche Art, sich auszudrücken, durchblickte die Menschen und wußte sie dann, insofern sie sie brauchte, ganz geschickt zu behandeln. Sie faßte sehr leicht die ihr vorkommenden Gegenstände auf, doch umfaßte ihr Blick mehr den äußeren Umfang jeder Erscheinung, als daß er in das Innere derselben drang. Da die Königin viel schnellerer Entschlüsse als der König fähig und mit einer lebendigeren Phantasie als er begabt war, so fühlte sie oft das Zaudern und die Unentschlossenheit desselben sehr lebhaft und suchte dann, soviel sie es vermochte, durch andere Personen zur Entwicklung solcher Krisen, jedoch gewöhnlich ohne Erfolg, zu wirken. Die Königin hatte bekanntlich aus Haß gegen die Anmaßungen Napoleons zum Ausbruch des Kriegs im Jahr 1806 eifrig mitgewirkt; dafür hatte sie der korsische Kaiser sowohl in den Bulletins als bei der Zusammenkunft in Tilsit höchst unzart behandelt. Dies fühlte die Königin tief, sie ertrug das Unglück des preußischen Staates nicht mit der ruhigen

Ergebung wie der König, daher fanden auch alle Maß-
regeln, die das Volk zu einem neuen Kampfe vorbereiteten,
bei ihr eine lebhafte Teilnahme.

Das eheliche Verhältnis des königlichen Paares war,
besonders wenn man es mit ähnlichen desselben Standes
verglich, sehr achtenswert; es beruhte auf einer wechsel-
seitigen Zuneigung, einer wahrhaften Achtung ihrer beider-
seitigen Pflichten. In beiden Charakteren war eine über-
einstimmende Abneigung gegen lästigen Hofzwang: bei dem
Könige beruhte dieses auf seinem natürlichen, zum einfachen
Soldatenleben der früheren Zeit geneigten Sinn, bei der
Königin trat auch noch der Wunsch, heiter das Leben zu
genießen, hinzu. In diesem königlichen Haushalt war da-
her manche anscheinend bürgerliche Sitte aufgenommen,
die sich besonders auch in einem sehr natürlichen Verhält-
nis zu den Kindern aussprach. Nur die drei ältesten
Kinder dieser Ehe kamen damals eigentlich in Betracht.
Der Kronprinz zeichnete sich durch Phantasie und eine An-
lage zum Witz aus, er fing sich nach und nach an mit
seinem Lehrer Ancillon auszusöhnen, wahrscheinlich weil
sein Militärgouverneur Gaudy ihm zu pedantisch war.
Die Prinzessin Charlotte, nachherige russische Kaiserin, ließ
frühe schon die Spuren zu einem festen Charakter blicken,
und der zweite Sohn, Prinz Wilhelm, entwickelte auch
damals schon eine ähnliche Vorliebe wie der König für
die Pünktlichkeit in den Kriegseinrichtungen.

Das vorhin geschilderte glückliche eheliche Einverständ-
nis wurde zu einem großen Teil durch das nachgebende
Benehmen der Königin erhalten, denn im Gebiete der Lieb-
habereien und Bequemlichkeiten, die zum großen Teil auf
früheren Gewohnheiten und militärischen Schicklichkeits-
ansichten beruhten, war der König nicht zum Nachgeben

bereit. So z. B. hielt sich der König den größten Teil des Sommers hindurch in Potsdam auf, weil dies seine damals noch tägliche Teilnahme am Exerzieren befriedigte und ihm zugleich (wie er es wenigstens einmal gegen mich vertraulich äußerte) als eine Fortsetzung des Lebens seiner königlichen Vorfahren angemessen erschien, während die Königin, der die Zirkel in Potsdam, und nicht ohne Grund, etwas einförmig erschienen, vergebens alles in Bewegung zu setzen suchte, um in der Nähe von Berlin, in Charlottenburg, den ganzen Sommer zuzubringen.

Die Königin strebte dahin, eine größere Abwechslung in ihre Abendgesellschaften zu bringen, doch war dies von keinem bedeutenden Erfolg: das Hinzuziehen fremder Personen war teils dem Könige nicht angenehm, teils blieb es auch erfolglos wegen einiger nicht ganz richtigen Wahlen, und die in den Theestunden gewöhniglich einem Adjutanten obliegende Lektüre blieb doch immer in dem Kreise der gewöhnlichen Unterhaltungsschriften.

Der Einfluß der Königin war daher im ganzen genommen sehr bedingt, gegen eine Regierungseinmischung war der König sehr eifersüchtig, und seine Umgebungen mußten sehr auf der Hut sein, ihm auch nur den Verdacht zu geben, daß ein Einfluß der Königin bei dieser oder jener Sache im Spiel war; das Gebiet der Königin blieben also einzelne, durch einen günstigen Augenblick gewonnene Begünstigungen für diesen oder jenen in Schutz Genommenen und ähnliche Empfehlungen an die Behörden, die, in den reizenden Formen einer schönen Königin vorgetragen, nur selten ihren Zweck verfehlten.

Von dem im Verhältnis zu anderen Höfen glücklicherweise nicht zahlreichen Hofpersonal glaube ich noch folgende etwas näher bezeichnen zu müssen. Köckeritz, den ich oft

schon erwähnt habe, war nicht in der Zuneigung, aber wohl in dem Geschäftsvertrauen des Königs bedeutend zurückgetreten, teils weil er, von anderen aufgehetzt, sich zum Opponenten gegen die neue Gesetzgebung aufgeworfen hatte, teils aber auch, weil er in seiner natürlichen Gutmütigkeit nicht schweigen, kein Geheimnis bei sich behalten konnte.

Die Flügeladjutanten jener Zeit waren die Majore Wrangel und Graf Henkel, beide hauptsächlich als eine Art von Lustigmachern dem Könige angenehm, doch der letztere mehr als der erstere; dann der Major Luck (später Generalleutnant und Direktor der Militärerziehungsanstalten), ein ehrlicher und wohlerzogener Mann; dann Major von Alvensleben (als Generalleutnant gestorben), ein tüchtiger Soldat, und Major von Natzmer (später kommandierender General in Preußen), der sich besonders bei seinem angenehmen Wesen und großer Brauchbarkeit bei Aufträgen der Gunst des Königs und des Hofes erfreute und sie auch verdiente; denn neben sehr guten natürlichen Anlagen und dem regen Bestreben, sie auszubilden, hatte er schon frühe einen ehrenwerter Charakter, der sich in allen Hofverwicklungen immer rein erhielt.

An der Spitze der Hofverwaltung stand der Hofmarschall Maltzahn, ein sein Fach gut verwaltender rechtlicher Mann. Die beiden Kammerherren der Königin, die sie auch nach Preußen begleitet hatten, waren der Herr von Buch, ein Bruder des berühmten Reisenden, doch ihm in intelligenter Hinsicht nicht ähnlich, und der Herr von Schilden, ein mecklenburgischer Baron mit allen diesem anklebenden Ansichten und einem ziemlichen Hange zur Intrigue.

An der Spitze des weiblichen Hofstaats stand die

Gräfin Voß. Schon hochbejahrt, denn sie hatte noch die Tage Friedrich Wilhelms I. gesehen, trug sie doch noch Spuren früherer Schönheit sowohl auf ihrem Gesichte, als in ihrer ganzen Figur; die geselligen Sitten der Vorzeit vereinigten sich in ihrer ganzen Haltung, und sie erschien als ein immerwährendes Menuett. Alles dieses machte sie zur eifrigen Verteidigerin der alten Hofetikette, die sie gegen die Neuerungssucht des königlichen Paares redlich zu verteidigen strebte. Sie hielt daher auch soviel als möglich streng auf den gesellschaftlichen Unterschied der Stände, nur an ihrem Geburtstage machte sie eine großmütige Ausnahme und nahm ohne Unterschied alle diejenigen bei sich auf, die ihr Geschenke brachten. Der neu begonnenen Gesetzgebung war sie von ganzem Herzen abhold, dagegen aber alledem, was dazu diente, die verlorene Selbständigkeit des Vaterlandes zu gewinnen, redlich zugethan. Mehr als einmal hat sie mir enthusiastisch, versteht sich aber immer in gemessener Hofrede, ihre Anteilnahme an den damaligen Vorgängen in Spanien geschildert, und ich bin überzeugt, daß, wenn eine feindliche Kolonne unter ihren Fenstern gekämpft hätte, sie wohl mit eigenen Händen ein Töpfchen mit siedendem Wasser hinunter geschickt haben würde.

Die Hofdamen der Königin waren zu jener Zeit die Gräfinnen Viereck, Truchseß und Tauenzien.

Ich glaube nun noch das tägliche Leben des Königs mit besonderer Berücksichtigung des von ihm angenommenen Geschäftsbetriebes hier näher schildern zu müssen. Zwischen 7 und 8 Uhr kam der König in ein in jedem Schlosse dazu bestimmtes Vortragszimmer, und hier fand ganz regelmäßig zuerst der militärische Vortrag statt. Der König hörte, mit sehr seltenen Ausnahmen, selbst beim Erbrechen

der neuen Sachen oder dem nachher vorzunehmenden Unterschreiben der Kabinettsordres immer aufmerksam dem Vortrag zu und begriff die Sache ganz gut.

Er hatte sich bei dem gewöhnlichen Gange des Vortrags sehr in seiner Gewalt und sagte selten jemandem dabei etwas Unangenehmes, was er, wenn es ja geschehen war, bald nachher in der Regel wieder gutzumachen suchte. In dem gewöhnlichen Laufe der Geschäftsführung war also sein Benehmen sehr angenehm, aber dies veränderte sich leider, sobald von einem neuen großen, wichtigen Entschluß die Rede war: er schien dann plötzlich ein ganz anderer Mensch zu werden, sprach unzusammenhängender wie sonst, war heftig und gab sowohl den ihm vorgetragenen Gründen als seinen früheren eigenen Worten oft andere Deutungen.

Wenn der Militärvortrag beendet war, fing der der Kabinettsräte in den Civilangelegenheiten in derselben Art an. Es waren, als ich in das Kabinett trat, zwei Räte: der Geh. Staatsrat v. Klewitz (späterer Finanzminister und Oberpräsident), ein wohl unterrichteter, redlicher Mann, hatte die Landes-Verwaltungsangelegenheiten, und der Geh. Justizrat Albrecht, ein auch sehr rechtschaffener Mann und guter praktischer Jurist, jedoch ohne besondere Staatsansichten, trug die Rechtsangelegenheiten vor. Die Civilangelegenheiten interessierten den König zwar nicht so als die militärischen Sachen, doch kann ich nicht anders sagen, als daß er dabei seine Langeweile bezwang und auch hier unter den vorangeführten Bedingungen im gewöhnlichen gerecht und milde entschied.

Der hier geschilderte Vortrag war bis zum Jahre 1806 die einzige regelmäßige mündliche Geschäftsverbindung, welche zwischen dem König und seinen Beamten bestand.

Die Kabinettsminister oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatten außerdem noch das Recht, wenn es ihr Geschäft erheischte, zum König zu kommen. Alle übrigen Minister berichteten dagegen an den König, und ihre Gesuche oder Vorschläge wurden in dem Kabinettsvortrage entschieden. Dies war nun in der That ein bedeutender Uebelstand, da die letzte Entscheidung also, bei dem Charakter des Königs, doch nun zum großen Teil in den Ansichten des vortragenden Generaladjutanten oder Kabinettsrats lag, es waren diese daher auch entweder mit den Generalen oder Ministern im immerwährenden Streit oder wurden von diesen über alle Gebühr geschmeichelt.

Deshalb hatten auch Stein und Scharnhorst sogleich auf eine Veränderung in dieser Hinsicht mit vollem Recht gedrungen; denn außer den wirklichen Uebelständen dieses Kabinettsvortrags war derselbe auch in allen Schriften, welche nach der unglücklichen Katastrophe der Jahre 1806 bis 1807 erschienen, ganz gewaltig angegriffen und als eine Hauptquelle der erlittenen Unfälle geschildert. Unter diesen Umständen hatte der König, wenn auch seiner Persönlichkeit nach sehr ungern, der Gewalt der Zeit nachgegeben, und so war folgende Erweiterung in den bisherigen Vorträgen zu stande gekommen.

Scharnhorst, als Chef des allgemeinen Kriegsdepartements oder eigentlicher damaliger Kriegsminister, konnte, so oft er wollte, zu dem vorhin erwähnten Vortrage kommen, er that dies gewöhnlich zweimal die Woche, ebenso kam der Chef des Militär-Oekonomiedepartements einmal die Woche zum König. Die Chefs dieser beiden Departements trugen die wichtigsten Angelegenheiten ihrer Verwaltungszweige, Scharnhorst überdies die Beförderung der Stabsoffiziere vor, mir blieb der gesamte übrige Militärvortrag,

besonders der aller kriegsrechtlichen Erkenntnisse und die Ausfertigung der sämtlichen in Militärangelegenheiten ausgefertigten Kabinettsordres, jedoch unter der Oberaufsicht von Scharnhorst, wodurch ich mit ihm in eine sehr genaue Geschäftsverbindung kam. Außer diesem erweiterten Militärvortrage hatten auch noch sämtliche Minister einmal in der Woche, im Anfang mit dem Kabinettsvortrage gemeinschaftlich, späterhin aber allein, und erst, wenn derselbe beendet war, bei dem König ihren Vortrag.

Der fürstliche Stand ist vor allem derjenige, in dem sich die wenigste Menschenkenntnis erwerben läßt. Nur mit einen sehr kleinen Teil der Nation kommen sie in Berührung; dieser gehört entweder von Haus aus nicht immer zu den besseren oder muß sich nach der einmal angenommenen Etikette immer halb verschlossen gegen sie zeigen: unter diesen Verhältnissen lernen daher die Fürsten oft nur die schlimmen Seiten einer kleinen Anzahl von Menschen kennen, gewöhnen sich, nach diesen ihr ganzes Volk zu beurteilen, von dem sie eben denselben anscheinend blinden Gehorsam als aus dem Kreise ihrer Höflinge erwarten. Ich will zugeben, daß eine bessere Erziehung der Fürsten oder auch nur ein langdauerndes Kriegsleben (diese große anthropologische Schule), wie bei Friedrich, den Fürsten mehr Menschenkenntnis, als sie jetzt gewöhnlich besitzen, geben kann, aber die erste ist noch nicht angeordnet, und das letzte hat auch seine Schwierigkeiten, so daß man wenigstens in den nächsten hundert Jahren befürchten muß, daß den Fürsten die zum Selbstregieren unentbehrliche Menschenkenntnis fehlen wird.

Wenn sich nun auch diese fürstlichen Mängel zum Regieren, wenn man der Wahrheit getreu bleiben will, nicht wegleugnen lassen, so bin ich doch sehr weit entfernt,

mit einer neueren Modeansicht die Fürsten deshalb für entbehrlich zu erklären (Europa würde sehr bald die Nachteile davon empfinden), und ebensowenig kann ich mich damit einverstanden erklären, sie zu bloßen Automaten herabzuwürdigen. Nein! man soll die Fürsten, die unserem Kulturstande unentbehrlich sind, unter deren Schutz wir diesen eigentlich erworben haben, fortdauernd als die höchste irdische Gewalt ehren, ihr nötiges Ansehen befestigen und nur dahin streben, sie von den Vorurteilen der Vorzeit zu befreien, ihnen das, was sie heutzutage leisten können und müssen, begreiflich zu machen und sie dadurch auf die, wie für die Völker, so für die Fürsten selbst zuträglichste Art des Regierens hinzulenken. Wenn ein großer Gutsbesitzer z. B. auf seinen Gütern eine bedeutende Brennerei hat und von dieser nichts versteht, was muß er als vernünftiger Mann thun? Er muß nicht Kenntnisse heucheln, die er nicht besitzt, sondern sich einen tüchtigen Brenner annehmen und diesem, nach dem mit aller Besonnenheit getroffenen Abkommen, einen möglichst freien und ungestörten Wirkungskreis einräumen; der Gutsherr soll alsdann den Gang der Sache und ihren Erfolg beobachten, nicht jeden Augenblick nach seiner Laune oder nach jedem ihm zukommenden fremden Altenweiberrat dem Brenner in seinen einmal angenommenen Geschäftsgang pfuschen. Dieses vielleicht manchem zu niedrig gewählte Beispiel enthält doch eine sehr praktische Vorschrift für das Benehmen der regierenden Fürsten; sie sollen sich alles Selbstregierens und Selbstmachens enthalten, aber dafür sollen sie mit redlichem Willen und Berücksichtigung der öffentlichen Meinung immer dahin streben, die tüchtigsten Männer im Volke zu ihren Ministern zu machen, diese nach den bestehenden Gesetzen ungestört verwalten lassen, aber die Erfolge ihrer Verwaltung immer

unausgesetzt beobachten, über jede anscheinende Stockung Aufklärung erfordern, und wo die Verwaltung fortdauernd lahm geht, einen anderen Mann an ihre Spitze bringen. Die Fürsten sollen die Wirkung der bestehenden Gesetze und den Gang der öffentlichen Meinung sorgfältig beobachten; wo ihnen neue Verordnungen notwendig scheinen, diese nicht selbst machen oder durch die Kabinettsräte hinter der Gardine anfertigen lassen, sondern sie den Ministern abfordern, die Arbeiten derselben, wenn sie nach ihrer Ueberzeugung nicht gut sind, geradezu verwerfen, aber nicht unzusammenhängend hereinkorrigieren; denn dadurch entsteht ein großer Teil des Widersprechenden, welches nur zu oft unsere Gesetze entstellt. Könige müssen nur über die Hauptprinzipien mit ihren Ministern diskutieren. Endlich sollen die Fürsten sich als die fortdauernden Vermittler zwischen dem Volk und den Beamten als die geborenen Repräsentanten der ärmeren Stände gegen die Reichen ansehen und sich deshalb in aller Verwaltung neutral erhalten. Eben jene unrichtige Stellung der Fürsten entsteht auch, wenn sie sich mit einem Departement aus Liebhaberei ausschließlich abgeben und sich um die anderen nicht bekümmern. Dies ist meiner Erfahrung nach der einzige sichere Standpunkt, den man der fürstlichen Würde heutzutage geben kann; er ist ebenso für das Volk als das Fürstengeschlecht wohlthätig und paßt, wie ich es vorhin schon erwähnte, ebenso gut für absolute als konstitutionelle Staaten: denn auf ihm kann selbst auch eine beschränkte fürstliche Natur nützlich und nicht hemmend in den Gang der Regierungsmaschine eingreifen, während das größte Genie, das von Zeit zu Zeit einmal auf den Thron kommt, doch auch in den vorgezeichneten Formen einen Wirkungskreis offen findet, in

dem es sich segensreich einen ehrenvollen Standpunkt in der Geschichte seines Volkes erwerben kann.

Die Fürsten sollen

Anregen und bewachen
Nicht selbst machen.

Wenn ich nach meinen Anschauungen und praktischen Erfahrungen Vorschläge zur Ordnung der Kabinettsvorträge machen sollte, so würden es folgende sein:

Ich halte einen Premierminister, es mag ein geistreicher Fürst oder der Gegensatz auf dem Throne sein, durchaus für notwendig. Er kann allein die Einheit im Ministerium erhalten und den Gang desselben nach den augenblicklichen Verhältnissen antreiben oder mäßigen, was man von einer fürstlichen Natur allein nicht erwarten darf; er soll der Vermittler zwischen dem Ministerium und dem Fürsten sein und sich bemühen, im edlen Sinne der Vertraute des letzteren zu werden; endlich soll er, wie dies auch bei dem Fürsten Hardenberg der Fall war, an der Spitze des Kabinetts stehen.

Unter dem Premierminister denke ich mir zwei Militär- und zwei Civil-Kabinettsräte, die zugleich Staatssekretäre sind und als solche den Sitzungen des Ministeriums beiwohnen, damit sie zum Behuf ihres wichtigen Wirkungskreises immer gehörig unterrichtet sind. Zwei Kabinettsräte haben immer abwechselnd in kurzen periodischen Fristen den Vortrag beim König, während die beiden anderen die Protokolle im Ministerium führen; es ist gut, daß die Könige sich an einen solchen Wechsel der Personen gewöhnen, der ebenso den Geschäftsgang befördert als auch das Heranschleichen eines ausschließlichen Günstlings verhindert.

In das königliche Kabinett gehen nach wie vor sowohl die Berichte der höheren Militär- und Civilbeamten

(der König soll nicht bloß durch die Brille der Minister sehen) als auch die Vorstellungen der einzelnen Privatpersonen. Es ist eine schöne Eigentümlichkeit der preußischen Kabinettseinrichtung, daß jeder Unterthan von seinem König einen Bescheid bekommen kann, und man muß dieses wohlthätige Band, trotz einzelner kleiner Unbequemlichkeiten oder Mißbräuche, die es hervorbringen kann, doch sorgfältig pflegen. Der König sollte alle an ihn gerichteten Berichte und Briefe selbst eröffnen und durchsehen, dies als seine Königspflicht eifrig bewachen; außerordentlich viel Mißbräuche werden dadurch verhütet.

Wenn ich nach dieser Abschweifung nun wieder zu der vorher unterbrochenen Schilderung des täglichen Lebens des Königs zurückkehre, so muß ich freilich aus dem Gebiete der Regierungstheorien zum Essen und Trinken übergehen, indes kann dieser Wechsel doch nicht befremden, da er sich im gewöhnlichen Leben gerade ebenso zeigt. Schon während des Vortrages war in einem Nebenkabinett dem König ein Glas mit ungekochter Milch und ein Teller frischen Obstes hingesetzt, von dem er abwechselnd, ohne den Vortrag zu unterbrechen, genoß. Nach Beendigung des Vortrages erwartete den König ein Gabelfrühstück, bei welchem er sich aber nicht lange aufhielt, und dann dem Gouverneur oder Kommandanten die Parole ausgab, bei welcher Gelegenheit sich auch die angekommenen oder beförderten Offiziere melden mußten. Einzelne Veränderungen, besonders im Uniformwesen, wurden ihm dann auch vorgestellt, der König gab darauf, jedoch sehr selten, fremden Gesandten oder einzelnen angesehenen Reisenden Audienz. Blieb nach diesem noch Zeit übrig, so machte der König entweder einen Spazierritt oder mit der Königin gemein-

schaftlich eine Spazierfahrt. Pünktlich um 2 Uhr wurde zum Mittagstisch gegangen, alle königlichen Kinder, die noch nicht ihre eigene Haushaltung hatten, der Herzog Karl, der Bruder der Königin, nahmen mit dem vorhin erwähnten Hofpersonal und dem diensthuenden Adjutanten täglich daran teil; außerdem waren an den gewöhnlichen Tagen täglich 4–6 Gäste geladen, Stabsoffiziere vorzüglich, nächstdem Präsidenten und ihnen gleichstehende Civilbeamte, auch hin und wieder aus den Provinzen gerade anwesende Gutsbesitzer. In Hinsicht der Beamten hatte der Unterschied zwischen Adel und Bürger damals, zum Aerger der Gräfin Voß, ganz aufgehört, deshalb wurden auch nun die Civilkabinettsräte häufig zur Tafel geladen, was sonst früher der Etikette wegen nicht der Fall war. An den gewöhnlichen Tagen gab es vier Schüsseln, — der König sträubte sich gegen jede Erweiterung oder Verfeinerung der Kochkunst, — und weißen und roten Wein. Einzelne Fragen richtete der König und mehr noch die Königin an die gegenüber sitzenden Gäste, jedoch kam es selten zum zusammenhängenden Gespräch. Aeltere, dem Könige schon näher bekannte Offiziere erzählten wohl hin und wieder einen scherzhaften Vorgang des Kriegslebens oder eine gerade bekannt gewordene Stadtneuigkeit. Die Tafel dauerte ungefähr eine Stunde, und nach dieser versammelte sich die Gesellschaft in einem Nebenzimmer, wo die Königin und der König nach der Reihe herum mit den eingeladenen Fremden sprachen; in Hinsicht des Königs blieb es indes immer nur bei Fragen und den empfangenen Antworten, zu einem zusammenhängenden Gespräch kam es sehr selten. Dies dauerte ungefähr eine halbe Stunde, worauf sich das königliche Paar nach ihren Zimmern zurückzog und die Gesellschaft entlassen wurde. Des Sonntags und an den Hoffeiertagen speisten

die Geschwister des Königs und die anwesenden Generale und Minister gewöhnlich bei demselben.

Zwischen 6 und 7 Uhr versammelte sich die königliche Familie und das Hofpersonal zum Thee, selten wurde ein Fremder dazu eingeladen, und daher waren diese Versammlungen auch ungewöhnlich langweilig, eine unverkennbare Plage aller Teilnehmer.

Im Sommer wurde, da der König damals noch selten ins Theater ging, der Thee, an dessen Stelle dann auch häufig der Genuß der dicken Milch trat, gewöhnlich in einem der königlichen Gärten getrunken, und dann die Zeit bis zum Abendessen mit ziemlich ausgedehnten Spaziergängen ausgefüllt, bei schlechtem Wetter dagegen aber die Zeit einer Lektüre gewidmet, die gewöhnlich in den Bahnen von Lafontaine und Kotzebue blieb. Nach 9 Uhr aß der Theekreis 2—3 Schüsseln, und gegen 11 Uhr entließ der König seine Gesellschaft und beschloß seinen Tageslauf.

Es scheint mir jetzt noch nötig, zur Beendigung der unternommenen Zeichnung der übrigen Mitglieder der königlichen Familie, einiger anderen Personen der damaligen Zeit und des geselligen Lebens in Berlin zu erwähnen.

Der älteste Bruder des Königs, Prinz Heinrich, war unverheiratet; eine frühe schon durch Gichtbeschwerden eingetretene Kränklichkeit entfernte ihn immer mehr vom Leben, er nahm nur ungern an größeren Gesellschaften oder militärischen Bewegungen teil, verschloß sich soviel als möglich in seinen Zimmern, die er nur einmal aus freiem Antriebe ehrenvoll verließ, um an dem Krieg 1813/14, trotz seiner Kränklichkeit, als Freiwilliger teilzunehmen.

Der zweite Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, dessen ich schon mehreremale erwähnt habe, nahm einen größeren

Anteil am Leben und dem Staate; er war wohl unterrichtet, hatte sehr edle Gesinnungen und bewies bei jeder kriegerischen Gelegenheit, der er beiwohnte, einen ausgezeichneten persönlichen Mut. Seine Gemahlin, eine Prinzessin von Hessen-Homburg, war ebenso durch schöne körperliche Formen, als einen edlen, wahrhaft fürstlichen Geist ausgezeichnet. Dies fürstliche Ehepaar lebte in sich sehr glücklich, aus eigener Neigung sowohl als der Verhältnisse wegen aber sehr zurückgezogen.

Der jüngste Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Ferdinand, Großmeister des damals noch bestehenden Johanniterordens, lebte mit seiner Gemahlin, einer geborenen Markgräfin v. Schwedt, auch noch in Berlin. Der Prinz hatte seit der Mitte des siebenjährigen Krieges, in dem er hinreichende Zeichen persönlichen Mutes gab, zugleich aber auch mit achtenswerter Selbstkenntnis sich von jedem Oberbefehl ausschloß, von allen Geschäften entfernt in seinen Schlössern gelebt, aus denen ihn selbst die Ankunft Napoleons in Berlin nicht entfernte, der ihm mit schlauer Berechnung auch einzelne Artigkeiten während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt bewies. Das Alter hatte den Prinzen Ferdinand bereits sehr gebeugt, nur den Veränderungen in den Uniformen folgte er gewissenhaft, obgleich er seine Zimmer fast nie verließ. Seine Gemahlin, auch schon hochbetagt, hatte noch einen etwas frischeren Geist und vielen Sinn für die altpreußische Kriegsehre, deren glänzendste Epochen sie mit durchlebt hatte. Dieses fürstliche Paar hatte fast täglich beinahe in denselben Formen wie der König eine ähnliche Gesellschaft bei sich.

Der einzige noch lebende Sohn dieser Ehe war der Prinz August. Der König hatte ihn noch in Königsberg zum Chef der gesamten Artillerie ernannt; sein persön-

licher Mut und sein Sinn für kriegerische Unternehmungen konnten als musterhaft gelten. Da der Prinz niemals verheiratet war, so brachte ihn dies in etwas starke Verwicklungen mit dem weiblichen Geschlecht. — Die Schwester des Prinzen, die vortreffliche Prinzessin Louise, war seit mehreren Jahren an einen Fürsten Radziwill verheiratet, der viel Liebenswürdigkeit, aber auch den ganzen polnischen Wankelmut besaß.

Von der aus Holland vertriebenen oranischen Familie, die sich damals in Berlin aufhielt, glaube ich noch folgende erwähnen zu müssen. Die verwitwete Erbstatthalterin, eine Schwester des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm II., hatte so wie dieser von der Natur wahrhaft fürstliche Formen erhalten, man sah es ihr als einer bejahrten Frau noch an, daß sie aus eigenem Antriebe einst den sogenannten Patrioten hatte trotzen können, um, wie man sagte, eine Katastrophe herbeizuführen. Ihr Sohn, der damalige Prinz von Oranien, gegenwärtiger König der Niederlande, war ein wohl unterrichteter, rechtlicher, doch etwas peinlicher und genauer Mann. Diese Familie war mit ihrer damaligen Lage sehr unzufrieden, wünschte und beförderte aus allen Kräften den neuen Ausbruch eines Krieges, an dem der älteste Sohn, der jetzige Prinz von Oranien, bereits in Spanien teilnahm; mit dem König war diese Familie, mit Ausnahme der Hoffeierlichkeiten, in geringer Berührung.

Noch zwei Personen, die vielfach in die geheime Geschichte des Hofes verwickelt waren, glaube ich hier besonders erwähnen zu müssen. Die erste war der Fürst H......; in den Rheingegenden geboren, war er in die Kriegsdienste des Kurfürsten von Mainz getreten und dort, welches Gott jener Regierung verzeihen möge, mit der

Würde eines Generals bekleidet. An der unwürdigen Uebergabe von Mainz, die man späterhin nur allein auf die Rechnung des bekannten Eichemeier schob, hatte H....... mit der gesamten kurmainzischen Generalität einen traurigen Anteil genommen, und die deutsche Nation hätte alle diese Menschen eigentlich anklagen müssen, die damals auf eine unverantwortliche Weise diese wichtige Festung an Custine überlieferten. H....... hatte eine Tochter des Grafen S.......... geheiratet. Letzterer, der sich in dem Erwerb eines fürstlichen Schwiegersohnes gefiel, verschaffte dem Fürsten auch noch den Titel eines preußischen Generals und die Erlaubnis, die Uniform dieses Grades zu tragen. In diesem Kleide lebte er bis zu dem Jahre 1806 größtenteils in Berlin, nur mit Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse beschäftigt. Als S.......... dem König im Jahre 1806 nach der Schlacht von Auerstädt nach Preußen folgte, ernannte er aus eigener Machtvollkommenheit seinen Schwiegersohn zum Gouverneur von Berlin. Letzterer verhinderte die bereits angeordnete und noch sehr gut auszuführende Ausräumung des Berliner Zeughauses, damit, wie er sagte, „die Franzosen nicht erbittert würden, wenn sie bei ihrem Einrücken keine Waffen im Zeughause fänden", und nahm nachher noch an der bekannten Komödie teil, in welcher seine Gattin und Napoleon eine auch durch Kupferstiche verherrlichte dramatische Scene aufführten.....

Die zweite hier noch zu schildernde Person ist der Fürst Wittgenstein, Oberkammerherr und gegenwärtiger Minister des königlichen Hauses. Vor der Revolution und im Anfange seiner Laufbahn soll er eine kurze Zeit in französischen Kriegsdiensten gestanden haben, von denen indes nichts Bemerkenswertes bekannt geworden ist; im Anfange der Revolution kam er nach Berlin und suchte durch

den Minister Grafen Herzberg eine diplomatische Anstellung zu erhalten. Späterhin erhielt er die Stelle eines preußischen Gesandten bei dem verstorbenen Kurfürsten in Kassel, den er auf seiner Flucht vor den Franzosen nach Hamburg begleitete, wohin ihm Stein den schon erwähnten bekannten Brief zusendete. Nachdem der Hof nach Berlin zurückgekommen war, hatte er als Oberkammerherr hier auch seinen Aufenthalt genommen und wartete auf eine neue Anstellung oder einen anderweitigen Wirkungskreis. Von einer Erhebung des Geistes durch die Wissenschaft war in seiner Seele keine Spur: er betrachtete im Gegenteil die Fortschritte derselben mit Besorgnis, da die Erhaltung der alten Ordnungen der Inbegriff seiner Staatskunst war. Zur Intrigue geneigt, besaß er eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung und seltene Ausdauer; indem sein ganzes Benehmen eine milde Form angenommen hatte und sich bei kleinen Liebesdiensten und Gefälligkeiten immer ganz human zeigte, wartete er beharrlich auf einen ihm günstigen Augenblick und wußte diesen dann recht geschickt zu benutzen. Voll von kleinen Anekdoten und der Kenntnis der fürstlichen Familienverhältnisse und der Hofeinrichtungen an den deutschen Duodezhöfen, wurde er dadurch bei dem König beliebt. Ohne Kenntnisse von dem Geiste der preußischen Einrichtungen wollte er diese immer nur entweder nach österreichischen oder kleindeutschen Formen messen und hat durch dieses Verkennen der preußischen Nationalität bei seinem immer zunehmenden Einfluß auf den König vielleicht noch mehr geschadet, als es ursprünglich seine Absicht gewesen sein mag.

Daß er ebenfalls auch ein großer Feind der begonnenen preußischen Gesetzgebung war, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Die Geselligkeit in Berlin hatte im Verhältnis zur früheren Zeit natürlich sehr abgenommen, keiner der Minister und Gesandten machte ein eigentliches Haus, und nur sparsam waren selbst in den Wintermonaten die sonst gewöhnlichen größeren Zusammenkünfte. Die Livreen waren größtenteils verschwunden, auf keiner Wagenthüre sah man ein Wappen; alles dieses war dem damals herrschenden Geiste der Zeit gewichen, und der König hatte sogar zur Feier seiner Rückkehr die Bewirtung mit einem Mittagsmahle von dem Berliner Magistrat und den Stadtverordneten angenommen.

Schluß des ersten Bandes.

